

DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 2

Februar 1938

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

INHALT

Seite

Prosa und Lyrik:

Johannes R. Becher: Drei Gedichte	3
Erich Barlud: Februar	8
Béla Balázs: Mozart	14
Paul Zech: Zwei indianische Legenden	48
E. Brendt: Das Opfer	56
Iwan Goll: Tscheljuskin	63
Balder Olden: Anno vierunddreißig in der Sowjetunion	68

Übersetzungen:

František Gellner: Lied des Häuers	79
Arthur William Edgar O'Shaughnessy: Ode	80
Martin Andersen-Nexö: Der Ochse Amor	81

Essay:

Herwarth Walden: Vulgärexpressionismus	89
Klaus Berger: Das Erbe des Expressionismus	100
Walter Haenisch: Im Kampf ums freie Wort	102

Kulturerbe:

Johann George Adam Forster	106
--------------------------------------	-----

Bildende Kunst:

Gregor Gog: Hans Tombrock, ein deutscher Malervagabund	112
--	-----

Kritik:

Maria Arnold: Begegnung mit alten Büchern	123
Viktor Röbig: Der Roman der Cleopatra	125
Oskar Baum: Das Leben Franz Kafkas	128
Fritz Erpenbeck: Freude und Enttäuschung	131
Kurt Kersten: Fallada unter den Wölfen	135
Heinrich Werth: Literaturbrief aus den Sudeten	138

An den Rand geschrieben:

Franz Leschnitzer: Acht Akrosticha	143
H. W-n.: Wie werde ich Stammutter?	144
K. A.: Augenordeter Dante	145
Fr. Lambert: Der „große Dichter des Marxismus“	146
w.v.: Der beschränkte Untertanenverstand	147
Maria L.: Dorfschule im Dritten Reich	150
x. y.: Brief aus dem Dritten Reich	151
Kobmann: Brief aus Paris	152
H. W-h.: Kleine deutsche Chronik — Tschechoslowakei	154
a. wg.: Zum erstenmal Herderpreis	155
B. Z.: Demanten und Kohldunkel	156
Johannes Wüsten: „Guernica“ von Pablo Picasso	157
Zu unseren Beiträgen	157

DREI GEDICHTE

von

Johannes R. Becher

DIE BAUERN-PROZESSION

An der Donau, hinter Sigmaringen,
 liegt, von Felsen ringsum eingezwängt,
 Kloster Beuron. Häufig Fähnlein schwingen:
 „Achtung! An dem Berge wird gesprengt!“

Dorthin ziehen jährlich sie in Scharen,
 Bauern pilgern nach dem Kloster hin,
 kommen auch in Wägelchen gefahren
 mit der Bäurin und den Kindern drin.

So ists Brauch. Nach schweren Arbeitstagen
 ißt man Brezeln, trinkt den Klosterwein.
 Überall hängt ER, ans Kreuz geschlagen,
 ER ist Wirt und lädt die Gläubigen ein.

Freilich kommt solch eine Wallfahrt teuer,
 denn die Preise sind hoch im Vergleich,
 und dem Bauern ist es nicht geheuer
 mit dem Lohn, der kommt im Himmelreich...

Dieses Jahr nun — laßt es Euch erzählen
 von mir, der ich selbst zugegen war —
 niemand schien in diesem Jahr zu fehlen,
 soviel Leute gabs in keinem Jahr.

Alle Straßen waren gar zu enge,
 und so sah man, wie durch Feld und Wald
 zog, die Psalmen singend, eine Menge,
 und am Ende gab es keinen Halt —

von den Felsen, die sie hochgeklommen,
 sprangen sie herab und fielen schwer,
 aus dem Wald, um sich zuvorkommen,
 stürzten sie in einem Haufen her.

Nirgends war ein Gasthof mehr mit Betten,
Tisch und Bänke standen bald in Reihn
auf dem Platze, an den heiligen Stätten
lagerte das Volk und schlief im Frein.

Als der volle Mond war aufgegangen
und vom Wald her kam ein kühles Wehn,
hat es da und dorten angefangen,
sich im Schläfe hin und her zu drehn,

und sie stiegen auf zu dem besternten
Himmel, denn sie hatten einen Traum:
reiche Felder galt es abzuernsten,
goldene Körner häuften sich im Raum.

Unermeßlich waren diese Flächen,
und dem Volk gehörte dieses Land,
da fing an das Volk im Schlaf zu sprechen,
weil es sonst nie Zeit zum Sprechen fand.

So als wär die Nachricht eingetroffen,
die gestattet allen wahr zu sein,
alle Münder standen schreiend offen
um die große Not herauszuschrein . . .

Früh erhob das Volk sich, zu erwarten
seinen Herrn, sein Bild im Kerzenkreis
stand in Blumen wie in einem Garten,
nur die Mutter Gottes weinte leis.

Kessel schwangen, die den Weihrauch streuten.
Alle Gläubigen lagen auf den Knien,
und der Priester schritt beim Glockenläuten
unterm goldgestickten Baldachin.

Zum Kalvarienberg, die Litaneien
murmelnd, zogen sie. Es lag ein Glanz,
sonnenähnlich, über ihren Reihen.
Hoch erhoben strahlte die Monstranz.

Doch es waren nicht mehr fromme Sprüche,
die sie sangen, alles sang im Chor,
lang geheimgehaltene schlimme Flüche —
also stieg das Volk zum Berg empor.

Alle sangen von den harten Steuern,
taten laut im Chor die Meinung kund,
daß es Zeit sei heute zu erneuern
wieder jenen alten Bauernbund.

Gott soll sehen und sein Urteil fällen,
und dann wird ein kurz Gericht gemacht –
ja, es war, als hätten aus den Ställen
sie das Vieh, das magere, mitgebracht:

Kühe, an den Bäuchen tiefe Falten,
ihre Euter hängen schlaff und leer,
Gäule, die kaum noch die Deichseln halten,
trostlos lahmen sie im Zug daher.

Gott erbarm sich auch der armen Ziegen!
Seht sie nur! Tut nicht ihr Anblick weh?
Ausgehungert schnappen sie nach Fliegen,
niemals blühte ihnen saftiger Klee.

Jeder Bauer trug, ihn vorzuzeigen,
einen Plan, darauf sein Ackerstück
eingezeichnet war. Es war sein „Eigen“
nichts mehr wert und ließ ihm nichts zurück.

Jeder Bauer brachte auch zum Schmecken
mit vom Brot, das er alltäglich aß,
und erschien, voll Flecken und voll Flecken,
in dem einzigen Kleid, das er besaß.

„Vater unser! Es gescheh Dein Wille!“
Fahnen wehten in der Prozession.
Zum Empfang bereit, in tiefer Stille,
stand das ganze Volk vor Gottes Thron.

Alle sahn empor. Es blieb die Wolke
stumm. Da Gott nicht aus der Wolke sprach,
sprach ein Knecht, der ärmste aus dem Volke
zu dem Bauernvolk von seiner Schmach.

Und es sprach der Knecht mit Volkes Stimme,
von der Zeit der Leiden und der Fron,
und davon, daß die Passion, die schlimme,
nur dann endet, wenn man weiß, wovon

all dies Unheil stammt, dies schwere Drücken,
das dem ganzen Volk ist auferlegt,
in den Städten auch, in den Fabriken,
ists so schlimm, daß man es kaum mehr trägt.

Müde von dem Weg, dem steilen, langen,
saßen sie und setzten sich zurecht
um zu sehn: es hat den Geist empfangen
einer aus dem Volk, ein armer Knecht.

Um sich aneinander anzulehnen,
rückten sie zusammen, saßen dicht,
aus den Augen wischten sie die Tränen,
alle hatten sie jetzt ein Gesicht:

sahen, als der Knecht sprach, wie zum Zeichen
nach dem Osten, wo der Bauer fand
ewigen Boden. Wie ein Händereichen
wars hinüber ins gelobte Land.

Sprach der Knecht: „Es muß uns doch gelingen,
daß das Elend bald ein Ende nimmt!“
Und das Volk, weit über Sigmaringen,
hat das Lied der Freiheit angestimmt.

LIED VON DER SCHÖNEN AUSSICHT

Wenn du zu mir kommst, so sag ich gleich:
„Komm, wir wollen aus dem Fenster schauen!“
Denn ich zeige dir ein weites Reich,
und du wirst nicht deinen Augen trauen,

wenn du, neben mir hinausgelehnt,
siehst die Stadt, sie liegt ganz tief und eben,
doch am Rand, wo sich der Wald schon dehnt,
scheint sie leicht im Schwung emporzuschweben.

Alle Häuser sind uns aufgetan,
so als würden wir darinnen wohnen.
Lautlos gleitet eine Straßenbahn.
Gärten, bunte, hängen auf Balkonen.

Boote wimmeln drüben im Kanal,
auch den Funkturm können wir ersteigen.
In der Wirtschaft bei dem Mittagsmahl
siehst du Köpfe sich vornüberneigen.

„Siehst du, wie die roten Fahnen wehn!“
„Siehst du, wie die Schlote alle rauchen!“
Und wir spüren, daß zu diesem Sehn
in die Weite wir einander brauchen...

Während Auge so an Auge streift
über Dächer weg, entsteht im Blauen
fern ein Hang, daran es blüht und reift —
-komm, wir wollen aus dem Fenster schauen!

TRINKLIED

Wir haben zusammen getrunken
den herben georgischen Wein.
Wir saßen, in uns versunken,
und schauten nach Deutschland hinein.

Wir sahen den Main und die Hügel,
die fränkischen, blühend und rund,
wir sahen sich drehn die Flügel
der Mühlen am Meer bei Stralsund.

Es machte die Sehnsucht die Runde,
doch sprachen kein Wort wir dabei:
O käm sie uns bald, die Stunde,
da Deutschland für immer wird frei.

Vom Glück, dich bald wiederzusehen,
hat trinken wohl jeder geträumt.
Wir konnten jetzt gut verstehen,
was damals wir alles versäumt.

Es wurde das Schweigen zum Singen
Wer stimmte von ferne mit ein...?
Wir lobten beim Gläserklingen
den herben georgischen Wein.

Wir haben das Land hochgepriesen,
das freie und heilige Land:
als sie aus dem Reich uns stießen,
uns dort eine Heimat erstand...

Vom Winde war sanft sie durchwoben
der Sommernacht glitzernde Ruh,
Ihr Brüder, das Glas erhoben!
Wir trinken den Toten jetzt zu.

Es war uns, als blitzte von Sternen
das Glas, darum sei es geweiht
als letztes: Dir, Volk, dem fernen!
Euch Kündern der nahenden Zeit!

FEBRUAR

von

Erich Barlud

Der Abend hatte sich über die Stadt gebreitet. Um fünf Uhr sah man nichts mehr. Dunkelheit bedeckte alles vom Wienerwald bis zur Donau. Finsternis umfing die Riesenstadt und hüllte alles ein: Zinskasernen, Villen, Hütten, die Denkmäler, Kirchen, Paläste und die Gemeindebauten. Kein einziges der Millionen Lichter brannte; überall hingen die Bogenlampen am Drahtnetz und an den hohen Lampenmasten: sie blieben blind. Die Häuser glotzten mit schwachen Kerzenaugen in die finsternen Straßen, die gar keine Straßen waren, nur dunkle Gräben zwischen lichtgefleckten, dunklen Quadern. Die Plätze bildeten große, finstere Flecke, die Bäume in den Parkanlagen waren unsichtbare Schatten. Die gelähmten Straßenbahnen ruhten auf den Schienen wie massige, geheimnisvolle Tiere. Vergebens reckten sich die Glühbirnenarme der Lichtreklame, sie blieben unsichtbar, und die sonst glitzernden und funkelnden Hauptstraßen mit den taghell erleuchteten Geschäftsauslagen glichen Ruinenstraßen in tiefer, schwarzer Nacht. Die Silhouetten der Gebäude flossen ineinander. Alles war gleich schwarz, und wenn sich irgendwo eine Schattengestalt von der allgemeinen Finsternis löste, erschien sie übermäßig groß und drohend. Sah man vom vierten Stock eines Hauses auf die Straße, so glaubte man in einen bodenlosen Abgrund

zu blicken; sah man geradeaus, wo sich bei Tag der Kahlenberg dem Auge bot, dann bohrte sich jetzt der Blick in unendliche, weite, dicke Finsternis, die trotz ihrer Unendlichkeit etwas furchtbar Einengendes, Herzzusammenpressendes an sich hatte; blickte man aber in die Höhe, so wollte man seinen Augen kaum trauen: während auf der Erde keines der millionen Lichter leuchtete, glitzerten am klaren Himmelsgewölbe abermillionen Sterne...

Nicht überall wurde geschossen. In der großen, ausgedehnten Stadt konnte auch der Lärm der Kämpfe nicht überall hindringen. So umging in kampf-freien Stadtteilen nicht nur schwarze Dunkelheit, sondern auch schwarze Stille die Häuser und Menschen. Diese ungewohnte, schwere Stille lastete starr und beängstigend auf allem. Auf dem Straßenpflaster konnte man deutlich das Klappern der Schritte von Patrouillen oder verspäteten Passanten hören, von denen nichts zu sehen war als ihre Taschenlampen, die wie leuchtende Würmer in der stockfinsternen Nacht herumkrochen.

Lene und der alte Strobl eilten zum Arbeiterheim. Dauernd hörten sie Schüsse. Sie schlichen durch die menschenleeren Straßen. Von Zeit zu Zeit hielten sie inne. Der alte Strobl horchte vorsichtig auf verdächtige Geräusche; auch Lene lauschte angestrengt und begann mit der nächtlichen Straße vertraut zu werden. Sie kamen dem Arbeiterheim näher, das hörten sie an der Lautstärke der Schüsse.

„Wie wird das bloß ausgehen?“ fragte der Vater.

Lene gab keine Antwort. Sie wollte zu Robert und es beruhigte sie irgendwie, daß sie dem Arbeiterheim näherkamen. Dort war er, dorthin mußte auch sie.

Sie schritten eine lange, breite Straße entlang. Irgendwo am Ende, links, inmitten anderer Häuser mußte das Arbeiterheim sein. Sie hörten keine einzelnen Schüsse mehr: Salven und Maschinengewehrgeknatter flossen ineinander zu einem einzigen, wellenartig anschwellenden, abflauenden Getöse.

Plötzlich wurde vor ihnen alles in grelles, weißes Licht getaucht. Erschrocken sahen sie riesengroß ihre Schatten aufwachsen. Sie hörten ein Brausen hinter sich und sprangen in ein Haustor. Ein Lastauto raste an ihnen vorüber. Geblendet schlossen sie für Augenblicke die Augen. Tiefe Finsternis verschlang sie, als das Auto vorüber war. Doch gleich darauf bog ein zweiter Wagen um die Ecke, überflutete die Straße und das erste Auto mit Licht. Es raste vorbei, und wieder schlug die Finsternis über ihnen zusammen. Ein drittes Auto bog um die Ecke, raste vorüber, dann sackte wieder alles in die undurchdringliche Finsternis zurück.

Lene schmiegte sich an das Haustor, lehnte den Kopf hintenüber. Vor ihren Augen flimmerten Sterne. Sie überwand den Schreck und sah den Autos nach, die weiter oben in eine Seitengasse bogen. Sie schauderte. Nie hatte sie ein ähnliches Bild so ergriffen: Militär trugen die Lastautos. Militär jagte zum Arbeiterheim! Lene hatte nur ihre Stahlhelme gesehen und ihre Gewehre, die zu beiden Seiten auf die Fenster der Häuser gerichtet waren. Drei Lastwagen voller Stahlhelme! Die schwammen, immer im Licht des folgenden Wagens, wie große, grüne Melonen: Stahlhelm an Stahlhelm,

dicht gedrängt! Soldaten jagen zum Arbeiterheim — sie springen aus dem Wagen — reißen die Gewehre hoch und schießen auf Robert, schießen auf seine Kameraden, morden, was ihre Kugeln erreichen!

Das Maschinengewehrgeknatter wurde heftiger.

Lene wußte wenig über Waffen und Krieg. Es war erstaunlich: dauernd wurde von Waffen und kommendem Krieg geredet, doch sie hatte noch nie ein Maschinengewehr aus der Nähe gesehen. Jetzt, da die mit Soldaten besetzten Autos an ihr vorüberjagten, bekam sie plötzlich eine Ahnung davon, was Krieg bedeutete. Den ganzen Weg über hatte sie das Geknatter der Schüsse gehört, doch das waren nur Geräusche gewesen; was dort, woher diese Geräusche kamen, vor sich gehen mußte, das konnte sie sich erst jetzt vorstellen, erst jetzt nahmen diese Geräusche Formen an: sie sah Blut, verwundete Menschen und Tote.

Mit zittriger Stimme fragte der Alte: „Sollen wir noch weitergehen?“

Lene antwortete nicht. Es zog sie unwiderstehlich zum Arbeiterheim. Sie trat aus dem Haustor und setzte den Weg fort.

Der alte Strobl klammerte sich an sie: „Wir kommen nicht durch“, sagte er mit weinerlicher Stimme.

Schon einige Male hatte er das gesagt. Lene hatte nicht verstanden, was er damit meinte; jetzt stieg ihr das Bild auf, wie es sein mußte dort um das Arbeiterheim: Militärkordons sperren die Straßen, Kugeln schwirren. Was sollten da unbewaffnete Menschen suchen...?

Dennoch ging sie weiter.

„Sie sind eingeschlossen!“ flehte der Alte, „verstehst du nicht — sie sind eingeschlossen!“

Lene glaubte es ihm, dennoch sagte sie ungeduldig und hart: „Gehen wir weiter.“

Sie eilte voraus. Sie kümmerte sich nicht darum, ob der Alte ihr folgte. Wie im Traum ging sie weiter. Ganz nahe klangen schon die Schüsse. Sie fühlte, wie ihre Angst abnahm, wie sie immer mutiger und ruhiger wurde. Oder war sie nicht mehr bei Sinnen?

Da bellte in nächster Nähe ein Maschinengewehr los. Wie dröhnender Haggelschlag überfiel dieses schneidende Bellen Lenes Nerven. Die Wirkung war überwältigender als alles bisher.

Tak, tak, tak, tak... tak, tak, tak, tak...!

Plötzlich rannten schwarze Schatten auf sie zu. Flüchtende Menschen stießen sie fast um. Sie rissen sie mit, sie machte kehrt und lief; sie dachte an nichts, sie lief nur. Dann plötzlich, als wäre sie erwacht, begann sie verzweifelt zu schreien. „Vater Strobl! Vater Strobl!“ schrie sie von Angst überwältigt, „Vater Strobl!“

Der Alte war nicht mehr neben ihr.

Das Maschinengewehr bellte hinter ihnen drein: tak, tak, tak, tak, tak, tak...!

Der alte Strobl irrte eine Weile durch die finsternen Straßen. Menschen — er wollte unter Menschen sein...

Als er von ungefähr vor das Haus geriet, in dem sein Kollege Brackl wohnte, blieb er stehen, suchte Steinchen und warf sie gegen das schwach erleuchtete Fenster. Brackl sah heraus und warf ihm den in Papier gewickelten Torschlüssel herunter.

Im Zimmer befanden sich außer Brackl und seiner Frau einige fremde Leute aus den Nachbarwohnungen. Der Alte schätzte seinen Kollegen Brackl, obwohl er jünger war, wegen seiner Klugheit. Er war früher Betriebsrat gewesen, dann hatte ihm eine Maschine den Arm weggerissen, und nun lebte er als Invaliden von der Rente und einer kleinen Nebenbeschäftigung. Er hatte sich einen Radioapparat zusammengebastelt, um den sie nun alle herumsaßen. „Pst, pst!“ zischten die Leute, als Strobl in das halbdunkle Zimmer trat und sie begrüßen wollte. Eben krächzte der Lautsprecher: „Das aufopferungsvolle Vorgehen der Exekutive konnte fast überall die Rebellen isolieren ... die Regierung ist Herrin der Lage ... das Standrecht hat seine wohlthuende Wirkung getan. Der besonnene Teil der Bevölkerung hat sich von den Rebellen losgesagt und verhält sich passiv. Die Regierung macht die Arbeiterschaft aufmerksam, daß jedweder Streik unter die Bestimmungen des Standrechtes fällt. Die Regierung ist Herrin der Lage und fordert die heimatreue Bevölkerung auf, die Niederschlagung des bolschewistischen Aufstandes mit allen Mitteln zu unterstützen ...“

Strobl zuckte es durch den Kopf: Was sagen die Gewerkschaften dazu? Was können sie der Regierung entgegensetzen? Wo sind die Gewerkschaften überhaupt? Wo ist die Partei? Und was wird morgen sein?

Die Rede war verstummt. Irgendein heiterer Schlagler begann.

„Schalt aus“, sagte Brackls Frau. Eine Weile war es ganz, ganz still. „Die Regierung ist Herrin der Lage“, wiederholte jemand und fuhr fort: „Das glaubt ihnen kein Mensch.“

Strobl setzte sich ans Sofaende: „Wenn man nur wüßte, wie es um den Schutzbund wirklich steht? Aber nichts weiß man. Von Wien nichts und von draußen erst recht nichts ...“

Eine junge Frau, deren Bauch sich wölbte, klagte, an ihren Mann gelehnt: „Er will nicht zur Arbeit gehn, Streik ist Streik, sagt er.“

Der Mann schob sie sanft von sich: „Alles hängt vom Schutzbund ab. Wenn die Unseren nur ein klein wenig Erfolg haben ... Ein Schuft, wer ihnen in den Rücken fällt ...“

Die Schwangere warf sich ihm hysterisch um den Hals: „Wer wird das Kind ernähren, wenn du jetzt die Arbeit verlierst ...? Ich weiß nicht, was ich tu ... ich geh in die Donau ...!“

Jemand wandte sich an Strobl: „Wo kommen Sie jetzt her?“

„Vom Arbeiterheim“, sagte Strobl und erzählte, wie er und Lene durch das Maschinengewehrfeuer voneinandergerissen worden waren.

Während er erzählte, griff der Bürgerkrieg lebendig ans Herz der Leute, die um die flackernden Kerzen saßen; sie dachten an das Arbeiterheim, an die glänzenden Versammlungen, die dort gehalten worden waren, an die Reden, an die herrlichen Abende; und Wehmut ergriff sie.

„neute ists besser, man geht nicht hin“, schloß jemand die Gedanken.

Am unteren Ende des Tisches saß eine abgehärmte, grauhaarige Frau, die bisher kein Wort gesprochen hatte. Jetzt hob sie den Kopf und meinte leise: „Alle müßten dorthin gehen! Alle!“ Ihre Worte zitterten in der Wärme des Zimmers, aber nur eine kurze Weile.

Eine andere Frau sagte: „Kann man denn, Frau Bromberger? Man kann doch nicht. Alles ist abgesperrt rund herum. Was wollens mit den bloßen Händen ausrichten . . .“

Und eine dritte warf ein: „Die Huda im dritten Stock, der ihr Mann ist auch dabei. Nicht einmal heimgekommen ist er von der Arbeit. Sie weiß überhaupt nichts von ihm. Seit Mittag weint sie in einemfort.“

„Soll sie nicht weinen?“ fragte die Schwangere. „Sie hat zwei kleine Kinder.“

„Wirklich, manchmal ists, als müßte man den Verstand verlieren“, nickte die Graue am Tische und sackte in sich zusammen.

Wieder ließ sich das Radio vernehmen: „In den meisten Bezirken ist die Ruhe wieder hergestellt. Die Aufstandsversuche in Bruck und in Eggenberg bei Graz sind im Keime erstickt. Bauer und Deutsch sind geflüchtet. Einer der Anführer der Rebellen konnte gefangen genommen werden. Er wird vor das Standgericht gestellt. Die Todesstrafe muß im Sinne der Notverordnung innerhalb zwei Stunden nach Urteilsverkündung vollzogen werden . . .“

„Au . . . au . . . au . . . nein!“ Stoßartig schleuderte eine große Erregung unartikulierte Laute aus dem Mund der schwangeren Frau. Sie glucksten herauf und brachen gequält hervor, als würden sie von irgendetwas im Innern zurückgehalten.

Die Grauhaarige am Tische senkte ihren Kopf noch tiefer und ließ ihn auf den Tischrand fallen.

Alle anderen starrten mit bleichen Gesichtern in den Apparat, aus dem schon wieder fröhliche Tanzmusik ertönte. Brackl schaltete rasch den Lautsprecher aus. Unheimlich und aufreizend war das: die Tanzrhythmen, die erstarrten Gesichter, das lautlose Schluchzen der grauen Frau und das hysterische, allmählich verklingende Schreien der Schwangeren.

„Der erste“, sagte Brackl in eine plötzliche Stille hinein.

„Wa-was . . .?“ fuhr Strobl auf, „was sagst du?“

Brackl sah wie durch ihn hindurch, weit fort. „Der Galgen“, flüsterte er.

Plötzlich wurde alles von einem mächtigen Krach überdröhnt. Wie nach einem Blitz pflanzte sich der Donner fort und brach aufs neue in das Zimmer. Unaussprechliches Entsetzen überfiel alle. Einige rannten zum Fenster, als könnten sie etwas in der Finsternis sehen; andere konnten sich nicht von der Stelle rühren und starrten einander entgeistert an, hingegeben diesem gewaltigen Donner. Der alte Strobl hatte die Augen weit aufgerissen und sich geduckt, wie um eine Deckung zu suchen, sein Mund formte unwillkürlich das Wort: „Kanonen!“

Brackl nickte, als wäre etwas eingetroffen, was er vorausgeahnt hatte: „Kanonen“, sagte er. „jetzt kommen noch die Kanonen.“

Einige Frauen begannen laut zu weinen. Eine jüngere, kränklich aussehende stürzte zum Fenster, schüttelte die Fäuste und rief außer sich: „Hunde! Mörder! Henker! Teufel!“

In allen zitterte Wut, Haß, Verachtung, Verzweiflung. Zugleich fühlten sie, wie ohnmächtig sie waren.

Lange Zeit wagten sie kein Wort zu sprechen. Kanonen! Sie krümmten sich zusammen. Sie saßen gebeugt da, als duckten sie sich vor jedem nun folgenden Einschlag, als würden auch sie, samt allem, was um sie war, zerschmettert. Kanonen! Was könnte noch ärgeres kommen? Nein, es konnte nichts ärgeres mehr kommen. Kanonen! Das war das Ende . . .

Und das Radio sprach: „Die Regierung ist Herrin der Lage. Die Regierung fordert von der Bevölkerung Ruhe und Ordnung. Der Aufstand ist im Keime erstickt! Ruhe und Ordnung . . . Ruhe und Ordnung . . . Ruhe und . . .“

„Mörder! Lügner! Henker! Teufel! Mörder!“ Wie besessen schrien sie in den Apparat. Dann schwiegen sie plötzlich wie erschöpft. Erst nach langer Zeit sagte Strobl: „Von den Unseren hört man nichts, immer nur die Regierung . . .“

„Wenn man etwas vom Schutzbund erfahren könnte . . .?“

„Nur immer die Regierung“ wiederholte Strobl hartnäckig.

Und die Schwangere klagte: „Verlassen sind wir . . . arme, verlassene Hascherln . . .“

Dann schwiegen alle, als wäre plötzlich nichts mehr zu sagen gewesen. Die Kerzen waren fast bis zum Stumpf niedergebrannt, die Flamme flackerte und Ruß stieg zur Decke. Dann dröhnte wieder das Grollen des Donners. Dann war es wieder still.

„Ich geh“, sagte Strobl leise.

Als ihn Brackl zum Tor hinausließ, überkam ihn wieder die angstvolle Erregung und er klammerte sich an Brackl: „Du, du, hast du je gedacht, daß es so kommen würde? Daß sie Kanonen . . .? Gegen Kanonen — da kann auch der Schutzbund nichts machen.“

Brackl machte sich los und erwiderte bitter: „Wenn sonst alles geklappt hätte . . . zu den Kanonen wärs dann erst gar nicht gekommen!“

Strobl sah ihn verständnislos an.

„Ein Aufstand“, fuhr Brackl fort, und es klang, als spräche er für sich, „ein Aufstand, der muß organisiert sein. Bei uns . . . die einen wollten ihn, die anderen fürchteten sich davor wie vorm Fegefeuer. Und was herausgekommen ist? Halbheit, wie immer seit anno achtzehn, Halbheit . . .“

„Wie wird das noch ausgehn, wie wirds ausgehn?“ jammerte Strobl.

„Morgen wird mans sehn“, sagte Brackl trocken und schloß das Tor.

MOZART

von

Béla Balázs

II. AKT

Erstes Bild

Stube bei Webers. Geräumig, ärmlich und kapriziös unordentlich. An beiden Seiten Türen. Eine Balkonecke bildet eine besondere Nische, in der ein Tischchen mit zwei Stühlen steht. Im Zimmer sieht es wie in einer durcheinandergeschüttelten Modistinnenwerkstätte aus: Kleider, Perücken, Schleifen, Spitzen, Kunstblumen und das ganze Arsenal des späten Rokoko in billigster Form, liegt auf den Tischen, Stühlen, auf dem Klavier und Fußboden herum.

ALOYSIA, der zwanzigjährigen Tochter, wird ein neues Kleid anprobiert. Mutter WEBER, die beiden jüngeren TÖCHTER und die SCHNEIDERIN sind um sie beschäftigt, in froher Hast. Sie singen dabei.

SCHNEIDERIN (*singt*): Bitte die blaue — die blaue Schleife... la... la... die blaue... la... la...

CONSTANZE (*ein bescheidenes, unauffällig-hübsches Mädchen von 18 Jahren, ebenso*): Wollen Sie diese... Brauchen Sie diese?... La... la...

SCHNEIDERIN (*ebenso*): Nein... la... la... Dort auf dem Stuhl... la... la... (*Sprechend*) Eine schönere Oper als diese „Entführung aus dem Serail“ hat es noch nicht gegeben!

FRAU WEBER (*vierzig Jahre, robust und temperamentvoll, mit gutmütig ordinärer Stimme, unordentlich in Kleidung und Frisur, sieht sie etwas phantastisch verkommen aus*): Der Mozart ist ein Genie! Das ganze Männlein ist erst fünfundzwanzig Jahre alt. Denken Sie mal!

SCHNEIDERIN: Erinnern Sie sich an die Arie? (*Singt*) La-la-la-la-la.

CONSTANZE: Nicht richtig, Frau Gaßner! (*Singt*) La-la-la-la...

FRAU WEBER (*mitsingend*): Ach liebste... liebste Gaßnerin... Warum lala... warum... lala... haben Sie hier keine feineren Spitzen gegeben? La-la-la...

SCHNEIDERIN (*singend*): Weil Sie mir — la... la — weil Sie mir auch diese nicht... auch diese nicht bezahlen können. La-la-la...

FRAU WEBER (*sprechend*): Ich muß schon sagen, ich finde das geradezu unmoralisch! So eine Künstlerin! Die geschmackvollste unter allen Schneiderinnen Wiens und will an den Spitzen sparen! Ich brächte es einfach nicht übers Herz, mein eigenes Meisterwerk so zu verschandeln.

SCHNEIDERIN: Glauben Sie denn, daß es mir nicht selber leid tut? Aber die lila Robe für Mademoiselle Aloysia sind Sie mir auch noch schuldig geblieben. Und schon soll ich ihr eine neue machen? Und da möchtens wohl noch brüsseler Spitzen dazu, was? Bitte eine Nadel.

FRAU WEBER: Alles oder nichts, Frau Gaßner. Man soll nie auf halbem Weg stehen bleiben. Hab ich recht? Hier, die Nadel. Schauen Sie sich doch meine Aloysia an . . . Bitte! Mach etwas verträumte Augen, Aloysia! Da! Kann man so eine Schönheit in Fetzen herumlaufen lassen?

SCHNEIDERIN: Ich könnt's ertragen. Halten Sie das Band.

FRAU WEBER: Nein, Frau Gaßner. Sie könnten es nicht ertragen. Und wie wollen Sie denn überhaupt Ihr Geld bekommen, wenn Sie Aloysia jetzt im Stich lassen? Wie soll sie dann ihr Glück machen bei den dreckigen Theaterdirektoren? Vielleicht in den Kleidern, die ihr die Schirmmacherin so gerne nähen möchte?

SCHNEIDERIN: Was glauben Sie denn, warum habe ich doch wieder diese neue Robe genäht? Halten Sie, so . . . la . . . la — la . . . la-la . . .

FRAU WEBER: Ihr unschuldiges Schneiderinnenherz ahnt es gar nicht, wie bald Sie belohnt werden: fürstlich, königlich, kaiserlich! La . . . la . . . la . . .

SCHNEIDERIN: Bald? — Ach, balde im Walde . . . im Walde . . . balde . . . la-la-la.

CONSTANZE: Heute soll der Herr Direktor Schikaneder zu uns kommen . . .

SOPHIE (*stolz*): Aloysia soll ihm vorsingen!

FRAU WEBER: Nun wissen Sie das Geheimnis, warum das Kleid so dringend war.

SCHNEIDERIN: Vorsingen ist noch kein Engagement.

FRAU WEBER: Mit solchen Augen? Mit einer solchen Gestalt? In so einem Kleid?

SCHNEIDERIN: Singen ist eine schwere Kunst.

CONSTANZE: Aloysia hats aber bei Mozart gelernt.

SCHNEIDERIN (*springt auf*): Was? Bei Mozart?

SOPHIE (*sehr stolz*): Jeden Tag studiert Aloysia mit Herrn Mozart. Schon lange.

SCHNEIDERIN: Derselbe, der die „Entführung“ komponiert hat, die im Theater gespielt wird? Der wirkliche Mozart?

FRAU WEBER (*herablassend*): Wohnt hier bei uns. Ist ja wie der Sohn. Der möchte überhaupt nicht weg von der Aloysia.

ALOYSIA (*schön, stattlich, kühl, mit versonnen abwesendem Blick*): Bitte Mama, sprechen Sie nicht so.

SCHNEIDERIN (*beugt sich wieder schnell zum Kleid*): Geben Sie diese Spitze her . . . Ich hab noch ein anständiges Stück, das gerade herpassen wird. — Man sagt, er sei so zierlich und nett? Alle Leute sind ja wie närrisch mit dieser Oper . . . Man hört in ganz Wien nicht anderes singen. Er ist doch der Liebling von ganz Wien! La-la-la . . .

MOZART (*öffnet die Tür rechts*): Guten Tag, guten Morgen, gute Sonne, guten Mond, gute Sterne!

CONSTANZE (*stürzt zur Tür*): Nicht hereinkommen! Man darf nicht, Wolfgang! Aloysia kleidet sich an.

MOZART: Aber ich bin doch nur ich! Und ich seh ja nichts. Ich bin doch blind.

CONSTANZE (*hält die Tür zu, schmollend*): Du sollst nicht!

WOLFGANG (*steckt die Hand mit einer Weinflasche durch den Türspalt*): Mama Weber — den Gumpoldskirchner für Sie! Und da will man mich nicht hineinlassen?

FRAU WEBER (*holt die Flasche*): Danke, lieber Wolfgang. Du hast ein Herz. (*Zur Schneiderin*) Da haben Sie ihn — den ganzen Mozart!

SCHNEIDERIN (*mit Knicks*): Meine ehrerbietigste Verehrung dem Meister Mozart! Wenn Ihre Schülerin auch so . . . so . . . ich meine, daß . . . daß sie . . .

WOLFGANG: Meine Schülerin soll sich beeilen, denn der Direktor ist gleich da!

ALOYSIA: Um Gotteswillen — schnell!

FRAU WEBER (*hat die Weinflasche geöffnet und gießt sich ein*): Das ist ein großer Augenblick, meine Kinder! (*Sie trinkt.*)

WOLFGANG: Erst wollte er gar nicht kommen. Da hab ich ihm den Kopf so heißgeredet über Aloysia, daß er geschrien hat: „Also dann sofort!“ — Kann man mir denn widerstehen? Mir kann man doch nicht widerstehen . . . gelt, Constanzer! (*Er zwängt sich durch die Tür.*) Siehst es! Und da bin ich, meine Damen . . .

ALOYSIA: Wolfgang, Wolfgang! Wir müssen noch einmal üben! Ich hab so ein Herzklopfen!

WOLFGANG (*küßt ihr zärtlich die Hand*): Ja, wenn dein Herz klopft, Liebste . . . Die Arie noch einmal durchsingen . . . (*Er setzt sich ans Klavier.*)

ALOYSIA folgt ihm.

FRAU WEBER (*zieht sie zurück*): Erst das Kleid! Theaterdirektoren verstehen ohnehin nichts von Musik — aber von Frauenzimmern und Kleidern um so mehr!

ALOYSIA (*Wolfgang kokett zulächelnd*): Ich will meinem Meister Mozart keine Schande machen.

Sie geht zurück zum Klavier und zieht die Schneiderin, Frau Weber und Sophie, die an ihr herumhantieren, hinter sich her.

WOLFGANG (*ihre Hand ergreifend*): Du und Schande machen? Es gibt nichts und es kann nichts geben, worauf ich so stolz sein werde, wie darauf, daß . . . (*Er schluckt, trällert dann scherzend und spielt dazu*): Wenns wahr wird . . . wenns wahr wird . . . (*Plötzlich blickt er nach oben und hascht nach etwas Unsichtbarem in der Luft.*) Hopp! (*Er wiederholt es.*) Hopp — da hab ich eins!

ALOYSIA: Was treibst denn?

WOLFGANG: Siehsts nicht? Es fliegen da unglaublich viel Busserln in der Luft herum. Merkst nichts? Spürst keins auf dem Mund? Hopp, da hab ich zwei erwischt. Da — halt sie fest!

ALOYSIA (*lacht, aber etwas abwesend*): Geh, Wolfgang ... mach jetzt keine Narreteien. Ich soll doch gleich vorsingen. (*Sie legt die Hand auf seine Schulter.*) Ach, Wolfgang, wie unsagbar dankbar ich dir bin ... alles, was ich kann, verdank ich dir ... und wenn ich jetzt noch durch deine Empfehlung zum Theater komm ... alles von dir!

WOLFGANG (*mit feuchten Augen*): Alles ... alles ... alles für dich! (*Er beginnt zu spielen.*)

ALOYSIA (*singt.*)

FRAU WEBER (*hat versucht, etwas Ordnung im Zimmer zu machen. Plötzlich*): Constanze! Kaffee und Gugelhupf! Soll ein Theaterdirektor empfangen werden ohne Kaffee und Gugelhupf? Wie stellst du dir das vor, Constanze?

CONSTANZE (*flüstert geniert*): Du weißt doch, Mama, daß kein Geld da ist ...

FRAU WEBER: Das kann man nie wissen. (*Sie macht zwei Schubladen auf.*) Man vergißt doch manchmal irgendwo was ... Na, wenn Aloysia heut ihr Engagement bekommt, dann wirts ja auch bei den Webers anders werden ... (*Sie klopft Mozart auf die Schulter.*) Wolfgang, geben Sie etwas Geld her. Wir müssen doch dem Direktor einen Gugelhupf vorsetzen.

ALOYSIA: Aber Mama! Erst vorgestern hast du ihn um Geld gebeten.

WOLFGANG: Macht nichts — soll doch in der Familie bleiben, Wenn ich nur mehr hätte ... Aber das ist alles — hahaha! Wo nichts ist, gibts nichts ...

FRAU WEBER: Bald kriegst alles zurück. Und noch viel mehr. (*Seufzt*) Ach Mozart, wie schad, daß Sie kein Geld haben. Dann könnte doch alles alles anders werden. Wenn Sie Geld hätten, wären Sie ein wirkliches Genie! (*Sie hat Constanze das Geld gegeben; jetzt ruft sie sie von der Türe zurück.*) Constanze! (*Sie geht zu ihr.*) Geh lieber nicht, Mädel; für einen guten Kuchen reicht ja das Geld gar nicht.

CONSTANZE: Dann geb ichs Wolfgang zurück.

FRAU WEBER (*nimmt es ihr ab*): Er hats ja doch schon hergegeben.

SOPHIE (*die inzwischen hinausgegangen war, stürzt ins Zimmer*): Der Theaterdirektor kommt!

FRAU WEBER (*rennt hinaus*): Machts Ordnung! Kinder, aus dem Zimmer hinaus! Frau Gaßner, fort!

Die im Zimmer geblieben sind, ordnen und arrangieren hastig. Doch Frau Weber kommt auch schon atemlos hereingestürzt.

FRAU WEBER: Hinaus! Hinaus! Alles hinaus! Aloysia, pack dich! (*Sie schiebt Aloysia zur Tür.*)

ALOYSIA: Aber der Direktor ... ?

FRAU WEBER: Ein Schmarrn der Direktor — Vater Leopold Mozart kommt! Ich hab ihn die Stiege heraufkommen sehen.

MOZART (*springt auf*): Mein Vater!

ALOYSIA (*schnell*): Warum denn?

FRAU WEBER (*ebenso*): Da sei gar nicht neugierig!

CONSTANZE (*ebenso*): Aus Salzburg ist er . . .

FRAU WEBER: Hinaus!

SCHNEIDERIN: Na, und wenn schon der Vater . . .

FRAU WEBER: Haben Sie eine Ahnung!

Sie schubst alle mit Gewalt durch die Türe, rennt dann zurück und rafft von dem herumliegenden Dingen, was sie kann, unter die Arme.

WOLFGANG (*steht unbeweglich und verlegen vor dem Klavier*): Warum kommt mein Vater plötzlich aus Salzburg . . . ?

FRAU WEBER (*im Zimmer herumrennend, hastig*): Kann ich mir lebhaft vorstellen: wird schon wegen uns Webers sein. Ich bitt dich, verzank dich bloß um Himmelswillen nicht mit deinem Vater! Was er auch auf uns sagt. Ich muß ihm ja recht geben. Bitte, zerkrieg dich bloß mit deinem Vater nicht! Nicht wegen der Aloysia und wegen keinem Mädel auf der Welt lohnt sich das; das sag ich dir. Die Eltern sind doch die treuesten . . . Da ist er schon! (*Flüsternd*) Ich bin nicht zu Hause! Ich bin gestorben und in der Provinz begraben! Aber hör mal, Wolfgang; solche Angst brauchst du deswegen vor dem alten Philister nicht zu haben . . .

Klopfen an der Türe rechts. Frau Weber läuft durch die Tür links hinaus.

LEOPOLD MOZART, sehr gealtert, ergraut, gebückt, das Gesicht gefurcht von Sorgen und Mühen. Aber die strenge, etwas steife, penible Würde in der Haltung ist geblieben, und der Ausdruck des störrischen, unerbittlichen Fanatismus noch gesteigert durch den leidenden Zug.

LEOPOLD MOZART: Guten Tag, Wolfgang.

WOLFGANG (*läuft ihm entgegen, fällt ihm um den Hals. Überströmend*): Vater! Liebster, bester Vater! Wie schön, daß du da bist! (*Küßt ihn stürmisch.*) Welche Überraschung! Was hat dich so unerwartet aus Salzburg hergeführt?

LEOPOLD: Die Sorge.

WOLFGANG (*plötzlich eingeschüchtert*): Bitte nehmen Sie Platz, liebster Papa. Vielleicht hier.

Er räumt Bänder und Spitzen von einem Stuhl und ist sichtbar verlegen wegen der Unordnung.

Leopold setzt sich nur auf die Kante und zieht die Ellenbogen an sich, als wollte er mit nichts im Zimmer in Berührung kommen, um nicht schmutzig zu werden. Er blickt immerfort mißtrauisch und forschend um sich, mit unverhülltem Widerwillen. Beobachtet zwischendurch seinen Sohn. Er steht auch manchmal auf und geht, wie schnüffelnd, im Zimmer herum.

LEOPOLD: Also . . . hier hast du Quartier genommen . . .

WOLFGANG: Sie müssen nicht glauben, lieber Vater, daß das immer so aussieht. Es war nur eben gerade die Schneiderin da . . . Und Sie wissen doch, wenn Frauenzimmer Kleider probieren . . . hahaha . . .

LEOPOLD: Wenn deine Mutter oder deine Schwester Kleider probierten, hat es nie so ausgesehen. Du warst von Kindheit an an Ordnung gewöhnt.

WOLFGANG (*bekommen*): Haben Sie mir etwas zu sagen, lieber Vater?

LEOPOLD: Ja, Wolfgang. Aber warum mit der Tür ins Haus? Wir kommen noch darauf. (*Er steht auf und geht zu Wolfgang und küßt ihn, wie um ihn zu beruhigen.*) Wie stehts mit deiner Gesundheit? Gibst du acht, daß du dich nicht überhitzt? Du weißt, das ist für dich gefährlich.

WOLFGANG (*wieder frei*): Ausgezeichnet gehts mir. Alle Leute geben ja acht auf mich.

LEOPOLD: Und hast die Religion nicht vergessen, Wolfgang? Beichtest du auch regelmäßig?

WOLFGANG (*nimmt die Noten vom Klavier und überreicht sie lächelnd dem Vater*): Hier ist meine letzte Beichte.

LEOPOLD: Was für eine Beichte...?

WOLFGANG: Aus tiefstem Herzen.

LEOPOLD (*unwillig*): Dieses Lied nennst du eine Beichte?

WOLFGANG: Sie waren doch auch mal jung, Papa.

LEOPOLD: Ich hatte immer Gott und meine Ehre und die gefährlichen Folgen vor den Augen.

WOLFGANG (*umarmt den Vater schmeichelnd*): Wegen meinem Seelenheil spreche ich Sie, lieber Vater, aller Schuld los. Ihnen hab ich alles Gute, sowohl mein zeitliches wie auch mein geistliches Wohl zu verdanken.

LEOPOLD (*befreit sich aus Wolfgangs Umarmung*): Wenn du fühlst, daß es immer zu deinem Vorteil war, was ich von dir verlangte... (*Er entfernt sich einige Schritte; dann mit plötzlicher Wendung.*) Ich wünsche, daß du hier ausziehst und dir ein neues Quartier suchst!

WOLFGANG (*erhebt sich*): Man hat Ihnen da wohl in Salzburg Geschichten über mich und die Webers hier ins Ohr gesetzt?

LEOPOLD: Nur Ruhe, Wolfgang. Ich hab ja noch nichts Schlimmes gesagt. Aber als ich jung war, machte ich nur mit Personen höheren Standes Bekanntschaft und auch unter diesen nur mit gesetzten Leuten und nicht mit jungen Burschen und Mädeln.

WOLFGANG: Und was hat es Ihnen genützt das Kriechen, mein lieber, armer Vater? Und daß Sie nie nach Ihrem Herzen, sondern immer nur nach Ihrer Vernunft gegangen sind? Was hat es Ihnen genützt?

LEOPOLD: Es hat genützt, daß ich keinen Avanturiers und Betrügern in die Hände gefallen bin.

WOLFGANG (*gekränkt*): Vater! Sie glauben wahrscheinlich, liebster Vater, daß ich hier nichts weiter tu, als mich unterhalten!

LEOPOLD: Ich habe es mir seit eurer Geburt und schon vorher, seit ich verheiratet war, sauer genug werden lassen, um nach und nach einer Frau, sieben Kindern und der Schwiegermutter mit einem monatlichen gewissen Einkommen von zwanzig Florin den Unterhalt zu bestreiten; Kindbetten, Todesfälle und Krankheiten mitgerechnet. Da konnte ich nicht einen Kreuzer zu meinem Vergnügen verwenden.

WOLFGANG: Aber sagen Sie, lieber Vater, woher soll denn der Künstler das Glück hernehmen, das er den anderen spenden will? Muß er es denn

nicht von den Menschen bekommen, mit denen er lebt, bevor es Melodie wird in ihm, und er es den Menschen wiedergeben kann?

LEOPOLD: Ich hab dir alle meine Stunden geopfert, damit du einmal versorgt wärest und damit auch mir einmal ein geruhiges Alter sicher sei.

WOLFGANG: Ich weiß und fühl es, bei Gott, wie sehr Sie ruhige Stunden verdienten! Wenn ich hier nur zu anständigem Verdienst komme, will ich...

LEOPOLD: Du willst aber nicht.

WOLFGANG: Vater!

LEOPOLD: Du willst lieber fremden Menschen helfen, die deine kindliche Unbesonnenheit ausnützen. Du willst lieber aus Gefälligkeit der Demoiselle Weber umsonst Lektionen geben, ja, das willst du. Du gibst Stunden umsonst! Und darum muß dein alter, sechzigjähriger Vater herumlaufen und gegen elende Bezahlung Stunden geben.

WOLFGANG: Glauben Sie denn, lieber Vater, daß es daran liegt? Daß mich diese Lektionen an besseren Einnahmen hindern? Wenn ich nur welche hätte! O, wenn Sie Aloysia nur singen hörten, würden Sie mir diese Hilfe gewiß nicht verübeln. Für Aloysias Gesang steh ich mit meinem Leben ein!

LEOPOLD: Immer nur geben, und nichts bekommen.

WOLFGANG: Wo ist da der Unterschied, Vater? (*Er nimmt die Noten vom Klavier*): Diese Arie, „Non so d'onde viene“, habe ich zur Übung für sie geschrieben. Alle sagen, daß sie noch keine Arie so gerührt habe. Hab ich sie ihr gegeben, oder hab ich sie von ihr bekommen?

LEOPOLD: Wenn schon ein Frauenzimmer mit im Spiel ist, dann braucht es die größte Zurückhaltung und alle Vernunft. Denn die Natur selbst ist unsere Feindin.

WOLFGANG: Die Natur? Nein, Vater, die Natur ist uns die sicherste und beste Freundin. Ist das Feuer unser Feind, weil man sich daran verbrennen kann?

LEOPOLD: Du darfst nicht glauben, ich hätte etwas gegen diese Bekanntschaft. Alle jungen Leute müssen am Narrenseil laufen. Aber du weißt, daß dein Ziel hier vor allem sein muß: eine sichere Anstellung zu gewinnen, dir einen Namen zu machen und Geld zu verdienen. Solange mußt du den Frauenzimmern aus dem Wege gehen. Willst du in einer Stube voll notleidender Kinder auf einem Strohsack enden, oder in Ehren, mit wohlversorgter Familie, bei aller Welt im Ansehen, den Tod erwarten?

WOLFGANG: Ach, Vater, man erzählt wohl schon in Salzburg, daß ich heiraten will? Wenn ich alle heiraten müßte, mit denen ich schon gespaßt habe, müßte ich an die zweihundert Frauen haben.

LEOPOLD (*ergreift seine Hand*): Sieh mir in die Augen, Wolfgang!

WOLFGANG (*verlegen*): Bitte.

LEOPOLD: Du weißt, wie viel Geld deine Reisen gekostet haben. Ich bin tief hineingeraten. Ich habe gegen tausend Florin Schulden. Und ein Schuldbrief deiner Schwester mußte eingesetzt werden.

WOLFGANG (*gequält*): Ich will nicht ruhen, eh ich das nicht bezahlt hab, Vater, lieber! Glauben Sie mir! Ich würde mein Glück, meine Gesundheit, mein Leben aufopfern! (*Ergreift Leopolds Arm und lehnt schluchzend den Kopf an seine Schulter.*) Vater. Vater!

LEOPOLD (*umarmt ihn*): Mein Kind! Mein liebes Kind! ... Ich setze in deine Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung. Ich weiß, du liebst mich nicht nur als Vater, sondern auch als deinen gewissesten und sichersten Freund.

WOLFGANG (*laut aufschluchzend*): Vater!

LEOPOLD: Was denn, mein Kind?

WOLFGANG: Ich ... (*Er verbirgt sein Gesicht an des Vaters Brust.*) Ich habe Sie betrogen ...

LEOPOLD (*will sein Gesicht sehen*): Nun?

WOLFGANG (*wendet das Gesicht ab*): Ich liebe Aloysia.

LEOPOLD (*setzt sich, senkt den Kopf und bedeckt die Augen.*)

WOLFGANG: Verzeihen Sie mir, Vater. Ich hätte Ihnen längst mein Herz eröffnet — ich war nicht imstande — Ich dachte bald ein sicheres Einkommen ... Ich wollte Sie nicht erschrecken. Ich habe ja mit ihr auch noch nicht darüber gesprochen, Vater! (*Mit steigender Hast.*) Ich bitte Sie, liebster Vater, hören Sie mich an! Hören Sie auf die Gründe! Die Natur spricht in mir so laut wie in jedem anderen, vielleicht lauter als in manchem starken Lümmel. Ich kann unmöglich so leben wie viele junge Leute: mit käuflichen Weibern. Und ich hab eine zu ehrliche Gesinnung, als daß ich ein unschuldiges junges Mädchen anführen könnte — Sie haben mich so erzogen, liebster Vater. Was soll ich denn mit mir anfangen?

LEOPOLD (*rührt sich nicht, antwortet nicht.*)

WOLFGANG (*flehend*): Und glauben Sie nicht, daß es kostspieliger würde. Ich war ja von Jugend auf niemals gewöhnt, auf meine Sachen acht zu geben, mich um Wäsche, Kleidung, Essen zu kümmern. Mit einer Frau führt man ein ordentliches Leben. Man kommt mit demselben Geld besser aus. Aloysia neigt nicht zur Verschwendung. Sie ist gewohnt, sich einfach zu kleiden. Das meiste, was ein Frauenzimmer braucht, kanns sich selbst machen. Sie frisiert sich alle Tage selbst. Sie hat das beste Herz. Es fehlt ihr nichts als Geld ... Vater, hören Sie mich?

LEOPOLD (*rührt sich nicht, antwortet nicht.*)

WOLFGANG: Freilich, wenn es eine Geldheirat aus Interesse mit Nebenabsichten sein sollte, dann hätte niemand etwas dagegen. Aber das wollen wir den hohen adeligen Herren überlassen, denen es gar nicht gut stünde, wenn sie ihre Frau etwa noch lieb hätten. Aber wir, gemeine Leute, wir, die nicht nobel, hochgeboren und adlig sind, sondern niedrig, schlecht und arm — wir wollen eine Frau, die uns liebt und die wir lieben ... denn unseren Reichtum, den haben wir im Herzen und im Kopf ...

LEOPOLD (*rührt sich nicht, antwortet nicht.*)

WOLFGANG (*mit steigender Hast*): Verzeihen Sie, Vater ... Haben Sie Sorgen wegen dem Auskommen? Mit mir kann es ja nicht schlechter gehen,

sondern nur besser: jetzt, wo meine Oper in Wien so viel Lärm macht, daß man gar nichts anderes hören will; jetzt ist auch die Subskription auf sechs Sonaten im Gang, und da bekomme ich Geld; im Advent gebe ich ein Konzert. Dann geht es so immer besser und besser fort; denn im Winter kann man ganz gut hier verdienen. Drei Schülerinnen monatlich macht achtzehn Dukaten. Wenn nur noch eine dazu käme . . . Damit könnte man mit einer Frau still und ruhig leben . . . Die Hälfte von allem, was ich verdiene, sollen Sie bekommen, liebster Vater. Ich werde bald zeigen können, wie nützlich ich uns allen werden kann. Das Glück scheint mich hier segnen zu wollen, Vater . . . Vater . . . glauben Sie mir nicht?

LEOPOLD (*erhebt sich plötzlich. Er hebt auch den Kopf. Er scheint größer zu werden*): Wolfgang! Ich habe jede Minute meines Lebens daran gesetzt und werde bis zum Grabe alles tun, daß du ein großer Musiker wirst. Deine Schwester hat nicht viel schlechter Klavier gespielt als du — jetzt nähst sie die nächtelang, um Geld für deine Reisen zu schaffen. Denn du kannst nicht ewig im salzburger Dienst bleiben. Was wir dem außerordentlichen Talent, das du von Gott erhalten hast, schuldig sind, das haben wir getan. Was du dieser Gnade Gottes schuldig bist, hast du noch nicht getan. Es kommt jetzt ganz allein auf dich an, ob du ein gemeiner Musiker, den die Welt vergißt, bleiben oder ein berühmter Tonkünstler werden willst, von dem die Nachwelt noch in Büchern liest.

WOLFGANG: Vater! Haben Sie Mitleid mit Ihrem Sohn!

LEOPOLD (*plötzlich ausbrechend, fast schreiend*): Heraus aus dieser Weiberstube! Stell dich großen Leuten an die Seite! Aut caesar aut nihil! Alle, alle Annehmlichkeit, alles Vergnügen, alles Glück muß dem geopfert werden! Deiner Musik alles, alles, alles!

WOLFGANG (*verwirrt, leise, nach einer Pause*): Wenn das Glück geopfert wird . . . was soll dann in mir musizieren, Vater . . .?

LEOPOLD (*starrt ihn an, senkt dann resigniert den Kopf*): Du bist grausam, mein Sohn.

WOLFGANG: Warum? Warum sagen Sie mir das Vater? Ich brauche ein heiteres Gemüt zum Arbeiten. Und das hat man nicht, wenn man traurig ist.

LEOPOLD (*sucht seinen Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte*): Ich sehe, die Zeiten sind vorbei, wo du mir als Kind sagtest, du wolltest mich in einer Glaskapsel immer bei dir tragen und vor allem bewahren.

WOLFGANG (*ergreift seine Hand, mit Tränen*): Aber ist denn meine Liebe, meine Dankbarkeit geringer geworden, Vater?

LEOPOLD: Ich habe gerechnet, dich zu versorgen und damit auch mir ein geruhiges Alter zu sichern, Gott über die Erziehung meiner Kinder Rechenschaft abzulegen und mit Ruhe meinem Tode entgegenzusehen . . . es kommt anders. (*Er setzt den Hut auf.*)

WOLFGANG: Alles, was ich tue, soll nach Ihrem Wunsch geschehen, Vater.

LEOPOLD: Unser Glück und Unglück, mein längeres Leben oder mein baldiger Tod — liegen in deinen Händen. (*Er geht auf die Tür zu.*)

WOLFGANG: Vater!

LEOPOLD (*blickt zurück*): Adieu, Wolfgang. Lebe als guter Christ — damit, wenn ich dich nicht mehr sehen sollte, meine Todesstunde nicht angstvoll sein möge. (*Er geht.*)

WOLFGANG (*schluchzend*): Vater! (*Er sinkt vor dem Klavier in den Stuhl und bedeckt sein Gesicht.*)

FRAU WEBER öffnet vorsichtig die linke Tür und schaut herein. Hinter ihr ALOYSIA und CONSTANZE bemerkt sie nicht.

FRAU WEBER (*schüttelt den Kopf mit ehrlicher Rührung*): Armes Kind!

Wenn solch ein Mensch weinen muß in dieser Welt, dann soll diese ganze Welt der Teufel holen ... Aloysia, sing schnell was!

Aloysia beginnt zu singen. Frau Weber geht hinter dem Rücken Mozarts auf den Zehenspitzen rechts hinüber und zur Tür hinaus.

Wolfgang hebt den Kopf, lauscht dem Gesang, in seinem tränenfeuchten, traurigen Gesicht erscheint ein Lächeln. Er beginnt zu accompagnieren.

ALOYSIA kommt singend herein und stellt sich links neben Mozart. Sie ist im neuen Kleid, aufgeputzt. Sie allein scheint von Wolfgang's Schmerz unberührt.

CONSTANZE kommt ebenfalls herein, blickt Mozart unverwandt an und wischt ihre verweinten Augen.

MOZART (*spielt sich frei. Seufzt tief und spricht, wie für sich, zwischen-durch*): Was so schön ist, ist notwendig ... das ist Absicht der Natur ... das soll sein ... das ist unser Weg ...

FRAU WEBER (*kommt eilig zurück und macht Aloysia au'geregte Zeichen. Dann tritt sie zu ihr und flüstert ihr ins Ohr*): Der Direktor kommt! Sing bloß weiter. Stell dich auf die andere Seite, mit dem Rücken zur Tür, als wenn du ihn nicht bemerktest.

Aloysia geht, ohne mit dem Singen aufzuhören, auf die andere Seite, so wie die Mutter es befahl.

FRAU WEBER (*zupft und arrangiert noch schnell an Aloysia herum*): Neige den Kopf etwas. Mach verträumte Augen!

Wolfgang ist so in die Musik vertieft, daß er von alledem nichts bemerkt.

FRAU WEBER (*schnell zu Constanze*): Geh aus dem Zimmer, Mädel!

CONSTANZE: Warum? Ich bin ja ganz still.

FRAU WEBER: Du könntest dem Direktor zu gut gefallen. Heut ist Aloysia an der Reihe.

CONSTANZE: Aloysia ist ja viel schöner.

FRAU WEBER: Auf den Geschmack der Theaterdirektoren kann man sich nicht verlassen. Geh!

Constanze geht mit hängendem Kopf nach links ab. Frau Weber läuft nach rechts zur Tür, die sich langsam öffnet. SCHIKANEDER steckt den Kopf herein. Groß, dick, schwitzend, temperamentvoll mit halb echter, halb gemachter Ekstase.

Frau Weber winkt ihm, still zu sein und leise hereinzukommen. Beide kommen auf den Zehenspitzen ins Zimmer. Schikaneder setzt sich. Er lorgnettiert mit Kennerblick Aloysia, die tut, als bemerke sie ihn nicht. Frau Weber beobachtet Schikaneder und stellt mit Genugtuung fest, daß Aloysia Eindruck macht. — Die Arie wird beendet.

SCHIKANEDER (*applaudiert*): Bravo!

ALOYSIA (*geziert*): Ach! Herr Direktor — ich hatte keine Ahnung!

WOLFGANG (*springt auf*): Herr Schikaneder! Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Nun — was sagen Sie?

SCHIKANEDER (*hat sich inzwischen Aloysia genähert und küßt ihr, etwas betont zärtlich, die Hand*): Ich kann Ihnen nur gratulieren zu Ihrer Schülerin, Mozart.

WOLFGANG (*eifrig*): Sie kennen sie noch gar nicht. Hören Sie nur ... wir wollen Ihnen noch eine Arie. . .

SCHIKANEDER: Danke, mein lieber Freund. (*Er tätschelt Wolfgang herablassend die Wange.*) Danke, kleiner, großer Mann. Ich sehe schon ...

WOLFGANG: Ich dachte, Sie wollen hören ...

SCHIKANEDER: Ein Theaterdirektor hat nie viel Zeit. Alles muß im Moment entschieden sein. Ein Theaterdirektor muß wie ein Feldherr sein. Er kommt, sieht und — ist besiegt. Oder nicht. He-he-he ... (*Er küßt noch einmal zärtlich die Hand Aloysias*). Er ist besiegt ...

ALOYSIA: Ach, lieber Herr Direktor! Wie kann ... wie kann ich Ihnen ...

WOLFGANG: Nur ein kurzes Lied noch, komm Aloysia.

Er ergreift Aloysias andere Hand und will sie zum Klavier ziehen. Doch Aloysia, die mit Schikaneder kokettiert, entzieht sie ihm. Da ist Frau Weber schnell hinzugesetreten, hüstelt und macht Mozart Zeichen, er möge nicht stören. Doch Wolfgang bemerkt von allem nichts.

SCHIKANEDER (*zur Mutter gewandt*): Ich denke, Madame, wir besprechen nur schnell einige Einzelheiten des Engagements.

FRAU WEBER (*führt ihn zur Nische*): Bitte vielleicht hier, Herr Direktor, bitte.

SCHIKANEDER (*folgt mit Aloysia, deren Hand er nicht mehr losgelassen hat*): Was richtig ist, muß im Augenblick entschieden sein ... Als ich mit meiner Theatergruppe einmal in Graz gewesen bin, da kommt einmal ...

Sie setzen sich in der Nische an den kleinen Tisch und flüstern sehr intim miteinander. Wolfgang, der noch etwas benommen von der Musik am Klavier stehen geblieben ist, will nun auch zur Nische gehen, doch Frau Weber, die gerade von dort wieder zurückkommt, verstellt ihm den Weg.

FRAU WEBER: Kommen Sie, Wolfgang. Lassen Sie die mal ein wenig allein plaudern.

WOLFGANG: Warum denn? Ist doch kein Geheimnis?

FRAU WEBER (*faßt ihn unter dem Arm und zieht ihn nach vorn. Sie spricht bewegt, mit tiefem Mitgefühl*): Mozart, sagen Sie: warum sind Sie denn noch immer nichts? Konzertmeister in Salzburg — das ist doch keine Stellung für einen, der solche Opern komponieren kann!

WOLFGANG (*blickt in schmerzlicher Ahnung, unverwandt zur Fensternische und will dorthin*): Warum soll ich denn nicht dabei sein, wenn Aloysia mit dem Direktor spricht?

FRAU WEBER (*zieht ihn wieder zurück; ungeduldig*): Davon red ich ja grad. Verstehen Sie mich denn nicht? Glauben Sie, daß Aloysia nicht lie-

ber mit Ihnen so schön tun würde als mit einem solchen Kunsthändler? Aber was soll sie denn mit Ihnen anfangen, Mozart? Ihr Vater hat recht. Soll sie mit Ihnen nach Salzburg fahren, anstatt in Wien Opern zu singen? Na, sagen Sie selbst, Mozart . . . ?

WOLFGANG (*den Blick unverwandt auf die Nische gerichtet, mit zuge-schnürter Kehle*): Ich suche ja eine Anstellung in Wien. Sie wissen es doch. Ich will ja hier bleiben. (*Er will sich wieder befreien.*)

FRAU WEBER (*mit einem schnellen Blick nach der Nische, hält Mozart fest*): Wolfgang, hör mal! Du mußt schnell in Wien eine Stellung finden. Es wäre ja ein Unrecht! Aber schnell muß es sein, Wolfgang! Dann kann alles noch gut werden.

WOLFGANG: Lassen Sie mich zu Aloysia.

FRAU WEBER: Warum bist du nicht Hofkomponist?

WOLFGANG: Die Stelle ist mit Salieri besetzt.

FRAU WEBER: Domkapellmeister?

WOLFGANG: Man sagt, ich sei zu jung. — Lassen Sie mich zu Aloysia!

FRAU WEBER: Wolfgang, willst du ihr Glück verderben? Bist doch kein schlechter Mensch.

WOLFGANG (*sinkt in einen Stuhl und bedeckt die Augen.*)

FRAU WEBER (*streicht ihm übers Haar; schmerzlich*): Ach, Wolfgang . . . ist doch eine Schlechtigkeit in der Welt! Siehst — warum hast bloß kein Geld? Arme Genies gibt es nur unter den gestorbenen . . .

In der Fensternische wird die Unterhaltung immer intimer und zärtlich-neckischer.

FRAU WEBER (*hat einen Blick zur Nische geworfen; leidenschaftlich*): Du mußt was machen, Wolfgang. Du mußt ein Konzert geben. Damit kannst du tausend Gulden einbringen! (*Sie rüttelt ihn an der Schulter.*) Schnell! Dein Erzbischof ist doch jetzt in Wien! Geh, bitt ihn, daß er dir erlaubt, ein Konzert zu geben. Und in der Oper soll man dir einen Kapellmeisterposten geben. Man braucht dich dort wie ein Stück Brot. Ich will auch mit diesem Direktor reden. Nimm dich zusammen, Wolfgang. Alles kann noch gewonnen werden. Wenn du Geld hast und einen Posten. (*Sie zieht ihn hoch, setzt ihm den Hut auf. Er läßt, wie betäubt, alles mit sich geschehen.*) Glaubst denn, daß ich nicht glücklich wäre? Mein lieber Bub! Geh, lauf — mach was! Man muß halt kämpfen . . . auch um eine Frau!

Frau Weber hat Mozart inzwischen zur rechten Tür hinausgeschoben. Aloysia hat es bemerkt, erhebt sich und geht ihm, wie unbewußt nach. Frau Weber kommt ihr schnell entgegen, drängt sie zurück.

FRAU WEBER (*tuschelt*): Sofort zurück! Bist wohl närrisch geworden? Willst im letzten Moment alles verspielen?

SCHIKANEDER (*hat sich auch erhoben und ist aus der Nische gekommen*): Ich denke, wir sind einig geworden und ich muß laufen. Ein Theaterdirektor hat nie Zeit! Ich hoffe, Mademoiselle Weber, daß wir beide zufrieden sein werden . . . in jeder Hinsicht.

ALOYSIA: Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was ich fühle . . . Mein Herz

ist so voll . . . ich will mein ganzes Leben einsetzen! Ich danke Ihnen! (*Sie reicht ihm die Hand.*)

SCHIKANEDER: Sie kommen also heute abend ins Theater zum Probesingen. Adieu, meine Damen, adieu!

FRAU WEBER (*hält ihn an der Tür auf*): Lassen Sie sich auch von einer glücklichen und stolzen Mutter danken . . . Sie sind ein Entdecker der Talente! Das wird Ihr ewiger Ruhm sein. — Sagen Sie, verehrter Herr Direktor: könnten Sie mit diesem Mozart nicht auch etwas machen? Als Kapellmeister? Er ist doch ein so großer Musiker.

SCHIKANEDER: Als Musiker fast zu groß für meine Bedürfnisse. Aber als Mann zu klein. Ist doch ein Knäblein. Und ein Kapellmeister muß doch imponieren. Er muß doch regieren über diesen Haufen von Halunken im Orchester. Er muß doch repräsentieren vor dem Publikum. Adieu . . . ein Theaterdirektor hat so wenig Zeit . . .

Er geht. Frau Weber bleibt vor der Tür stehen und kratzt sich nachdenklich hinter dem Ohr. Aloysia geht langsam, nachdenklich zum Klavier, setzt sich, nimmt Mozarts Noten in die Hand und senkt langsam die Stirn aufs Klavier. Plötzlich ertönt ein lautes Schluchzen. CONSTANZE ist unbemerkt ins Zimmer gekommen und schluchzt auf.

FRAU WEBER (*wendet sich um*): Constanze? — Was hast du denn? — Constanze!

Vorhang

Zweites Bild

Zimmer im wiener Palast des Erzbischofs Colloredo. Vor der halboffenen Türe steht der ERSTE KAMMERDIENER SCHLAUCHER und kontrolliert das Servieren der Speisen, die von zwei Lakaien ins anschließende Zimmer getragen werden.

WOLFGANG (*kommt von rechts, atemlos*): Guten Tag, Herr Schlaucher.

SCHLAUCHER (*grau, beherrscht, weise, spricht leise, mit melancholischem Tonfall*): Guten Tag, lieber Herr Mozart. Sie scheinen so aufgeregt. Warum?

WOLFGANG (*hat durch die Portière gelugt*): Ich muß mit seiner fürstlichen Gnaden, dem Erzbischof, sprechen.

SCHLAUCHER (*legt ihm besänftigend die Hand auf die Schulter*): Erst beruhigen Sie sich ein wenig. Hören Sie? Ihr neues Quartett wird gerade zur Tafel gespielt. Wirklich wunderbar! Ich wollte das Programm nicht zusammenstellen ohne dieses Werk.

WOLFGANG: Bitte, lassen Sie mich zum Erzbischof!

SCHLAUCHER: Sie sehen doch, seine fürstliche Gnaden sitzen beim Essen. (*Er beobachtet Wolfgang mit seinen traurigen Augen.*) Ich denke, es ist gescheiter, Sie gehen auch erst in die Küche und essen Ihr Mittagmahl.

EIN LAKAI (*kommt mit einer Schüssel heraus*): Kommen Sie schnell mit, Herr Mozart; die Hälfte vom Hasenbraten haben sie auf der Schüssel gelassen! Davon bekommen Sie was ab. (*Ab*).

SCHLAUCHER (*gutmütig*): Gehen Sie, Herr Mozart.

WOLFGANG: Ich kann nicht warten. Vielleicht kann ich meine Bitte durch Herrn Grafen Arco übergeben lassen.

SCHLAUCHER (*mit einem Blick durch die Türe*): Er scheint Sie schon bemerkt zu haben. Er kommt. (*Verbeugt sich im voraus.*)

GRAF ARCO (*freundlich, von oben herab*): Mozart — hier?

WOLFGANG (*mit ehrerbietiger Verbeugung*): Meine untertänigste Verehrung, Herr Graf. Ich bitte den Herrn Grafen ihrer fürstlichen Gnaden meine untertänigste Bitte übergeben zu wollen, daß ihre fürstlichen Gnaden mir erlaube, in Wien ein eigenes Konzert zu geben.

GRAF ARCO: Das wird sich wohl nicht machen lassen, Mozart, denn Sie haben Befehl von ihrer fürstlichen Gnaden, in drei Tagen mit der Dilligence nach Salzburg abzureisen.

WOLFGANG: In drei Tagen? Abreisen? Unmöglich!

GRAF ARCO (*kalt*): Was soll das bedeuten, Mozart? Es ist Ihr Dienst.

WOLFGANG: Entschuldigen Sie... aber gerade jetzt... Ich kann nicht, Herr Graf! Nur ein paar Tage noch.

GRAF ARCO: Sie haben Befehl. (*Er wendet sich und geht.*)

WOLFGANG (*verzweifelt*): Herr Graf!

SCHLAUCHER (*flüsternd*): Vorsicht, Mozart!

GRAF ARCO (*bleibt in der Türe stehen.*)

WOLFGANG (*flehend*): Herr Graf, ich kann in drei Tagen nicht fahren. Ich habe noch Gelder einzukassieren; eine Subskription ist im Gange auf meine Sonaten...

GRAF ARCO: Ich hatte vergessen zu sagen, daß Sie ein Paket für ihre fürstlichen Gnaden mit nach Salzburg nehmen werden.

WOLFGANG: Herr Graf, ich bitte Sie... Ich verliere viel Geld...

GRAF ARCO: Ich kann es nicht ändern; das Paket ist dringend.

WOLFGANG (*wirft plötzlich den Kopf hoch und blickt dem Grafen trotzig in die Augen*): Ist es dringend? Dann tut es mir leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, ihre fürstlichen Gnaden zu bedienen.

GRAF ARCO (*mißt ihn mit einem Blick*): Ich habe nichts gehört, Mozart! (*Er geht ins andere Zimmer.*)

WOLFGANG (*wie unbewußt, will ihm nach.*)

SCHLAUCHER (*verstellt ihm den Weg*): Mozart! Verlieren Sie Ihre Verunft nicht!

WOLFGANG (*außer sich*): Ich soll also wegen eines Kirchenfürsten, der mich für lausige 400 Gulden alle Tage kujoniert, tausend Gulden mit den Füßen wegstoßen — denn die bekomme ich gewiß, wenn ich ein eigenes Konzert gebe!

SCHLAUCHER (*zieht die Portiére zu*): Nicht so laut, Herr Mozart...

WOLFGANG: Dafür aber läßt ihre fürstlichen Gnaden mich in den Hauskonzerten als Paradepony auftreten und steckt die Geschenke selber ein! — Lieber sofort kündigen!

SCHLAUCHER: Liebster Herr Mozart — erlauben Sie einem erfahrenen al-

ten Mann einen väterlichen Rat . . . Ich bin es auch Ihrem Herrn Vater schuldig, mit dem ich lange Jahre zusammen beim Domherrn Grafen Thun gedient habe . . . Konzerte sind noch keine festen Anstellungen, das wissen Sie. Wovon wollen Sie leben, wenn Sie Ihren salzburger Posten beim Erzbischof verlieren?

WOLFGANG: Kann ich nicht komponieren? Konzerte geben? Ich bin doch überall beliebt?

SCHLAUCHER: Von der Liebe und Anerkennung allein leben Sie nicht. Sie wissen, wie unzuverlässig solche zufälligen Einkünfte sind. Jeder solide Musiker sucht eine feste Anstellung.

WOLFGANG: Ich kann viel arbeiten und brauche nicht viel. Ich esse wenig und trinke nicht.

SCHLAUCHER: Aber möchten Sie nicht einmal heiraten und Familie haben?

WOLFGANG (*schweigt; senkt den Kopf*.)

SCHLAUCHER: Mich bekümmert Ihr alter Vater. Er war immer ein treuer, ergebener Diener. Wie soll er seine Schulden bezahlen?

WOLFGANG: Ich werde ihm Geld schicken . . . Wenn ich nur endlich frei wäre! Frei! Frei!

SCHLAUCHER (*schüttelt bekümmert den Kopf*): Frei? Das ist allein bleiben und verlassen sein. Ach, Wolfgang Mozart! Wenn Sie allein sind in der Welt und noch ohne ihren Vater und ohne sicheres Brot . . . ach, Sie sind ja blind, wenn Sie in ihrer Musik stecken und sind nicht imstande, zu sorgen und nach Erwerb zu sehen. Wenn Sie nun gar nicht fahren wollen, so sollten Sie die Exkuse gebrauchen, daß der Postwagen schon besetzt war . . . Pst! (*Er springt auf und verbeugt sich tief*.)

In der Türe erscheint ARCO, zieht die Portière zur Seite und läßt den ERZBISCHOF mit Verbeugung durch. Wolfgang erhebt sich und verbeugt sich auch, aber nicht übereifrig. Schlaucher entfernt sich unter Verbeugungen.

ERZBISCHOF (*fixiert Mozart scharf und fragt nach einer Pause*): Wann fährt der Bursch?

WOLFGANG (*gebeugt und untertänig*): Ich wollte übermorgen abreisen, aber die Postkutsche ist schon besetzt!

ERZBISCHOF: Also ich rate ihm, noch heute bei Nacht abzureisen; sonst schreibe ich nach Salzburg, man möge seine Besoldung einziehen.

WOLFGANG: Ich bitte Ihre fürstlichen Gnaden untertänigst, mir nur einige Tage . . . (*seine Stimme ist kindlich flehend*) Ich bin ja jetzt in Salzburg nicht notwendig.

ERZBISCHOF: Das werde ich wohl selber beurteilen, wo mein Konzertmeister notwendig ist.

WOLFGANG (*senkt hoffnungslos den Kopf. Pause*.)

ERZBISCHOF (*nähert sich langsam Mozart. Er beginnt leise, aber unter der Maske des kalten Hochmuts glüht allmählich eine große und heiße Leidenschaft empor*): Höre der Bursch. Vor allem ist er sich selber notwendig in Salzburg! Er besudelt und verdirbt sein großes Talent, das ihm Gott geschenkt, in der frivolen und plebejischen Hauptstadt. In der stillen Ein-

samkeit Salzburgs kann sich seine Seele sammeln und emporsteigen zu den Höhen, aus denen sein Genie zu ihm herabgestiegen ist.

WOLFGANG (*hebt überrascht den Kopf*): Wenn Ihre fürstlichen Gnaden meine Musik so schätzen, dann könnten Ihre fürstlichen Gnaden mir doch die Gnade erweisen . . .

ERZBISCHOF (*plötzlich ausbrechend*): Niemals werde ich mein edelstes Instrument an d e r e n überlassen! Wessen Geist soll denn erklingen in den Tönen dieser goldenen Harfe? Der Geist bürgerlichen Krämer und der Tanzkavaliere vom Hof? In m e i n e Brust hat Gott sein brennendes Feuer gesenkt. In m e i n e Hände hat seine Vorsehung die Harfe gegeben. Ich verantworte dafür.

WOLFGANG (*sehr einfach*): Aber ich bin kein Instrument, fürstliche Gnaden, auf dem andere spielen können. Es ist doch mein Herz, das erklingt.

ERZBISCHOF (*geht auf ihn zu, mit fast schmerzlichem Werben in der Stimme*): Mozart . . . was wäre der Bildhauer Michel Angelo Buonarotti geworden ohne den großen Papst Julius II., der sein Herr gewesen ist? Auch die Propheten bekamen die feurigen Zungen von oben. Mozart! Er hat zu wählen zwischen Himmel und Erde!

WOLFGANG (*weicht vor dem fanatischen Blick und Ton des Erzbischofs zurück*): Ich . . . ich bete zu Gott . . . aber ich liebe die Erde.

ERZBISCHOF (*plötzlich kalt und verschlossen*): Der Bursch ist jung und dumm und kennt sich selber nicht. Da er nicht versteht, hat er zu gehorchen. Er fährt mit der ersten Post! (*Er geht auf die gegenüberliegende Türe zu. Arco folgt ihm.*)

WOLFGANG (*wirft den Kopf hoch, beherrscht sich mit Mühe*): Ihre Gnaden . . . Ich fahre nicht!

ERZBISCHOF (*wendet sich jäh*): Was? Ein ungehorsamer Lausbub, ein Lump ist er! Kein Mensch bedient mich so schlecht wie er!

WOLFGANG (*reckt sich und blickt dem Erzbischof grad in die Augen*): Ich wüßte nicht, daß ich ein Kammerdiener wäre.

ERZBISCHOF (*verliert die Fassung*): Was? Das sind solche pariser Ideen! Scher er sich weiter, elender Bub!

WOLFGANG (*mit heißem Trotz*): Sind also Ihre Gnaden nicht zufrieden mit mir?

ERZBISCHOF Was? Er will mir drohen? (*Er hebt seinen Stock.*) Liederlicher Bursch! Ich will mit so einem elenden Lausbuben nichts mehr zu tun haben.

WOLFGANG: Und ich nichts mehr mit Ihnen!

ERZBISCHOF (*starrt ihn einen Moment an*): Das . . . das ist ja Freimaurerei . . . Ein Voltaireianer . . . ! Ein Atheist . . . ! (*Er wendet sich heftig und geht nach rechts ab. Arco eilt ihm nach.*)

ERZBISCHOF (*in der Tür, flüstert Arco zu*): Versuchen Sie noch einmal mit dem Burschen zu sprechen.

ARCO (*lächelnd*): Ich werde ihn überreden. (*Er hält die Portiäre, während der Erzbischof hinausgeht und folgt ihm.*)

Wolfgang ist in einen Stuhl gesunken und verdeckt das Gesicht. Plötzlich springt er auf, geht erregt einmal im Zimmer auf und ab, setzt sich dann ans Klavier und macht sich Luft in einem leidenschaftlich-stürmischen Presto.

ARCO tritt unbemerkt ein und hört zu, wohlgefällig nickend. Wolfgang hat das Spiel beendet und läßt die Stirn auf das Klavier sinken.

ARCO (*tritt vor. Lächelnd*): Nun junger Herr Mozart, hat sich Ihr Künstlertemperament etwas beruhigt? Kommen Sie, plaudern wir ein wenig. (*Er setzt sich.*) Kommen Sie, nehmen Sie Platz, Herr Mozart.

WOLFGANG (*hatte sich erhoben, als Arco ihn anredete; jetzt bleibt er vor ihm stehen und sagt kalt*): Ich bitte den Herrn Grafen, ihrer fürstlichen Gnaden ein Ersuchen um meine Entlassung zu übergeben.

ARCO: Setzen Sie sich doch, lieber Mozart. Warum so stürmisch? Wollen Sie denn als amtloser Künstler mit Konzerten herum Betteln in der Welt? Sie sind doch blind fürs Leben, Mozart!

WOLFGANG: Wenn das Betteln heißt, Herr Graf, dann will ich lieber betteln, als solch einem Herrn dienen!

ARCO: Sie sind sehr stolz.

WOLFGANG: Gewiß, Herr Graf. Ich bin ein Mensch.

ARCO: Glauben Sie, daß ich nicht auch oft üble Worte schlucken mußte?

WOLFGANG: Sie werden Ihre Gründe haben, wenn Sie es taten.

ARCO: Hm . . . hm . . . Aber ich bin doch von Adel.

WOLFGANG: Das Herz adelt den Menschen. Wenn ich auch kein Graf bin; so hab ich vielleicht mehr Ehr im Leib als mancher Graf.

ARCO (*sich immer schwerer beherrschend*): Hm . . . aber der Unterschied . . .

WOLFGANG: Der Unterschied ist der, daß jeder Kapellmeister zu einem Grafen taugt, aber nicht jeder Graf zum Kapellmeister.

ARCO (*erhebt sich, gereizt*): Aber einen Unterschied zwischen dem Grafen Arco und dem Mozart werden Sie doch gefälligst zugeben?

WOLFGANG: Ja, den: daß der Graf Arco den Erzbischof braucht, aber der Mozart nicht.

ARCO (*brüllt außer sich*): Hinaus! Hinaus, du Lumpenkerl!

Er packt Mozart, schleift ihn zur Ausgangstür rechts und gibt ihm einen brutalen Tritt ins Gesäß, so daß Mozart bis zur Schwelle taumelt und dort zusammenbricht. Dann geht Arco schnaubend zur mittleren Tür hinaus. Wolfgang liegt betäubt. SCHLAUCHER erscheint.

SCHLAUCHER (*hilft Mozart auf die Beine*): Mozart! Um Gottes Willen!

WOLFGANG (*besinnt sich. Will sich losreißen*): Der Schurke! Der Hunds-fott! Lassen Sie mich! Ich will ihm den Fußtritt zurückgeben!

SCHLAUCHER (*ringt mit ihm*): Ist doch nicht möglich, lieber, lieber Herr Mozart! Es ist doch der Herr Graf!

WOLFGANG: Graf oder Hausknecht! Ein Hunds-fott, wenn er mich beleidigt. Ich werde ihn niederschlagen!

SCHLAUCHER (*zieht ihn mit Gewalt hinaus*): Armes . . . blindes Kind . . .

Vorhang

Drittes Bild

Straße in Wien. Rechts hinten der Bühneneingang des Theaters. Es geht gegen Abend. Passanten. Am Bühneneingang Theaterzettel, Anschläge. Kleine Ansammlung von Neugierigen. MOZART kommt von links. Ohne Chapeau, etwas zerzaust und verstört. Als er den Theatereingang erblickt, bleibt er, unschlüssig, stehen. Dann richtet er sich ein wenig zurecht und geht auf die Türe zu. Da teilt sich die Gruppe der Neugierigen und SCHIKANEDER stürmt aufgeregt hervor.

WOLFGANG (*verbeugt sich*): Guten Abend, Herr Direktor.

SCHIKANEDER (*sprudelnd*): Da sind Sie ja, kleiner, großer Mann! Wo stecken Sie denn? Da haben Sie sich wieder einmal verspätet: Gerade hat das Fräulein Weber zur Probe gesungen. Unsere Aloysia! Da haben Sie was versäumt! Das können Sie sich gar nicht vorstellen! (*Man hört Applaus.*) Da! Hören Sie bloß — das gilt alles noch unserer Aloysia!

WOLFGANG: Unserer Aloysia?

SCHIKANEDER (*täuscht ihm die Wange*): Unserer! Sie gehört der Welt! Das ist der künftige Stern des Theaters, sag ich Ihnen. Und Geld wird die verdienen, sag ich Ihnen, daß mir schon jetzt bange davor wird! Die hätte man bei Zeiten heiraten sollen, mein Freundchen. Bei Zeiten! Jetzt? La-la! Als ich mal mit meiner Truppe in Klagenfurt gespielt hab, da war ein ...

WOLFGANG: Ich möchte, Herr Direktor, gerne geschäftlich mit Ihnen sprechen.

SCHIKANEDER: Ich weiß. Wegen der Kapellmeisterstelle, ich weiß. Nicht möglich, Mozart. Sie sind zu klein von Statur ... Hören Sie den Applaus? Unsere Aloysia muß bald herauskommen. Ich muß ihres Engagements wegen in die Kanzlei rennen. Ein Theaterdirektor hat doch nie Zeit. Auf Wiedersehen, kleiner, großer Mann.

WOLFGANG: Entschuldigen Sie, Herr Direktor, wenn ich Sie noch einen Moment ... ich müßte — so scheint mir — nach meiner Oper noch etwas Geld bekommen.

SCHIKANEDER (*plötzlich steif*): Wieso, Herr Mozart, Sie haben doch runde hundert Dukaten für die kleine Oper bekommen.

WOLFGANG: Sie haben in vierzehn Tagen viermal so viel eingenommen.

SCHIKANEDER: Entschuldigen Sie, Herr Mozart, aber das ist doch mein Geld. Ich habe ja auch andere Ausgaben.

WOLFGANG (*gibt sich Mühe*): Das meine ich ja gar nicht, lieber Herr Direktor. Aber meine Oper soll doch in München und auch in Prag aufgeführt werden. Kann ich denn nicht davon etwas ...

SCHIKANEDER: Es tut mir leid, Herr Mozart, wir haben die Partitur nach München und Prag bereits verkauft.

WOLFGANG: Aber meine Musik doch!

SCHIKANEDER: Aber ich habe sie auf meine Kosten abschreiben lassen.

Schikaneder verbeugt sich kühl und geht. Mozart blickt ihm gar nicht nach und läßt schlaff den Kopf und die Arme hängen. Da kommt von links ein BLINDER BETTLER

mit einer Geige und stellt sich an eine Ecke. Er legt den Hut vor sich hin und beginnt zu spielen. Einige Passanten bleiben kurz stehen.

ERSTER PASSANT: Schön ist das. Was spielt er da?

ZWEITER PASSANT: Erkennen Sie's nicht? Vom Mozart natürlich.

DRITTER PASSANT: Eine so süße Musik kann kein anderer komponieren.

ERSTER PASSANT: Wieviel Freude so ein Mensch wie der Mozart zu vergeben hat... dem muß es gut gehen!

Die Passanten gehen langsam weiter. Der Bettler bleibt allein.

WOLFGANG (*ist regunglos dagestanden, als sehe und höre er nichts; nun wird er auf die Musik aufmerksam und nähert sich langsam dem Blinden*):

Sagen Sie, Alter... spielen Sie oft was von diesem Mozart?

DER BLINDE: Fast immer, mein Herr. Mozart ist doch heute der Liebling.

WOLFGANG: Und können Sie von Mozartscher Musik leben?

DER BLINDE: O ja, mein Herr.

WOLFGANG: Merkwürdig... mir gelingt es nicht recht...

Applaus dringt verstärkt durch den Bühneneingang. Gedränge an der Türe. ALOYSIA erscheint mit einem Strauß Blumen in der Hand und von Menschen umgeben, die sich um sie drängen. Man hört: „Wunderbar! — Es war unvergleichlich! — Diese klare Stimme! — Dieser edle Geschmack! — Ausgezeichnete musikalische Schule!“ usw. Wolfgang tritt vor.

ALOYSIA (*bemerkt Mozart und kommt auf ihn zu. Sie ist verlegen und förmlich*): Ach... Herr Mozart...

WOLFGANG (*verbeugt sich übertrieben tief*): Ich gratuliere, Mademoiselle Weber.

ALOYSIA: Schade, daß Sie nicht dabei waren. Es ist sehr gut gelungen. (*Kleine, unbehagliche Pause.*) Ja. Ihre Arie hat sehr gut gefallen. Ich danke.

WOLFGANG (*blickt sie an und schweigt.*)

Aloysia schaut verlegen zur Seite. Da drängen sich ihre Begleiter wieder um sie, so daß Mozart zurückweichen muß.

WOLFGANG: Unsere Aloysia...!

ALOYSIAS BEGLEITER: Es war wirklich bezaubernd. So ein Talent war lange nicht auf der Bühne! Sie werden Madame Mara schlagen. Diese Stimme! Dieser Vortrag!

SCHIKANEDER (*stürmt von links mit einem großen Bukett herbei*): Aloysia! Aloysia! Schnell! Die Kutsche wartet. (*Er bietet ihr den Arm.*)

ALOYSIA (*wendet den Kopf zu Mozart*): Mozart... Sie besuchen uns doch bald wieder?

Sie wird nach links fortgezerrt und verschwindet mit dem ganzen Gefolge.

WOLFGANG (*blickt ihr nach, verbeugt sich dann sehr tief*): Adieu, Aloysia...

Der blinde Bettler hat wieder zu spielen begonnen. Mozart betrachtet ihn, geht zu ihm und nimmt ihm die Geige aus der Hand.

WOLFGANG: Gib mal her, ein wenig, Alter ... (*Er beginnt zu spielen.*)
Musik ... ! Was will ich denn sonst? Musik ... Musik ... !

Er spielt. Der Bettler starrt ihn mit seinen blinden Augen verückt an. Passanten sammeln sich. Geld wird in den Hut geworfen.

WOLFGANG: Hier Alter! Spiel weiter. Mein Leid wird ja vergehen. Aber meine Musik wird bleiben.

DER BETTLER (*erschüttert*): Wer ... wer sind Sie?

WOLFGANG: Ein Liebbling ... ein Kollege. Ein Blinder und ein Bettelmusikant, wie du ... Guten Abend, Alter.

Mozart geht. Er verschwindet in der Dunkelheit, die inzwischen eingetreten ist. Der Blinde folgt ihm, mit ausgestreckten Händen, tastend, einige Schritte. Alle blicken ihm betreten nach.

Vorhang

III. AKT

Erstes Bild

Kleiner Wirtshausgarten in Wien. Alte Kastanien und Platanen lassen ihre Blätter sanft auf bunte Tischtücher fallen. Lampions und Guirlanden hängen zwischen den Ästen wie in einer grinziger Heurigenschenke.

An einem Tisch sitzen drei ältere, überaus würdige, vornehme BÜRGER. Hinter der nicht hohen Gartenmauer ist das Dach eines großen Gebäudes zu sehen. Von dort tönt leise Musik und Gesang herüber.

SENATOR (*immer gut gelaunt und pfiffig, ruft nach links*): Joseph! Noch ein Viertel von dem Gumpoldskirchner! Hörens! Noch ein Viertel für den Herrn Puchberg! He-he-he! (*Er klopft seinem Nachbar auf die Schulter.*) Weil er es sich so zu Herzen nimmt.

PUCHBERG (*dunkel gekleidet, mißmutig*): Kann ich aber gar nicht gut heißen, Herr Senator! Gar nicht! Ist es doch alsbald eine Schande für die Stadt Wien, daß sie diesem Mozart nicht eine Kapellmeisterstelle geben kann.

JOSEPH (*Fünfstufiger mit grimmigen Nußknackergesicht; er trägt eine Schürze; bringt den Wein. Brummt böse*): Ein Viertel Gumpoldskirchner. Neun Groschen.

SENATOR: Geben Sie her, Joseph. Geht auf meine Rechnung. Herr Puchberg muß getröstet werden. He-he —

PUCHBERG (*grollt*): Ein Mann, der den Figaro geschrieben hat und den Don Giovanni! Und keine Stellung. Eine wahrhaftige Schande.

SENATOR: Aber liebster Herr Puchberg, Hand aufs Herz, würden Sie an unseres Bürgermeisters Stelle (*er weist auf den Gegenübersitzenden*) unseren alten Domkapellmeister, der vierzig Jahre in seinem Amt sitzt, künden?

BÜRGERMEISTER (*berufsmäßig und beschwichtigend*): Das verlangt ja der Mozart gar nicht, meine Herren. Das steht ja gar nicht in seinem Gesuch. Er bittet dem Kapellmeister Hoffmann unentgeltlich beigeordnet zu werden, um so den Beweis erbringen zu können, daß er der Nachfolgerschaft würdig sei.

SENATOR: Da sehn Sie, Herr Puchberg! Der Mozart ist gar weniger erpicht als Sie. He-he-he!

PUCHBERG: Muß man sich da nicht schämen, Herr Bürgermeister? Mozart bei seinem allgemein anerkannten Genie, soll erst noch beweisen, daß er würdig ist, Kapellmeister zu sein? In Prag hat er solchen Erfolg gehabt, daß die Tschechen ihn gar nicht fortlassen wollten.

BÜRGERMEISTER: Hat er denn dort kein Geld bekommen?

PUCHBERG: Die hundert Dukaten? Schulden hat er ja mehr gehabt!

SENATOR (*zum Ohr Puchbergs geneigt*): Bei Ihnen Herr Puchberg, gelt?

PUCHBERG: Einer mußte dem Manne doch helfen!

BÜRGERMEISTER: Warum wendet er sich nicht an seine adligen Gönner?

PUCHBERG: Der Mozart tut das nicht! Er hat seinen Stolz.

SENATOR (*scheint es nur auf Puchberg abgesehen zu haben*): Wenn er bei Kaufleuten Geld nimmt, so ist es ein klares Geschäft, gelt, Herr Puchberg? He-he-he.

BÜRGERMEISTER: Ich bin ja der Meinung, daß man die Bitte Mozarts erfüllen kann.

SENATOR: Warum auch nicht? Er mag dem alten Hoffmann nur tüchtig helfen.

PUCHBERG (*entsetzt*): Ohne Gehalt?

SENATOR: Er verlangt doch in seinem Gesuch gar keins! He-he-he.

PUCHBERG: Er versteht es nicht, seine Interessen zu wahren.

SENATOR (*kichernd*): Sie meinen seine Interessen oder die Ihren?

PUCHBERG (*winkt gereizt ab*): Herr Bürgermeister, ich bitte Sie, zu bedenken, daß Mozart sehr krank ist. Wenn er keine Unterstützung bekommt, kann er nicht wieder zu Kräften kommen.

SENATOR (*in köstlicher Laune*): Und kann seine Schulden nicht bezahlen.

BÜRGERMEISTER: Aber wie kann ich, liebster Herr Puchberg, aus der Stadtkasse ein Geld zahlen, das gar nicht verlangt wurde?

PUCHBERG (*erbittert*): Die Nationen würden wetteifern um so ein Kleinod — hat Joseph Haydn gesagt — wenn die Großen seine Werke begreifen würden.

SENATOR (*spöttisch*): Hat er sich denn nicht an die Großen gewandt? Er hat doch um die zweite Kapellmeisterstelle beim Kaiser angesucht und um Klavierunterricht beim Prinzen.

PUCHBERG (*wütend*): Abgeschlagen!

SENATOR: Da haben Sie die Großen! He-he. Und da soll wieder einmal die Bürgerschaft eintreten für die Verpflichtungen des Hofes. Da sollten Sie als Magistratsmitglied gar nicht dafür reden, Herr Puchberg. Die Bürgerschaft hat auch ihre Ehr und ihren Stolz.

PUCHBERG: Aber der Mozart geht dabei zugrunde!

BÜRGERMEISTER (*erhebt sich*): Ist Zeit zu gehn, meine Herren. Die Sitzung beginnt. Aber sehn Sie, Herr Puchberg, das ist schon wahr. Soll denn für alles die Bürgerschaft herhalten? Dem Hof ist er kein Geld wert, aber wir sollen zahlen! Ist schon wahr — unsere Ehr und unser Stolz erlauben so etwas nicht.

Senator und Puchberg haben sich auch erhoben.

SENATOR (*nimmt Puchberg unter den Arm*): Sie haben gewiß recht, wenn Sie aufpassen, daß er Ihnen nicht wegstirbt mit dem geborgten Geld — he-he. (*Er blickt nach links*): Da kommt er ja grad. Schnell, Herr Puchberg, sonst borgt er sich wieder Geld . . . Joseph, zahlen! — Was meinen Sie, Herr Puchberg, wird der Wein Mozarts Gesundheit nicht schaden? (*Links ab.*)

Nach einer kleinen Weile kommt MOZART von rechts; gealtert, leidend, mit müdem Gang. Er trägt Notenpapier unter dem Arm. Setzt sich an einen Tisch, zieht seinen Chapeau und senkt die Stirne in die Hand. Blätter fallen. Der ferne Chorgesang wird deutlicher, Mozart horcht auf den Gesang. Er merkt nicht, wie JOSEPH von links kommt mit einem Viertel Gumpoldskirchner, einem Weinglas, einem bedeckten Teller, Tintenfaß und Kielfedern.

JOSEPH (*mit herzlich-freundlichem Lächeln. Ganz anders als vorhin*): Schönen guten Abend, Herr Musikmeister.

MOZART (*hört ihn noch immer nicht.*)

JOSEPH (*tritt an den Tisch und stellt alles hin*): Da denken Sie sich wieder grad was aus, gelt? Machens nur, Herr Musikmeister. Ich hab schon alles mitgebracht. (*Er putzt den Tisch mit zärtlicher Sorgfalt ab.*)

MOZART: Joseph . . . Guten Tag, lieber Joseph . . . ich hab da auf den Chor gehorcht.

JOSEPH: Die machen schon seit Mittag so ein Geschrei im Theater.

MOZART (*lächelt*): Ein Geschrei nennen Sie das, Joseph?

JOSEPH (*schenkt ihm ein*): Mir ist Singen und Schrein eins wies andere, Herr Musikmeister. Wissens, mir kann die ganze Musik gestohlen werden. Aber ein jeder hat halt sein Geschäft.

MOZART: Da Sind Sie aber um ein großes Vergnügen gekommen.

JOSEPH: Wissens, als wir bei Belgrad gestanden sind gegen die Türken, da hat mein Feldherr Laudon gesagt: „Für einen Kanonier ißts am besten, wenn er gleich taub ist“, hat er gesagt, als einem bei die großen Haubitzen das Trommelfell geplatzt ist.

MOZART (*lacht*): Alter Kanonier, Joseph . . . (*Seufzt.*) Wieviel lieber mir doch Ihr Gehör ist als das, was nur in den Ohren sitzt. Sie können nach innen hören. Tāt manchem Musikus not.

JOSEPH: Versuchen Sie mal diesen Gumpoldskirchner, Herr Musikmeister. Sie sehn wieder einmal ganz krank und miserabel aus.

MOZART (*senkt den Kopf*): Ich bin krank, Joseph.

JOSEPH: Da haben Sie wohl in Böhmen zu viel Bier getrunken und sich den Magen verdorben. (*Mozart schüttelt den Kopf.*) Alle Krankheiten kommen

vom Magen, hat mein Felherr Laudon gesagt, als dem Erzherzog Franz bei Belgrad so übel geworden ist. (*Er deckt den Teller auf.*) Versuchens mal diese Schinkensammeln, Herr Musikmeister.

MOZART: Schinkensammeln? Ich hab heut kein Geld, Joseph.

JOSEPH: Werdens halt morgen bezahlen. Der Gumpoldskirchner kost' ja bloß fünf Groschen.

MOZART: Ich werde auch morgen kein Geld haben. Meine Frau liegt schwer krank.

JOSEPH: Wird ja alles wieder gut, Herr Musikmeister. Und Ihre Laune wird auch gleich besser, wenn Sie bloß Ihre Noten schreiben, ich kenn Sie ja. Da haben Sie Ihre Tinte. Und Kielfedern hab ich Ihnen geschnitzt. Da schau'n Sie her! Heute werden Sie hier Ruhe haben, wenn die Leut vom Theater nicht wieder herüberkommen. Ich verschwind auch schon.

MOZART (*hat das Notenpapier vor sich ausgebreitet und mechanisch die Feder ergriffen, blickt aber düster und zerstreut vor sich hin*): Die probieren schon den zweiten Akt von der Zauberflöte und ich komme mit dem dritten nicht vorwärts... Wie kann man denn so arbeiten? Es erdrückt einen ja.

Joseph ist nach links abgegangen. Mozart beugt sich über die Noten. Schließt aber bald mit gequältem Ausdruck die Augen und senkt den Kopf auf den Tisch. Die Feder entfällt seiner Hand. Es dunkelt.

Da erscheint SCHIKANEDER rechts im Hintergrund. Er beobachtet Mozart lächelnd. Winkt nach hinten und schleicht sich auf den Zehenspitzen von Baum zu Baum näher. Hinter ihm kommen ebenso noch DREI JUNGE MÄNNER und DREI JUNGE FRAUEN, vorsichtig, sachte, mit lustigen Mienen. Sie halten einander an der Hand und sind halb kostümiert, wie gradenwegs aus der Theatergarderobe. Sie umringen Mozart, der nichts merkt.

SCHIKANEDER (*beginnt zu singen und gibt wie ein Dirigent das Zeichen für die anderen*): Er schläft... er schläft... er hat geschlafen...

DIE SCHAUSPIELER (*fallen alle nacheinander ein in den improvisierten Kanon*): „Er schläft... er schläft... er hat geschlafen.“

MOZART (*hebt den Kopf und blickt sich müde lächelnd um*): Ist die Probe schon aus?

SCHIKANEDER: Gewiß mein Freund. Denn wir arbeiten. Wir sind wir! Aber du? Du schläfst! Wir aber gedenken nach getaner Arbeit der Lust zu frönen. Licht und Wein herbei! Joseph! Licht und Würstl herbei! Jo-oo-seph! (*Singt.*) Jo-oo-o-seph!

DIE SCHAUSPIELER (*singen im Chor*): Jo-o-o-seph Joo-ooseph!

Sie haben sich teils an den Tisch Mozarts gesetzt, teils daran gemacht, die bunten Lampions anzuzünden. Während des folgenden Dialogs setzen sie leise summend ihren Gesang fort.

DIE SCHAUSPIELER: Jo-o-oseph — Wein herbei — Jo-ooseph — Würstl herbei!

SCHIKANEDER (*setzt sich zu Mozart, umfaßt seine Schulter*): Laß mal deine Arbeit sehn. Kleiner großer Mann. Zeige die göttliche Partitur! —

Was, seh ich bloß nichts, oder ist da wirklich nichts. Das ist der ganze Ausfluß deines Genies? — — (*Haut auf den Tisch.*) Eure Gnaden wissen doch, daß in drei Wochen unsere Premiere sein soll?

JOSEPH (*kommt schwer beladen mit Wein und Würsteln. Er serviert brummend*): Gumpoldskirchner. Acht Groschen das Viertel.

SCHIKANEDER (*zu Mozart*): Freund und Bruder, ich sage dir, wenn du nicht hilfst, bin ich verloren. Wir alle sind verloren. Auch die Gretl ist verloren. Gelt, Gretl?

GRETl (*eine sehr hübsche junge Schauspielerin, hat sich auf die andere Seite Mozarts gesetzt und lehnt sich zärtlich lächelnd an ihn*): Ganz verloren, Mozart, bin ich ohne Sie! Ganz verloren.

MOZART: Es ist schwer, so zu arbeiten, Schikaneder. Constanze krank und kein Geld im Haus.

SCHIKANEDER: Darum grade sollst du ja arbeiten. Denk an das fürstliche Honorar.

GRETl: Und ein bißl an die Gretl.

SCHIKANEDER: Schikaneder ist vielleicht leichtsinnig, aber undankbar gewiß nicht. Als ich einmal mit meinem Wandertheater grad in Linz angekommen bin, da sagt mir mein Heldentenor —

MOZART: Aber ich brauch doch ein freies Gemüt — Stimmung zum Komponieren!

SCHIKANEDER (*schenkt Mozart ein*): Stimmung hat der gute Joseph grad herbeigebracht. Prima Stimmung, Brüderchen Mozart! — Und Gretl hilft dir, dein Gemüt zu befreien.

GRETl (*stößt kokett mit ihm an*): Auf Ihr Wohl, Mozart!

MOZART (*erwidert Blick und Lächeln und trinkt.*)

PUCHBERG erscheint links und bleibt stehn.

SCHIKANEDER (*füllt wieder Mozarts Glas*): Trink, Freundchen, und die Welt sieht anders aus! (*Er bemerkt Puchberg.*) Da schauts her! Wer kommt denn da?! Eviva, Herr Puchberg! Unseren ehrerbietigsten Gruß. (*Er geht ihm entgegen und zieht ihn stürmisch-gewaltsam zum Tisch.*) Stolz und glücklich sind wir, daß Sie unsere Theaterbande mit Ihrer Anwesenheit beehren!

PUCHBERG (*Haltung bewahrend*): Guten Abend allerseits.

SCHAUSPIELER: Schönen guten Abend!

MOZART (*erhebt sich*): Herr Puchberg!

SCHIKANEDER: Platz da, Ihr Gesindel! Platz da! Hier auf meinen Platz, neben Ihrem Protégé Mozart. (*Er drückt ihn auf den Stuhl.*) Wein her!

MOZART (*steckt Puchberg beide Hände entgegen*): Herr Puchberg — welch ein glücklicher Zufall! . . .

PUCHBERG: Schon wieder beim Wein, lieber Mozart? Ei, ei!

MOZART: Ist ja nur Zufall. Wissen Sie auch, Herr Puchberg, daß ich Sie heute schon den ganzen Tag gesucht hab? (*Bereits vom Wein erhitzt, neigt er sich zu Puchberg und flüstert, seinen Arm ergreifend*): Lieber

Herr Puchberg ... verzeihn Sie mir ... ich ... daß ich die Gelegenheit gleich benütze und Sie hier so plötzlich überfalle ... ich wollte es Ihnen schon lange sagen ... ich kann mich fast nicht entschließen ... Ich bin Ihnen ja noch immer so viel Geld schuldig ...

PUCHBERG (*peinlich berührt*): Vielleicht wollen wir ein nächstes Mal darüber sprechen, lieber Mozart?

MOZART: Aber — ach Gott — ich bin in einer Lage, die ich meinem ärgsten Feind nicht wünsche ... Ohne Unterstützung geht meine Ruhe und vielleicht auch mein Leben zugrunde.

GRETl (*hat diese Worte unwillkürlich gehört und senkt, tief beeindruckt und beschämt, den Kopf.*)

SCHIKANEDER (*stand weiter weg, hat aber das Geflüster beobachtet und tritt hinter die beiden*): Herr Puchberg! Kommens einen Moment. Was ganz ungeheuer Wichtiges! Einen Moment! (*Er hebt ihn fast mit Gewalt vom Stuhl und schleppt ihn nach vorn. Wendet inzwischen den Kopf zurück*): Gretl! Laß mir den Mozart nicht trocken. Schau, daß er in Stimmung kommt.

PUCHBERG: Lassen Sie doch den Mozart nicht so viel trinken. Herr Schikaneder! Kann ich gar nicht gutheißen. Sie wissen doch, daß er ernstlich krank ist. Das untergräbt seine Gesundheit.

SCHIKANEDER: Bei uns Unsterblichen, Herr Puchberg, kommt es nicht darauf an, wie lange wir leben. Schaffen soll er! Schaffen! In drei Wochen muß ich doch die Oper aufführen. Ich hab kein Repertoire!

PUCHBERG: Aber ...

SCHIKANEDER: Aber hören Sie mal, verehrter Herr Puchberg, borgen Sie dem Mozart nur nicht wieder Geld! Er ist ein Lump. Sie sehens doch. Wenn er Geld bekommt, wird er überhaupt nicht arbeiten. Und dann wird er mit seiner Oper nicht fertig, und dann bekommen Sie Ihr Geld nie zurück.

PUCHBERG: Aber ...

SCHIKANEDER: Aber wenn Sie *mir* zweitausend Gulden leihen, dann kann ich die herrliche Oper, die er mir schreibt, herrlich ausstatten, dann kann ich auch herrlich Geld einbringen und Ihnen die herrlichen zweitausend prompt mit Interessen zurückgeben, und ich kann auch den Mozart herrlich honorieren, damit auch er zahlungsfähig wird. Und uns allen ist damit geholfen. Na, was sagen Sie dazu?

PUCHBERG: Aber ...

SCHIKANEDER (*umarmt ihn stürmisch*): Also Sie haben ja gesagt. Und alles ist herrlich! — Gebt Mozart zu trinken, Kinder!

PUCHBERG: Aber bitte, lassen Sie den kranken Mozart nicht soviel trinken.

SCHIKANEDER: Opfern wir denn nicht alle unser Leben für die Kunst? Ich trinke doch auch! Wir sind halt Künstler. Wir verbrennen. Kommen Sie! Mozart darf jetzt nicht an seine Sorgen erinnert werden. (*Er zieht Puchberg nach rechts fort.*) Als ich mit meinem Wandertheater in Klagenfurth im „Goldnen Hirsch“ gespielt hab, da kommt zu mir ... (*Ab.*)

Inzwischen ist es Abend geworden. Die Lampions brennen unter den dunklen Ästen. Mozart ist mit Gretl allein in leisem, anscheinend ernstem Gespräch geblieben; er hat gesprochen, sie ergriffen zugehört. Die anderen jungen Leute hatten sich an den anderen Tisch verteilt in diskretem Tändeln, weinselig und wie von Abendwehmut beschattet.

ERSTER SCHAUSPIELER (*noch in das letzte Wort Schikaneders einfallend*): He, Joseph, lassen Sie doch die Musikanten heran! Wir wollen auch was hören.

Musik wird deutlicher.

ERSTE SCHAUSPIELERIN (*trällert mit und springt auf*): Gustl, komm tanzen! (*Sie beginnen zu tanzen. Ein zweites Paar vom anderen Tisch schließt sich an.*)

GRETL: Ist ja auch Ihre Musik, Mozart.

MOZART (*schaut den Tänzern zu. Sein Gesicht hellt sich auf*): Und die Burschen spielen gar nicht so übel. (*Er summt leise mit.*)

GRETL: Sehn Sie mal . . . trotz allem und allem . . . wieviel Freude Sie den Menschen geben.

MOZART: Ach Gretl — Freude brauchte man dem Menschen nicht zu geben. Die kann man ihm nur nehmen. Und das tut man fleißig, fürwahr! Die Freude bekam der Mensch mit, als Erbteil von der Natur. Freude ist ja nichts weiter als ungehinderte Natur. Aber die Zustände hindern sie. Die miserablen Zustände würgen die Urfreude der Natur. Doch in der Musik ertönt sie als Angedenk und Ruf.

GRETL: Aber es gibt doch auch traurige Musik.

MOZART: Auch diese meint immer Freude, nur Freude! Verlorene oder erschnte Freude. Sie ist nur die Kehrseite des Glücks. Gemeiner Schmerz hat keine Melodie. Wohl kann einer musizieren, der keine Freude hat — aber nie einer, der sie nicht ahnt. Wo die Musik weint, klagt sie dem Glücke nach. Sie läßt die Sehnsucht nicht schlafen. Sie singt vom Recht der Kreatur, bis der Mensch aufsteht und sich das Glück erkämpft. (*Er hat sich heiß geredet und erhoben.*) Gretl, tanzen wir!

GRETL: Ach, von Herzen gern . . . mit Ihnen. Aber Sie sollen doch nicht. Sie sind ja krank.

MOZART (*mit steigender Ekstase*): Ich, krank? Mein Magen ist vielleicht krank, meine Leber vielleicht. Mögen sie krank zum Sterben sein! Aber ich? Ich, Gretl? Ich selbst — ich bin doch nicht krank! Fünf Minuten ohne Schmerzen und mir scheint, ich müßte fliegen in die blauen Lüfte und euch alle emportragen mit mir. — Komm, Gretl . . . (*Er zieht Gretl zum Tanz, mit leidenschaftlicher Hingabe, wie getragen von der Musik, mit entrücktem Lächeln. Er singt dazu.*)

GRETL (*tanzend*): Wie Sie das nur können, Mozart. Sie sagten doch selbst, Sie hätten ein so schweres und trauriges Leben — und wenn Sie so losmusizieren, dann ist es doch wie im Frühling — Lerche und Nachtigall . . .

MOZART: Kannst denn nicht verstehen, Gretl-Kind? Das Leben ist nicht schwer und traurig. Das Leben nicht. Das Leben, das sind deine lieben

blauen Augen und dein süßer Mund, das sind Abendwolken da oben im Mondlicht, das sind die Bäume hier, die glücklich sterben in ihrer Herbstfarbenpracht . . . Das Leben . . . das sind Raphaels Bilder und Palästrinas Chöre. Schön — schön — schön ist das Leben! Nur auf diesem schönen Leben liegen drückende Fesseln. An diesem schönen Leben saugen Blutegeß und Ungeziefer und würgen und quälen . . . Aber meine Musik, die quillt von der Wurzel, an die die Quäler nicht herankönnen! Das Leben singt doch! Trotz alledem! Und wird sich einmal freisingen vom Fesseln und Ungeziefer und wird frei und froh und rein sein wie die Musik . . .! (*Plötzlich greift er sich ans Herz und taumelt.*) Nur ich . . . ich werde . . . nicht mehr leben . . .

GRETLE: Mozart! Um Gotteswillen! (*Sie führt ihn zum Tisch.*) Ich hab's doch gesagt — Sie sollten nicht tanzen.

Die Musik hört auf. Die Schauspieler nähern sich in bangem Schweigen.

MOZART (*setzt sich. Matt lächelnd:*) Was soll ich denn? Nur beten und fasten? (*Er trinkt.*) Schon vorbei. — Doch Zeit hab ich nicht mehr viel . . . (*Er breitet die Noten vor sich aus.*) Aber die Musik, die Musik will weiterleben!

Versunken in die Noten, greift er nach der Feder. Gretl schiebt ihm das Tintenfaß zurecht. Da erscheint rechts SCHIKANEDER mit PUCHBERG und bleibt stehn, als er Mozart bei der Arbeit erblickt. Er gibt den Schauspielern stumme Zeichen, und die Schauspieler schleichen sich leise fort. Mozart bemerkt es nicht. Er summt vor sich hin. JOSEPH kommt mit einer Windkerze und stellt sie still vor Mozart hin und geht gleich wieder. Die Musik der „Zauberflöte“ ertönt. Mozart schreibt. Aus dem Dunkel erklingt Aloysias Stimme als „Königin der Nacht“.

Vorhang

Zweites Bild

Zimmer in Mozarts Wohnung. Es ist karg eingerichtet. Hinten steht die Türe des dunklen Nebenzimmers offen. MOZART sitzt in Kissen gebettet und zugedeckt in einem großen Lehnstuhl neben dem offenen Klavier. Die Kerzen auf dem Klavier sind die einzige Beleuchtung und lassen merkwürdige Schatten im halbdunklen Zimmer spielen. Mozart hat ein Notenheft auf den Knien ausgebreitet. Doch seine Hand mit der Kieffeder hängt kraftlos herunter. Der Kopf ist zur Seite geneigt, die müden Augen sind geschlossen.

MOZART (*ohne die Augen zu öffnen, mit leidender Stimme*): Bist du, Constanze?

CONSTANZE (*erscheint in der dunklen Türöffnung des Nebenzimmers. Sie ist im Nachtgewand, hat ein großes Tuch um und bringt eines auf dem Arm. Fröstelnd*): Du arbeitest noch, Wolfgang? Leg dich doch hin . . . Es ist ja so bitter kalt. (*Sie tritt zu Mozart, mustert ihn mit besorgtem Blick und streicht ihm zärtlich übers Haar.*) Ich habe dir noch eine Decke gebracht, Wolfgang. (*Sie hüllt seine Knie ein.*)

MOZART (*streicht der vor ihm Knieenden übers Haar, ohne die Augen zu öffnen*): Mir ist nicht kalt, Weberl. Aber du, Goldenes, Silbernes, kriech schnell in dein Bettlein. Da wirst du schön warm haben.

CONSTANZE (*leise weinend*): Aber deine armen Hände sind ja ganz blau. (*Sie küßt sie.*) Wie kannst du denn so schreiben?

MOZART (*lächelt, ohne die Augen zu öffnen*): Ich schreib halt was Blaues — und recht Schlaues.

CONSTANZE: Warum legst du dich nicht hin? Es ist schon spät.

MOZART (*öffnet die Augen und greift nach einer Uhr, die auf dem Klavier liegt*): Bald Mitternacht . . . Jetzt muß die Zauberflöte schon seit einer halben Stunde aus sein. Vielleicht kommt doch noch jemand erzählen, wie meine neue Premiere ausgefallen ist.

CONSTANZE (*erhebt sich. Bitter*): Es ist hier zu kalt für unsere Freunde.

MOZART (*schließt die Augen und schüttelt matt den Kopf*): Nein . . . Sie haben doch so auf diese Oper gewartet . . . sie werden kommen, ich hab die Türe nicht absperren lassen.

CONSTANZE: Kannst sie schon ruhig absperren.

MOZART (*fährt auf und starrt in das dunkle Nebenzimmer*): Wer kommt da?

JOSEPH (*erscheint in der Türe, im Mantel, die Mütze in der Hand*): Ich bins, Herr Musikmeister. Bloß der Joseph und keiner sonst.

MOZART: Sie . . . lieber Joseph . . . Kommen Sie doch herein.

JOSEPH: Gute Nacht, Frau Musikmeister.

CONSTANZE (*niedergeschlagen*): Gute Nacht, Joseph.

JOSEPH: Das kann ich sagen, daß vor mir noch nie einer erschrocken ist. Auch die Türken bei Belgrad haben gar keine Angst gekriegt, als sie mich erblickt haben. — Entschuldigen Sie, daß ich so spät störe. Aber ich war im Theater und hab mir dieses Zauberflötenstück angesehen. Und da wollte ich Ihnen doch — weil ich noch Licht im Fenster gesehn hab — wollt ich Ihnen erzählen, wie sich alle Leute so gefreut haben.

MOZART: Ich danke, lieber Joseph. (*Lächelnd*) Aber Sie machen sich doch nichts aus Musik?

JOSEPH: Hat fast gar nicht gestört, sag ich Ihnen, so interessant wars zum Schauen. Dieser Papageno mit seiner Papagena ganz in Federn, von oben bis unten, wie richtige Papageien . . . und die leibhaftige Schlange . . . und die Königin der Nacht, das hätten sich sehn sollen, Herr Musikmeister! Auf einem richtigen silbernen Mond ist sie gesessen, und ihr Kleid war ganz mit funkelnden Sternen bedeckt. Schön haben Sie sich das ausgedacht, Herr Musikmeister! Und die Leut, sag ich Ihnen, haben eine Freud gehabt! Geklatscht haben sie, daß es kein Ende nehmen wollte. Und höllisch heiß wars im Theater . . . Aber hier bei Ihnen ists ein bißl kalt. Einheizen müßte man ein wenig, gelt?

Während Joseph sprach, haben Mozart und Constanze wie beschämt die Köpfe gesenkt. Jetzt wendet sich Constanze ab und Mozart hebt den Kopf mit bitterem Lächeln.

MOZART: Ja ... einheizen müßte man gewiß.

JOSEPH: Sehens, Herr Musikmeister, deswegen hab ich auch kommen wolln: ein Holz müßt man nämlich bringen.

MOZART: Schon richtig. Ein Geld müßte man nämlich haben, Joseph, um ein Holz zu kaufen.

JOSEPH: Im vorigen Winter habe ich Ihnen auch das Holz für den Winter besorgt.

MOZART: Aber vorigen Winter hab ichs auch nicht bezahlen können.

JOSEPH: Habens halt im Sommer bezahlt, Herr Musikmeister, und darum hab ich auch mit Verlaub die Sache gerichtet, daß ich morgen in der Früh zwei Klafter bringen kann.

CONSTANZE (*mit verhaltenem Weinen*): Ich danke Ihnen, Joseph.

Mozart wollte auch etwas sagen, doch die Rührung überwältigt ihn. Er blickt Joseph nur schweigend an und reicht ihm die Hand, aber sie fällt kraftlos zurück, bevor Joseph sie fassen kann.

JOSEPH: Was ist da zu danken. Ist doch natürlich, daß man im Winter heizen muß ... Nun gute Nacht ... Legen Sie sich schlafen, Herr Musikmeister ... Es war sehr schön ... ich will auch nicht mehr stören ... (*Er geht.*) Man kann doch einen Menschen nicht erfrieren lassen, bloß weil er ein Musiker ist ... (*Ab.*)

CONSTANZE (*nach einer Pause, streicht sie Mozart über das Haar*): Gräm dich nicht, Liebster.

MOZART: Sie kommen noch, Constanze — wirst sehn, sie kommen noch. — Da! (*Er versucht erregt, sich zu erheben und blickt nach der dunklen Türöffnung.*) Es kommt jemand.

CONSTANZE: Niemand kommt, Wolfgang. (*Sie horcht.*) Nichts!

MOZART: Es kommt jemand!

CONSTANZE: Beruhige dich, Wolfgang. (*Sie richtet das Tuch, das er herunterfallen ließ.*)

DER BOTE (*aus dem dunklen Nebenzimmer; eine dünne, lispelnde Stimme*): Meine Verehrung und Hochachtung dem großen Meister der Musik.

MOZART (*mit zugeschnürter Kehle*): Wer ist da?

In der Türe erscheint eine seltsam groteske Gestalt: lang, hager, mit starrem Pergamentgesicht und großer Hornbrille. Ganz in Schwarz gekleidet, mit steif umständlichen Bewegungen. Verneigt sich dienerhaft.

DER BOTE: Gestatten Sie mir, meine Aufwartung zu machen und Sie zu beglückwünschen zum großen Erfolg Ihrer neuen Oper.

Constanze hat sich scheu hinter den Lehnstuhl zurückgezogen. Mozart starrt den Fremden an.

MOZART (*bekommen*): Wer sind Sie?

DER BOTE (*verbeugt sich noch einmal devot*): Ich komme als Abgesandter eines sehr angesehenen Mannes zu Ihnen.

MOZART: Wer ist es?

DER BOTE: Der Mann wünscht nicht genannt zu werden.

MOZART (*immer unruhiger*): Was verlangt er von mir?

DER BOTE: Er hat heute abend der ersten Aufführung Ihrer neuen Oper beigewohnt und hat großes Vergnügen an ihr gefunden. Darum hat er beschlossen, Ihnen einen Auftrag zu geben. Es ist ihm eine Person gestorben, die ihm ewig teuer sein wird. Er wünscht alljährlich ihren Todestag mit einem Requiem zu feiern.

MOZART (*tonlos*): Ein Requiem soll ich komponieren?

DER BOTE: Ein Requiem ... in vier Wochen.

MOZART (*niedergeschlagen, als hätte er sein Urteil vernommen*): So bald schon — ?

DER BOTE: Ich zahle Ihnen sechzig Dukaten im voraus. (*Er legt Geldrollen auf den Tisch. Mozart und Constanze starren ihn regungslos an.*) In vier Wochen komme ich um die Partitur. (*Er verbeugt sich tief und umständlich.*) Meine Verehrung und Hochachtung. (*Er verschwindet im dunklen Zimmer.*)

MOZART (*flüstert nach einer Pause*): Constanze ... Hast du ihn auch gesehen?

CONSTANZE: Diesen langen, komischen — ? Natürlich habe ich ihn gesehen.

MOZART: Ich dachte ... Er war nicht komisch. (*Pause. Einfach.*) Er hat meinen Grabgesang bestellt.

CONSTANZE: Aber Wolfgang! Schlag dir doch solchen Unsinn aus dem Kopf!

MOZART (*starrt vor sich hin*): Constanze ... Erinnerst du dich noch ... als wir Aloysia angekleidet haben, weil sie dem Schikaneder vorsingen sollte? Und Mutter dich aus dem Zimmer geschickt hat?

CONSTANZE: Ich wollte aber nicht und hab mich hinter dem Spiegel versteckt. Denn ich wollte bloß dich immerfort ansehen.

MOZART: Und weiß du noch ... am Abend nachher, als ich am Klavier geweint hab, und du zu mir gekommen bist?

CONSTANZE (*etwas bitter*): Und jetzt hock ich mit dir da in der kalten Stube, und Aloysia hat grad deine Königin der Nacht gesungen ... Wie das alles gekommen ist ...

MOZART: Es ist ja doch schön gewesen, das alles.

CONSTANZE: Ach Wolfgang, warum sprichst du denn so ... !

MOZART (*zerstreut*): Wie denn, Weiberl? (*Er küßt ihre Hand.*)

CONSTANZE (*fühlt seine Stirne*): Du hast ja einen ganz heißen Kopf — Du mußt sofort ins Bett.

MOZART: Geh nur Liebling — ich mach bald zu und komm nach.

CONSTANZE (*geht*): Kommst bald, gelt? (*Ab.*)

MOZART (*starrt versunken vor sich hin; dann rückt er zum Klavier und beginnt leise zu spielen. Er präludiert zur Arie der „Königin der Nacht“*): Mit ihrer Stimme kamen alle Melodien zu mir ... mit ihrer Stimme sangen alle Instrumente ... Sie war Tamina und sie die Königin der Nacht ...

ALOYSIAS STIMME ertönt im dunklen Zimmer. Leise, wie von ferne, singt sie die Arie der „Königin der Nacht.“

MOZART (*ohne mit dem Spiel aufzuhören, starrt er in die dunkle Türöffnung*): Oh, das Fieber steigt . . . Ich höre sie wie wahrhaftig . . . Aloysia!

ALOYSIA erscheint in der Türe im funkelnden Kostüm der Nachtkönigin. Majestätisch schön, mit ernstem Lächeln nickt sie Mozart zu und singt die Arie halblaut weiter.

MOZART (*spielt weiter; abwesend*): Das Fieber . . . ich sehe sie wahrhaftig . . . Kommt mein Jugendtraum Abschied nehmen? Schließt sich der Anfang so zum Ende? Ist das der Tod . . . ? Ich fühle keine Angst.

ALOYSIA (*bleibt auf der Schwelle stehn. Sie hat die Arie beendet und spricht ernst, wie verträumt, noch befangen im Rausch des Abends*): Du meinst wohl, du träumst? Ich bins wirklich, Wolfgang. Ich kam vom Theater herüber, dir zu danken für dieses Glück der Schönheit.

MOZART (*wie oben*): Es ist doch ein Traum.

ALOYSIA: Sie warten im Gasthof auf mich. Aber du solltest sie doch sehn: deine Königin der Nacht.

MOZART: Doch Traum . . . !

ALOYSIA: Heute abend, Wolfgang, beugten sich die Menschen vor deiner Schönheit wie unter dem Gewicht der Ewigkeit.

MOZART: Vor deiner Schönheit, Aloysia.

ALOYSIA: Sie leuchtete heute abend auf der Bühne in deinem Licht — wie einst in deinen Träumen.

MOZART: Aloysia . . . ich habe viel gelitten, aber nichts verloren . . . Alles ist Musik geworden . . . Ich danke dir.

ALOYSIA: Das wollte ich dir heute abend sagen, Wolfgang. Hätten wir zwei Bettler damals geheiratet, du wärest kaum dazu gekommen, diese Oper zu schreiben und ich gewiß nicht dazu, ihr einen Erfolg zu ersingen im Wiener Operntheater. — Das war der Preis.

MOZART (*erhebt sich*): Einmal wird eine Zeit kommen, wo man nicht mit dem Glück der Jugend für das Werk des Lebens zahlen muß; dann, Aloysia, dann wird meine Musik heimfinden . . . Jetzt muß sie kreisen über den schmutzigen Fluten, wie die Taube mit dem Ölzweig vom Ararat. Und ihre Flügel werden müde. Aloysia . . . ich muß bald sterben.

ALOYSIA: Du, nie mehr in alle Ewigkeiten . . . Wolfgang Amadeus Mozart!

MOZART: Aber wer wird ihn weiterträumen, diesen brennenden verlangenden Traum vom Glück der Menschheit . . . ?

ALOYSIA: Tausende, die deine Musik berührt.

MOZART: Denn es war nicht mein Traum allein — Stimmen flogen mir zu aus tausend Kehlen, Blicke aus tausend Augen, und ihr Freudeverlangen schlug mir ans Herz, daß es klang. Ihre Namen sind vergessen, aber sie leben! Sie leben! Leben begehrend in meinen Liedern und lassen sie nicht sterben. Das Volk der unbekannten Unsterblichen.

ALOYSIA: Wir danken dir, Mozart. — Gute Nacht.

MOZART: Aloysia — Adieu!

Aloysia verschwindet im Dunkeln. Mozart steht noch eine Weile schwankend da und bricht dann zusammen. Es senkt sich ein Vorhang, die Fassade des Mozartschen Hauses darstellend. DER BOTE tritt schnell aus dem Tor. EIN MANN kommt von rechts schnell auf ihn zu.

DER MANN: Nun, Johann?

DER BOTE: Alles in Ordnung. Das Requiem wird sicherlich in einem Monat fertig sein. (*Sie gehn im Gespräch nach links.*)

DER MANN: Wird aber die Musik nicht wieder schon bekannt sein, wenn der Herr Graf sie zu Händen bekommt? Als seine Gnaden beim letzten Hauskonzert die Sonaten vorspielte, die Sie ihm von Haydn abgekauft haben, da waren auch zwei Gäste, die die Musik schon gekannt hatten, und es war eine peinliche Blamage. Dabei hat der Herr Graf von Thurn 25 Dukaten dafür bezahlt.

DER BOTE: Ich bin nicht daran schuld; ich hatte seiner Gnaden immer geraten, keine Musik zu kaufen, die schon seit längerer Zeit fertig ist. Aber auf das Requiem werde ich ein Auge haben. Am Tage, wo die Partitur fertig ist, wird sie abgeholt, bevor noch eine Abschrift gemacht werden kann. Und niemand wird bezweifeln können, daß der Herr Graf von Thurn selber der Kompositeur ist.

DER MANN: Hat ihn auch Geld genug gekostet. (*Ab.*)

ALOYSIA tritt aus dem Tor. Von links hört man heiteren Lärm und Lachen.

RUF VON RECHTS: Aloysia!

ALOYSIA (*winkt und geht schnell nach rechts ab. Lachen.*)

Vorhang

Drittes Bild

Das Zimmer von vorhin. Ein Bett unweit vom Klavier. MOZART im Bett. Fiebernd und schwach. Aber Notenpapier liegt unordentlich um ihn herum und neben dem Bett auf der Erde. Er schreibt in jagender Hast. Sein keuchender Atem fliegt. Sein Kopf fällt immer wieder auf die Kissen zurück. Die kraftlose Hand kann die Feder kaum halten. Aber er schreibt und wirft die vollgeschriebenen Seiten von sich ohne hinzusehen.

SÜSSMEYER (*ein bleicher, feiner, bescheidener junger Mann von 25 Jahren, kommt ohne Hut und Mantel, wie vom anderen Zimmer*): Herr Mozart, um Gotteswillen, Sie dürfen ja nicht arbeiten! Der Arzt hat es ja verboten. (*Er sammelt die herumliegenden Notenblätter und ordnet sie aufmerksam.*)

MOZART (*schreibt weiter in fiebernder Hast, ohne aufzublicken*): Wie geht es meiner Frau, Süßmeyer?

SÜSSMEYER: Der Arzt hat ihr verboten aufzustehen. Aber sie hat jetzt keine Schmerzen.

MOZART (*wie oben, ohne aufzublicken*): Gott sei Dank! (*Er schiebt Süßmeyer Notenblätter hin.*) Hier Süßmeyer, da müssen Sie den Generalbaß zu schreiben. Ich kann nicht mehr. Es bleibt mir keine Zeit. (*Schon schreibt er weiter.*)

SÜSSMEYER (*will ihm mit zarter Gewalt das Notenpapier wegnehmen*): Geben Sie her, Herr Mozart — ich beschwöre Sie, hören Sie auf. Joseph sagt, Sie haben schon wieder die ganze Nacht durchgearbeitet. Sie dürfen ja nicht! Um Himmelswillen! Sie dürfen ja nicht! ...

MOZART (*preßt die Noten an sich. Ohne Trauer*): Der Bote, der das Requiem bestellt hat, kommt. Meine Zeit ist um. Sie wissen es doch auch, lieber Freund. Wollen Sie denn, daß mein Grabgesang unvollendet bleibt? (*Schon schreibt er weiter.*) Sie müssen mir helfen, Süßmeyer. Mit der Instrumentation werde ich nicht mehr fertig.

SÜSSMEYER (*wendet sich ab, um seine Tränen zu verbergen.*)

MOZART (*ohne mit der Arbeit aufzuhören*): Weinen Sie doch nicht, Süßmeyer. Der Tod ist nicht unser Feind. Aber er wäre ein Feind der Musik, wenn er dieses letzte Stück noch verhindern wollte ... Aber wir lassen es ihm nicht! Gelt, Süßmeyer — wir lassen es ihm nicht? Ich raufe mit ihm. Doch ich raufe ohne Gram ... wie sich Burschen auf der Wiese balgen. Und ich schaffe es noch — ich schaff es! (*Er wirft ihm ein Notenblatt hin.*) Hier müssen Sie noch die Hörner weiter einschreiben. (*Er fällt keuchend in die Kissen zurück.*)

SÜSSMEYER (*springt zu ihm*): Herr Mozart, bitte hören Sie auf!

MOZART: Meine Post fährt bald ab. Ich höre schon das Posthorn. Hören Sie nicht? (*Er singt.*) Trara-ra ... (*Er rafft sich wieder auf.*) Meine Koffer sollen sauber gepackt sein bei der Abfahrt. (*Er schreibt weiter und spricht ohne aufzublicken.*) Lassen Sie zu meiner Schwägerin Sophie schicken, damit jemand um meine Frau ist, wenn ich heute schon sterbe.

SÜSSMEYER: Aber lieber Herr Mozart! Es wird Ihnen doch bald besser, wenn ...

MOZART (*wie oben*): Lassen Sie heute noch dem Albrechtsberger sagen, er möge sich für den Domkapellmeisterposten an meiner Stelle melden, sonst kommt er zu spät, wie ich immer zu spät gekommen bin ...

SÜSSMEYER: Aber ...

MOZART: Haben Sie die Herren zum Singen bestellt? Wir müssen heute noch das „Lakrimosa“ ausprobieren.

SÜSSMEYER: Die Herren warten schon. Ich dachte bloß ...

MOZART (*sinkt in die Kissen zurück, die Feder fällt ihm aus der Hand*): Sie sollen schnell hereinkommen ... schnell ... keine Zeit mehr ...

SÜSSMEYER (*geht zur Türe und winkt.*)

Es kommen DREI MÄNNER herein, vorsichtig, auf den Zehenspitzen. Sie verständigen sich mit Süßmeyer durch stumme Gebärden und nähern sich dann dem Bett.

DER ERSTE SÄNGER (*schonend leise*): Wie fühlen Sie sich, Herr Mozart?

MOZART (*mit mattem Lächeln*): Sehr wohl eigentlich, danke... Aber wie man so sagt: die Stunde hat geschlagen.

ERSTER SÄNGER: Ach wo, Herr Mozart, jetzt wird es erst wirklich schön. Sie wissen doch, daß Sie die Domkapellmeisterstelle bekommen haben?

MOZART (*lächelt*): Ein ganz bißl zu spät... Ja, vielleicht hätte ich jetzt ruhig arbeiten können... ich bin ja erst fünfunddreißig... und bin ans Ende gekommen, ohne mich meines Talents recht gefreut zu haben. Aber vielleicht ist ein Leben nicht nach seiner Länge zu messen. Es gibt Stunden und Werke, in denen man sein ganzes Leben in einem Male lebt... Ich hatte solche... ich hatte sie! Und wahrte das Leben noch hundert Jahr: Lust und Sinn würden nicht tiefer werden — es war doch voll! Ich bin froh...

Die Männer senken die Köpfe, um ihre Ergriffenheit zu verbergen.

MOZART (*erhebt sich*): Und wir wollen singen, Freunde... Süßmeyer — das „Lakrimosa“. Ich will es noch hören.

Süßmeyer verteilt die Noten und setzt sich ans Klavier. Mozart hebt die Hand, gibt den Einsatz und beginnt selber zu singen. Seine Stimme ist schwach, aber klar und innig. Seine letzten tiefsten Lebenskräfte entströmen in diesem Ton. Bald sinkt seine Hand auf die Decke, das Notenblatt entfällt seiner Hand. Mozart singt weiter mit geweiteten Augen in die Ferne blickend. Die Sänger, von der Musik überwältigt, kämpfen mit den Tränen. Einem nach dem andern versagt die Stimme. Es wird still. Auch Mozart hört auf und blickt sie an.

MOZART: Ach, arme Freunde... Ihr seid zu beladen, um schön zu singen.

Diese Melodien werden einst ihre freien Sänger wecken... (*Er sinkt zurück.*) Warum weint ihr? Es ist doch Musik. Es war doch Musik. Das Leben war doch schön...

Seine Augen schließen sich, der Kopf neigt sich zur Seite. Süßmeyer und die anderen springen hinzu und verdecken das Bett.

Da öffnet sich leise die Tür und der hagere dunkle BOTE mit der Hornbrille steckt den Kopf herein. Dann schleicht er sich unbemerkt — denn die Männer am Bett stehen mit dem Rücken zum Zimmer — ans Klavier, blättert hastig in der Partitur, nimmt sie zu sich, versteckt sie unter seinem dunklen Rock und schleicht sich aus dem Zimmer.

Vorhang

ZWEI INDIANISCHE LEGENDEN

Nacherzählt

von

Paul Zech

DIE WEISHEIT DER SCHLANGE

Eine Legende der Lengúa

Nicht lange nach den großen Wasserstürzen und nachdem die Felder wieder trocken geworden waren und hoch in Gras und Kräutern standen, tauchte ein Tierwesen in den Wäldern am Uruguay und Paraná auf, das niemand bisher gesehen hatte.

Es war von größerer Gestalt als die Affen, denen es in manchem Aussehen glich. Es war aber unbehaart, nur wenige Zotteln wucherten auf der Brust. Und auch die Zähne bleckten nicht so böse, die Augen lagen offen und blickten stolz umher, ohne Furcht oder gar Ängstlichkeit. Und immer ging es aufrecht und auf zwei Beinen. Es nährte sich von Wurzeln und Früchten und suchte, wenn es dunkelte, einen hohlen Baum zum Schlafen auf. Und verließ den hohlen Baum erst wieder, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Die Vögel blieben sitzen auf ihrem Genist in den Sträuchern, wenn dieser seltsame Zweibein vorüberschritt. Oft piffte er ihre Lieder nach, und konnte stundenlang in der Sonne sitzen und sich am Tanz der Libellen und Schmetterlinge erfreuen. Und die Blumen nickten ihm zu.

Und als Zweibein wieder einmal am Waldrand in der Sonne saß und einen goldenen Käfer über seine Hand laufen ließ und mit ihm sprach, wie man mit einem Bruder sich unterhält, erscholl ein schriller Hilferuf aus dem Gewirre der Lianen, die wie ein Netz von Baum zu Baum gespannt waren.

Zweibein drehte sich um und sah ein mächtiges Feuer in dem Blattnetz der Bihuco. Und inmitten der prasselnden Lohe bemerkte er eine riesige Schlange, bunt und schön gefleckt und von glatter Haut.

Es war der Schlange unmöglich, sich aus dem Flammenmeer zu befreien. Sie rief, als sie Zweibein erblickte, mit kläglichlicher Stimme, daß er sie erretten möchte.

Zweibein riß einen langen Ast vom Pfefferbaum herunter, befreite ihn vom Laub und langte ihn wie einen Angelstock der Schlange hin. Die Schlange schoß sofort darauf los, schlug ein paar Ringel herum und schob nach und nach den ganzen Körper aus dem Feuer heraus.

Zweibein zog die Stange zurück, hob sie kerzengerade in die Höhe, damit die Schlange mit dem Kopf nach unten zurückgleiten könne und ihres Weges ziehn.

Die Schlange aber dachte gar nicht daran, die Erde wieder aufzusuchen und dorthin zu gehn, wo sie zu Hause war. Sie umklammerte den gereckten Arm Zweibeins, dann die Brust, und schließlich legte sie ein paar Windungen ihres Leibes um seinen Hals, mit der Absicht, ihn zu würgen, so, wie sie es gewohnt war, bei den anderen Tieren zu tun, die sie lautlos aus dem Hinterhalt überfiel und tötete.

Als Zweibein die klammernden Muskeln am Hals verspürte, und ihm auch schon der Atem knapp wurde, merkte er erst, was die heimtückische Schlange mit ihm vorhatte.

Er sammelte seine ganze Kraft und wehrte sich gegen den würgenden Druck des Schlangenleibes und schrie: „Ungeheuer du, ist das der Dank dafür, daß ich dich vom Feuer errettet habe?“

Die Schlange aber kicherte mit einem häßlichen Zischen in sein Gesicht hinein: „Was willst du denn? Das Gesetz des Lebens lautet: Das Gute muß man mit Bösem vergelten! Ich bin im Recht, dich zu töten, weil ich stärker bin. Und du mußt dich fügen. Halte still!“

Und als Zweibein sich mit einer letzten furchtbaren Anstrengung aus der Umklammerung zu befreien trachtete, schob die Schlange sich immer enger um die Brust und um den Hals von Zweibein zusammen und ließ ihn ihre überlegenen Kräfte verspüren.

Zweibein aber schrie: „Das ist nicht das Gesetz der Macht, die uns erschaffen hat. Du bist im Unrecht. Du willst die lebendigen Ströme des Lebens unterbrechen. Du bist ein feiger Mörder!“

Die Schlange besann sich einen Augenblick, weil Zweibein vom Schöpfer aller Dinge gesprochen hatte. Das war neu, und das war ihr von einem Wesen hier im Wald noch nie zu Ohren gekommen. Und sie sagte zu Zweibein: „Wie ich es tue, so ist es Gesetz hier im Wald. Aber weil du noch fremd auf dieser Erde bist, will ich dir die Gültigkeit des Gesetzes erst beweisen und dann werde ich handeln. An drei Beispielen werde ich es dir zeigen. Und du wirst sehen und prüfen und mir recht geben. Und nach diesem Recht werde ich dich fressen. Komm!“

Sie lockerte die klammernden Ringe um Hals und Brust Zweibeins ein wenig, so, daß er wieder tief atmen konnte. Und sie gab ihm auch die Bewegung der Beine frei. Nur ihr kaltes Gesicht wich nicht fort von seinem Gesicht.

Sie gingen ein ganzes Stück durch den Wald und Zweibein bemerkte, wie die Tiere des Waldes vor der Schlange flohen. Sie sahen schon von weitem den aufgereckten Kopf der Schlange, die zischende Zunge und die bösen Augen.

Und als sie endlich zu einem schmalen Flußlauf kamen und Zweibein das Wasser durchschreiten wollte, murmelten die Wellen: „Allen Wesen tue ich nur Gutes, ich nähre die Pflanzen, ich tränke die Vögel und Tiere, und doch vergelten sie meine guten Werke mit bösen. Sie treten mit schmutzigen Füßen in mein blankes Bett hinein und trüben meinen Atem und meine klaren Augen.“

„Siehst du . . .“ sagte die Schlange zu Zweibein, „das war der erste Beweis, ich habe nichts Falsches behauptet.“

Und wieder gingen sie ein Stück weiter in den Wald hinein und kamen zu einer Lichtung, die von einer mächtigen Palme beherrscht wurde.

Glatt und dünn wie der Leib der Schlange stieg der Stamm hoch und trug oben mit seiner Krone den blauen Himmel. In Trauben hingen die Nüsse aus dem Laub. Und der Wind ließ sie hin und her schweben wie Glocken.

Ein paar Schritte daneben stand noch eine zweite Palme, die war nicht ganz so hoch. Und sie trug auch nicht den Himmel in den Fächern des Laubes. Schlaff hingen die Wedel herab, und der Stamm blutete aus vielen Wunden.

Als Zweibein die Zunge ausstreckte, um von der ausströmenden Flüssigkeit zu trinken, denn ihn düstete sehr, wehklagte der Baum: „Allen tue ich nur Gutes und Böses ernte ich dafür. Ich gebe den müden Wanderern meinen Schatten hin. Ich nähre sie mit meinen Früchten. Aber wenn die letzte Frucht von mir abgefallen ist, dann bohren die nimmersatten Wesen meinen Leib an und trinken mein Blut. Ich muß sterben an der Undankbarkeit dieser Gewalten, denen ich nur Gutes getan habe, nie etwas Böses. Was stehst du hier noch herum, Fremdling? Geh deiner Wege!“

„Das war jetzt der zweite Beweis“, sagte die hämisch lächelnde Schlange zu Zweibein. „Siehst du nun ein, daß ich recht hatte mit meiner Behauptung?“

„Gehn wir noch ein Stück weiter“, antwortete Zweibein. „Dreimal mußst du mir beweisen, daß dieses Gesetz zu recht besteht. Ich fürchte mich nicht vor dem dritten Beispiel.“

Der Wald wurde immer dichter und finsterer, und mit heiserem Gekrächz flogen die schwarzen Geier von Baum zu Baum. Die Schlange glaubte, Zweibein würde sich jetzt doch fürchten und auf das Weiterwandern verzichten und sich fressen lassen. Und sie wähnte, daß sie den Fraß schon ganz sicher habe.

Plötzlich tat sich im Gestein eine Höhle auf. Vor der Höhle lag ein schwarzer, zottiger Hund und jammerte kläglich. Ein Ledersack lag neben ihm. Und dort hinein hatte er die Pfote gesteckt.

Zweibein bückte sich zu dem Hund herab und fragte ihn, weshalb er so schrecklich jammere und was ihm fehle.

Der Hund sah den geringelten Leib der Schlange um den Hals und um die Brust Zweibeins. Er sah die glimmenden, falschen Augen und das gierige Zischen der Zunge und erkannte, daß die Schlange nichts Gutes mit Zweibein vorhatte.

Jetzt jammerte er noch lauter und wehklagte: „Das hat man nun davon; ich habe Gutes getan und mit Bösem hat man es mir vergolten. Du kennst doch gewiß den schwarzen Puma, oder kennst du ihn nicht, Schwester Schlange? Ich traf ihn vorhin in einem Bromelienbusch. Die halbe Seite war ihm von einer furchtbaren Wunde aufgerissen. Ich habe die Wunde mit meiner Zunge gereinigt. Ich habe Beeren und Kräuter gesucht und die große Wunde damit geheilt. Und als der Puma wieder gesund war, stürzte er sich auf mich und wollte mich mit seinen mächtigen Krallen zerreißen. Er hatte aber nur die

eine Pfote zu fassen bekommen. Ich konnte mich losmachen und bin geflohen. Ein Guanaco hat mir Milch geschenkt. Ich habe sie hier in einer Kalabasse im Sack. Die Milch soll meine verwundete Pfote heilen. Ich allein kann die große Kürbisflasche aber nicht herausbekommen aus dem Sack. Liebe Schwester Schlange, sei du mir doch behilflich. Du bist lang und dünn, es wird dir ein Leichtes sein, mir die Kalabasse herauszuholen.“

Der Hund wußte, daß die Schlange zu jeder Frist und an einem jeglichen Ort gierig war nach Milch. Sie machte sich auch rasch los von Zweibein, sagte zu dem Hund: „Paß gut auf, daß Zweibein mir nicht wegläuft!“ Und schlüpfte hurtig in den Sack hinein, um die süße Guanaco-Milch nicht dem Hund zu bringen, sondern um sie aufzuschlecken.

Als die Schlange mit ihrer ganzen Länge im Sack drin war, sprang der Hund hinzu. Er hatte nicht Wehes an seiner Pfote. Er klammerte die Öffnung des Ledersacks mit den Zähnen fest, hob den Kopf und schlug den Sack mit der Schlange solange gegen einen Mangobaum, bis in der Schlange kein Leben mehr war.

Zweibein stand daneben und sah mit verwunderten Augen dem Geschehnis zu. Er fragte sich: was bezweckt dieses Tier mit der Tat, die mich aus der Gewalt der Schlange befreit? Es kam ihm jedoch keine Antwort.

Mit einem Male aber fühlte er die Zunge des Hundes warm an seiner Hand. Der Hund freute sich und sprach: „Siehst du, Kamerad? Auch der Starke hat, wenn er sich das Recht nimmt, aus seiner Kraft eine böse Gewalt zu machen, die Gesetz sein soll, eine schwache Stelle, durch die er umkommt. Ich habe dir diese schwache Stelle gezeigt. Nun geh hin und denke darüber nach.“

„Nein!“ antwortete Zweibein. „Du gefällst mir, mit dir möchte ich Freundschaft schließen.“

Seit dieser Zeit leben Mensch und Hund in Freundschaft miteinander und was der eine nicht weiß, und was er tun soll, das weiß und tut für ihn der andere.

EIN KLEINER AFFE NAMENS CHUCUCHŮ

Eine Legende der Sanapaná

Meine Mutter erzählte mir, daß ein fremder Mann, der in unser Land gekommen war, eines Tages einen kleinen Affen gefangen hatte und ihn mit nach Hause nahm, damit die Frau des Mannes, die immer so allein war, sich daran erfreue.

Die Frau, man nannte sie Bondia, freute sich sehr über den jungen Affen, gab ihm zu essen und spielte mit ihm, bis er ganz zahm war. Und er war mit der Zeit auch so zahm geworden, daß man ihn ruhig allein im Hause lassen konnte.

Eines Tages nun nahm der Mann die Frau mit auf das Feld und ließ den jungen Affen allein im Haus.

Der Affe saß vor der Tür, und als er sah, daß die beiden Leute schon ein ganzes Stück weit fort waren, warf er schnell seinen braunen Haarpelz ab und band sich eine weiße Schürze vor. Er nahm Mehl aus der Schüssel und machte auch sein Gesicht ganz weiß.

Dann ging er an die Feuerstelle, schürte die glimmenden Holzkohlen so lange, bis sie ganz rot und gelb wurden und Funken sprühten.

Auf dieses helle Feuer setzte der Affe einen Topf mit Ziegenmilch, schüttete Hirse hinein und Zucker und rührte einen Brei. Solch einen, von dem die beiden Leute immer aßen, ihm aber nie etwas abgegeben hatten.

Sie sagten: Wozu braucht ein Affe Hirsebrei essen? Der Brei ist süß und das ist zu schade für die Tiere. Auch bekommen sie leicht Leibschmerzen davon.

Dafür bekam der kleine Affe aber reichlich Spinnen und Heuschrecken zu fressen, und was sich sonst noch an Eßbarem in den Sträuchern und im Gras bewegte.

Der kleine Affe löffelte den Hirsebrei aus und es schmeckte ihm.

Dann holte er sich aus einer Kalabasse einen Schluck Wein heraus, trank bedächtigt und strich sich über den Bauch. Der Bauch war voll und prall wie ein Kürbis.

Darauf band sich der kleine Affe die Schürze wieder ab, wischte sich das Mehl aus dem Gesicht und fuhr schnell in seinen alten Haarpelz zurück.

Als die beiden Leute vom Feld zurückkamen, saß der kleine Affe auf der Schwelle des Hauses und tat so, als ob er schlief, und wollte zuerst gar nicht die Augen aufmachen, als man ihn rief.

Die Leute hatten ihm eine Grille und einen Laubfrosch zum Abendbrot mitgebracht, aber weil er den Bauch schon so voll mit Hirse hatte, sagte er, daß er keinen Hunger mehr habe. Und das glaubten ihm die Leute auch.

Und als die Frau Bondia nach dem Milchtopf griff, war er leer. Und als sie nach der Hirse griff, war nicht ein Korn mehr in dem Beutel. Und als sie nach dem Feuer sah, war aus den Kohlen Asche geworden.

Die beiden Leute suchten das ganze Haus ab, sie konnten aber keine Spur von den verschwundenen Sachen finden und fanden auch nicht den Mann, der sich einen Brei daraus gekocht hatte. Auf den kleinen Affen hatten sie gar keinen Verdacht.

Er saß noch immer vor der Tür und unterhielt sich mit der Fledermaus. Sie war so lieb wie eine Schwester zu ihm und erzählte viele Neuigkeiten aus dem Wald.

Und jetzt sagte sie zu ihm: „Im Mangobaum riecht es nach Honig, es muß ein großes Bienennest in dem hohlen Baum sein. Weshalb kletterst du nicht hinauf und holst dir den Honig? Bald werden die Ameisen da sein und sich vergnügen.“

Der kleine Affe antwortete der Fledermaus, daß er schon satt sei und auch viel zu müde, um noch auf einen so hohen Baum zu klettern und nach Honig zu suchen.

Da flog die Schwester Fledermaus wieder davon und verriet einem Wiesel das Nest im Honigbaum.

Die beiden Leute in der Hütte waren müde von der Feldarbeit und hungrig nach Hause gekommen. Und jetzt waren sie noch viel müder von dem Suchen nach dem heimlichen Hirsefresser geworden, und ärgerlich, daß sie den Dieb nicht gefunden hatten.

Der Hunger war ihnen vergangen und sie wollten sich schlafen legen. Und der kleine Affe sollte auch schlafen gehn. Sie hießen ihn schnell in den Korb klettern, der gleich neben der Tür stand.

Der kleine Affe konnte die ganze Nacht nicht schlafen, so sehr drückte die süße Hirse in seinem Bauch. Weil er nämlich diese Speise nicht gewohnt war und wunders geglaubt hatte, wie wohl man sich fühlen würde, wenn man den Bauch ganz voll hat mit Hirsebrei. So wie sonst der Mann und seine Frau Bondia.

Und als am anderen Tage die beiden Leute wieder auf das Feld hinaus mußten, weil das Unkraut überhand nahm und die Batatas und Manis auffressen wollte, riefen sie die Tochter aus dem Nachbarhaus und sagten ihr, sie möchte sich in der Hütte gut verstecken und dem Dieb auflauern, der sich heimlich hereinschleiche, am Herd stehe und einen Brei koche. Vor dem kleinen Affen brauche sie keine Angst zu haben. Er sei gar kein richtiger Affe, sonst würde er sich nicht so gern das Kinn streicheln lassen.

Da kam die Tochter Chimaña aus dem Nachbarhaus und versteckte sich hinter den Maissäcken. Sie hatte eine Rohrflöte in der Hand und wartete auf den Dieb.

Daß Chimaña sich versteckt hatte, war dem kleinen Affen verborgen geblieben. Denn er saß draußen in der hellen Sonne und schüttelte sich die Läuse aus dem Pelz.

Als die beiden Leute nun wieder ein ganzes Stück weit fort waren, ging der kleine Affe in die Hütte, kroch aus seinem Pelz heraus, hängte ihn an einen Balken, band sich die weiße Schürze vor, mehlte das Gesicht schneeweiß und goß in den großen Topf Milch hinein. In die Milch schüttete er, als sie kochte, Mandica und rührte auf dem Feuer einen Brei.

In diesem Moment sprang Chimaña hinter den Säcken hervor und packte den kleinen Affen am Kragen. Sie rangen und balgten eine ganze Weile miteinander.

Schließlich war der kleine Affe ganz matt davon geworden und sagte zu Chimaña: „Laß mich schnell los, damit ich in meine Haut zurückschlüpfen kann. Auch gefällt's mir hier nicht mehr. Ich will zu meinen Brüdern gehn.“

„Nein!“ antwortete das Mädchen. „Jetzt erst recht bleibst du hier. Du gefälltst mir. Du sollst mein Mann werden. Du bist anders, als alle die anderen Männer.“

„Wie könnte ich dein Mann werden, du hast dir das nicht gut genug überlegt“, sagte der kleine Affe zu dem Mädchen.

„Ich will aber, daß du und kein anderer mein Mann wirst!“ schrie ihn darauf das Mädchen an.

„Ich bin doch so klein und du bist so groß?“, weinte der kleine Affe. „Und wenn ich dein Mann werde, wirst du mich immer schlagen.“

„Wie kannst du sagen, daß eine Frau ihren Mann schlägt? Du wirst es gut bei mir haben. Du wirst mit mir spielen. Du wirst mir schöne Lieder vorsingen. Und jeden Tag koche ich dir einen süßen Hirsebrei. Das Holz werde ich spalten und du wirst dich ausruhn. Das Unkraut auf dem Feld werde ich jäten, und du kannst Vögel und Schmetterlinge fangen, soviel du willst. Und anstatt in einem häßlichen Korb, der in der Tür steht, wo es zieht und hineinregnet, wirst du bei mir in der Hängematte schlafen. Und immer werde ich dir das Kinn streicheln. So, wie jetzt.“ Und sie fuhr ihm mit der Hand über das Gesicht, streichelte ihm das Kinn und kratzte ihm hinter das Ohr.

Das gefiel dem kleinen Affen. Und er sagte darauf zu dem Mädchen: „Gut, ich will dein Mann werden. Du mußt es mir aber in der Hand versprechen, daß deine Hand immer so lieb zu mir ist, wie jetzt.“

Und als das Mädchen Chimaña ihm das auch versprach und ihm die Hand schüttelte und ihm noch einmal das Kinn streichelte, riß er schnell seinen alten Haarpelz vom Balken herunter und warf ihn ins Feuer.

Da fragte ihn das weiße Mädchen: „Hast du auch einen Namen? Ich heiße Chimaña. Wie soll ich dich jetzt rufen? Oder hast du noch keinen Namen? Dann werde ich dir einen schönen Namen geben.“

„Die Leute hier nannten mich Miriquita. Ich heiße aber Chucuchú. So rief mich im Wald immer meine Mutter. Und ich möchte, daß auch du mich so rufst.“

Da gab ihm Chimaña einen Kuß und sagte: „Chucuchú, das ist ein sehr schöner Name. So heißt keiner von unseren Leuten. Komm, Chucuchú!“

Das Mädchen Chimaña ging aber nicht nach Hause mit ihm. Sie wußte im Wald eine Höhle, die früher ein Puma bewohnt hatte. Den Puma hatten die Brüder des Mädchens getötet. Die Höhle war leer. Und in dieser Höhle machten Chimaña und Chucuchú es sich jetzt so bequem, wie in einer Cazi-
quen-Hütte.

Aber nur acht Tag lang behandelte das Mädchen Chimaña den kleinen Chucuchú mit Sanftmut. Sie kochte ihm einen süßen Hirsebrei und briet ihm auf dem Feuer Hirschleber und die Zunge vom Ameisenbär, dazu Fische und junge Hühner.

Von der zweiten Woche ab mußte Chucuchú aber Holz suchen gehn und spalten und schichten. Und von der Lagune mußte er Wasser holen, das war ein weiter Weg. Und mit dem schweren Stein mußte er Mais mahlen. Während Chimaña auf einem weichen Lager sich breit machte und auf die Vögel hörte, die draußen von morgens bis zur Nacht sangen.

Und als Chucuchú auch einmal zuhören wollte, es sang gerade seine Freundin, die Corochirée, da warf ihm Chimaña die hölzernen Sandalen an den Kopf. Und als er nicht genug Baumwurzeln zerkleinert hatte, schlug sie mit einem Ast auf ihn ein. Und als er vor Müdigkeit am Herd einschlief, preßte sie sein Gesicht in die Glut hinein und wollte ihn ersticken. Er konnte sich aber noch aus ihren Armen herauswinden.

Und da sagte Chucuchú zu Chimaña, daß er jetzt ganz schnell zum Ameisenstrauch laufen müsse, um sich das Gesicht zu kühlen. Und sie rief ihm nach, daß er sich nicht weiter von der Tür entfernen dürfe, als zehn Schritte weit. Chucuchú schlüpfte schnell durch den Zaun und suchte den Weg, den der Tapir immer ging, wenn ihn nach kühlem Wasser dürstete. Und den Tapir wollte er auch nach dem Weg zu den Brüdern fragen.

Als der Tapir das Gesicht des kleinen Affen ansah und die Brandwunden bemerkte und daß er auch kein Haar an seinem Leib hatte, weinte er vor Mitleid und zeigte ihm den Weg, immer geradeaus. Und riß ein dichtes Spinnewebe vom Baum und warf es dem kleinen Affen über den Rücken. Und sagte zu ihm: „Es wird sehr kalt werden heute nacht.“

Der kleine Affe ging den Weg, den ihm der Tapir gewiesen hatte. Er brach sich auch noch einen Stock vom Gebüsch, hinkte umher und versuchte, seine frühere Gangart auf allen Vieren wieder herauszubekommen. Es dauerte die ganze Nacht, bis es ihm gelang.

Und als er plötzlich hinter sich rufen hörte, war es ihm gerade geglückt, die Bewegung zu finden, sich auf einen Baum zu schwingen. Hurtig sprang er von Ast zu Ast, bis er die Wipfelspitze erreicht hatte.

Oben vom Baum sah er das Mädchen Chimaña vorüberlaufen und hörte sie, seinen Namen dem Wind zurufen. Der Wind aber nahm den Ruf nicht auf; er schlief unten im Gebüsch und bat im Traum den Regen, daß er ihn bald wachrütteln möchte, wenn die großen Tropfen Lust verspürten, zu fliegen. Und der Traum antwortete ihm: „Bald!“

Chimaña rief und rief und lief im Kreise herum. Und als sie sich endlich ein Stück vom Baum entfernt hatte, sprang der kleine Affe Chucuchú nach einem anderen Baum, und von diesem wieder zu einem anderen, bis ein breiter Fluß ihm den Weg abschneiden wollte.

Inzwischen aber war auch der Wind aufgewacht, er trieb den Regen vor sich her und wehte von der anderen Seite des Ufers die Äste der Weiden herüber.

An solch einen Ast klammerte sich der kleine Affe fest, und der dünne Ast fuhr mit der nächsten Bewegung des Windes über den Fluß wieder zurück.

Jenseits des Flusses begann auch schon das Reich der Affen. Chucuchú suchte dort so lange umher, bis er seine Mutter fand. Sie hockte vor der Tür und webte an einem neuen Pelz, den sie sich überwerfen wollte, denn der alte war schon grau und arg verschlissen.

Als sie aber ihren Sohn Chucuchú sah, der in dem Mantel aus dünnem Spinnewebe sehr fror, und auch nicht wie ein Affe aussah, sondern wie ein Bichofeo — ein häßlicher Wurm, so nennen die kleinen Affen nämlich ihre zweibeinigen weißen Vetter — gab sie ihm den neuen Pelz. Er war dunkelrot wie die Beeren von Ucurú und hatte eine schneeweiße Halskrause.

In diesem Pelz nahm Chucuchú wieder seine alte Gewohnheit an und hütete sich hinfort davor, noch einmal von einem weißen Mann eingefangen zu werden.

Das Mädchen Chimaña aber läuft noch immer im Wald herum und ruft den

kleinen Chucuchú. Sie ruft ihn mit all den lieben Worten, die sie ihm ins Ohr gesprochen hatte, damals, als er noch bei ihr in der Hängematte lag und ihren Mund schmecken mußte.

So . . . das ist das Ende von der Geschichte von dem kleinen Affen Chucuchú. Und weiter weiß ich nichts mehr von ihm und dem Mädchen Chimaña.

DAS OPFER

von

E. Brendt

Er hört das heulende Zischen der Kugel, zieht sich hinter seinem Stein, den er wie einen Schutzschild vor sich herschiebt, zusammen. Bemerkt nicht, daß er erst drei Meter auf dem Pflaster vorgekrochen ist . . . von der Mauer-ecke weg, die Schutz bietet, bis dahin, wo ihn beim Surren der Kugel die Erinnerung anfällt.

Dieses Zischen — so war das damals. Nach jedem Zischen folgte ein schneidender Schmerz. Daß es ein Schmerz der Seele war, wußte er erst heute. Er war damals ein achtjähriger Knabe.

Er sieht das Tal, das voll Olivenbäume stand. Im Hintergrund der einen Talhälfte stand das Gutshaus, etwas auf der Höhe, als wäre es gebaut, alles bis zu den graugrünen Bäumen auf den jenseitigen Hügeln zu sehen. Er fühlt jetzt, da er den vom Sonnenbrand heißen Stein vor sich in den Händen hält, wie oft er damals so im Tal gelegen ist, Steine, Holzstücke, von brennender Sonne und den Jahren zerrissene Bäume umklammernd. Wie fern alles — trotz der Nähe der Erinnerungen.

Das Maschinengewehr muß schweigen, da es von einem Geschoßhagel aus den Gewehren seiner Genossen überschüttet wird. Er stößt den Stein von sich. Kriecht dann vor. Er fühlt die Erde warm unter seinem Leib.

Morgens puffte ihn seine Mutter in die Seite. Es war ein zärtliches Puffen. Man konnte sich nicht dagegen wehren, wenn auch noch der erste Ärger des Tages auf der Seele lag. Seltsam, daß er seine Mutter nie morgens auf ihrem Bett, einem Haufen Stroh in einer Ecke der Hütte, gesehen hatte.

Dann taumelte man in die Dämmerung, die dumpf zwischen Tag und Nacht lag. Aus den Nachbarhütten, die ineinandergeklebt am Weg zur Hacienda standen, scholl erstes Leben, Schafgeblök, Schweinegequietsche, Kindergeschrei, keifendes Schimpfen. Er taumelte den Weg hinan, die Erde war den bloßen Füßen noch kalt von der Nacht. Um das Gutshaus herum lagen die Stallungen. In einen solchen Stall mußte er gehen, die Türe aufreißen, die wolligen Leiberknäuel der Schafe quollen auf den Weg und er folgte

ihnen, um sie den Tag über zu hüten. Schwer war die Arbeit eigentlich nicht.

Wie lächerlich dünkt ihn jetzt, bei dem Gedanken an seine Aufgabe, das Maschinengewehr zum Schweigen zu bringen, die damalige Arbeit: es waren an die dreihundert Schafe, aber was war das gegen heute? Wohl hatte er zwei gutgeladene, selbstgefertigte Handgranaten...

Er griff an den Gürtel, ängstlich geworden, er könne sie verloren oder vergessen haben. Kälte kroch ihm die Beine hinauf, denn er fühlte, daß er vieles hinter sich gelassen hatte, für das es sich zu leben lohnte.

Zwei Handgranaten. Vor sich das Maschinengewehr. Hinter sich das Leben. Er ist schon weiter vom Leben entfernt, von den Erinnerungen, als noch vor Minuten, denn es ist ihm gelungen, drei Meter vorzukriechen. Es fehlen wenigstens noch dreißig.

Die Schafe blieben eigentlich immer in Klumpen zusammen. Man mußte öfter nach ihnen sehen, aber es gab Stunden, in denen man in den Himmel starren konnte. Besonders dann, wenn man wußte, daß der Herr seinen Morgenspaziergang bereits gemacht hatte. Nie durfte man von ihm beim Liegen, Träumen und In-den-Himmel-starren erwischt werden.

Einmal lag er im Schatten und sann den Rissen nach, die die verwachsenen Olivenbäume in der Rinde trugen.

Er lauschte auf die Gespräche der Alten. Einige waren über die Grenzen des Gutes hinausgekommen. Da mußten Städte sein. Städte nannten sie es. Viele Häuser standen da beieinander und sie sollten hoch, zwanzig oder auch dreißig Meter hoch sein. Er mußte bei diesen offensichtlichen Lügen lachen. Wie können so viel Häuser auf einem Haufen stehen? Es ist ja kein Platz für Ställe, Schafe kriechen doch nicht die Wände hinauf. Es ist ja kein Platz mehr für Olivenwälder, unter denen Schafe weiden können... Ganz sicher war er seines Lachens nicht. Vieles wußten die Erwachsenen, die Männer, die Kraft in den Armen hatten, die Frauen, die Kinder säugen konnten...

Als ihm eines Tages ein Alter erzählte, südlich — und er zeigte mit der ausgemergelten Hand in irgendeine Richtung — läge ein Meer, und im Norden auch, da schwankte sein Vertrauen wieder. Wie konnte das sein? Hier bei ihm, wo er lebte, war nicht einmal das ganze Jahr hindurch Wasser im Bach und dort, wo das Meer sein sollte, Wasser, Wasser, so weit man sehen konnte...? Wo es denn herkomme? Nirgendwoher. Wo es hinfließe? Irgendwohin. Das war unmöglich. Einzig dies glaubte er: daß es blau sei wie der Himmel über ihm an Tagen, da keine Schleierwolken ihn streifig machten. Einzig das glaubte er.

Und er sann immer wieder den Himmel an. Blau war er. Abends trug er Sterne.

Einmal mußte er dieses Meer sehen. Und es wuchs seine Sehnsucht, dies alles, das alte Gut, die Olivbäume, die elenden Hütten am Weg, die schmale Kost, zu verlassen. Wenn dort draußen in der Welt Bäume waren, auf denen noch andere Früchte wuchsen als Oliven, wenn dort ein Meer war, auf dem Schiffe fahren können, die in seinen Träumen die seltsamsten Gestalten

annahmen, wenn dort Städte waren, in denen man nicht Schafe hüten mußte und dennoch lebte — dann wollte er hier heraus. Er mußte dieses alles sehen, er wollte mehr zu essen haben, als am Morgen eine Rübe, mittags eine Kartoffelsuppe und abends wieder eine Kartoffelsuppe mit Oliven.

Er wird plötzlich aus seinen Erinnerungen gerissen. Etwas hinter den Sandsäcken rührt sich. Erinnerungen, Träume, alles fällt von ihm ab. Er sieht nur noch das Haus, in dem einige Soldaten das Maschinengewehr decken; er sieht, wie sich plötzlich drüben ein Körper bewegt, aufschnellt, etwas wirft, dann, im Knallen eines Schusses zusammensackt. Vor ihm, zwanzig Meter vor ihm, platzt krachend eine Handgranate.

Der Hunger störte ihn in den Tagen unter den Olivenbäumen oft im Nachsinnen über all die Weite, trieb ihn, an Essen zu denken. Er sah die Schafe. Er wußte nicht, was Zahlen waren. Aber er wußte: die Erde würde für ihn einstürzen und ihn unter sich begraben, wenn die Gedanken Gestalt annähmen, die ihn quälten und peinigten; wenn er . . . Es brauchte ja nur ein kleines Schäfchen zu sein, obwohl es ihm um so ein kleines Tierchen am meisten leid tat . . . Der letzte Anstoß war ein schwerer Schlag seines Herrn mitten ins Gesicht, bis er sich entschloß, einmal nicht zu hungern.

Er stahl seiner Mutter ein Messer. Wartete, bis seine Herde in der äußersten Ecke des Tales weidete.

Drei Tage lebte er von dem jungen Fleisch. An Abenden versuchte er trotzdem seine Suppen zu essen, versuchte, seinen Augen den alten Ausdruck zu geben, denn er fühlte: etwas hatte sich in ihm geändert.

Seine Mutter sagte nichts. blieb auch noch still, als sie beide eines Abends zum Grafen gerufen wurden. Es war seltsam, daß alle aus den Hütten kamen. Das täuschte auch ihn.

Der Caballero ließ sie alle warten. Die Männer standen auf dem Hof beieinander, rauchten beißenden Tabak, und die Frauen unterhielten sich über Schweine und Schafe, ihre Unruhe nur schlecht verbergend.

Dann ging die Tür auf, und er sah einen Augenblick lang zwischen dem Türrahmen und der runden Gestalt des Herrn hindurch in den hellerleuchteten Saal. Sah die farbigen Wände, die grellen Frauen und Männer, die dort gemalt hingen. Der Herr stand in der Tür. Auf dem Hof war Stille. In der Hand hielt der Herr eine Hundepeitsche. Es war dem Jungen, als duckten sich alle.

An die Worte, die der Herr sprach, konnte er sich nicht mehr erinnern. Schreck kroch ihm den Leib hinauf, starrmachender, tödlicher Schreck. Wortfetzen: „... und er schnitt dem Tierchen den Hals ab... drei Tage geschlemmt von gestohlenem Gut... der Herr spricht wohl: mein ist die Rache, aber die irdische Gerechtigkeit... man muß ein- für allemal diesem Treiben ein Ende...“ Er dachte: nun wird man mich wegjagen! Empfund keine Trauer darüber.

„Ich will der elterlichen Strafe nicht im Weg stehen, will mich nicht an einem schwachen Kinde vergreifen. Darum soll die Mutter...“ Der Herr reichte der

Mutter die Peitsche. Die Mutter stand hölzern vor ihm, nickte dumm mit dem Kopf.

Es wird wohl nicht so schlimm werden, wagte er sich zu freuen; die Mutter wird wohl nicht so hart schlagen wie es der Herr getan hätte . . .

„Willst du dich nicht ausziehen!“

Er zitterte vor dem gierigen Maul dieses Mannes zurück, der einen Bauch und schwabbernde Backen hatte. Und da er noch starr stand, riß der Mann ihm die alte dreckige, zerlöchernte Hose hinunter. Er stand nackt vor den Menschen. Dann winkte der Mann der Mutter.

Er freute sich wieder: die Mutter schlug wirklich nur leicht . . . er würde ihr dafür . . . ach, was sollte er ihr dafür geben . . . ? Er würd ihr morgen . . .

„Schlag nur ruhig fester.“

Das war zischender, das zog tief ins Fleisch.

„Fester.“

In ihm loderte Haß hoch gegen den Mann, gegen die Mutter, die schlug, gegen den Mann mit dem gierigen Maul und dem gemästeten Bauch. Der Haß brannte ärger als die Schläge.

„Fester.“

Das zischte und brannte. Heiß war sein Körper gegen die Kühle der Nacht; und in Wellen, roten Wellen jagte das Blut durch seinen Leib. Er sah das Gesicht seiner Mutter: verzerrt, schweißüberströmt. In kreisenden Stößen begann das Haus, die dunkle Landschaft und der sternenübersprenkelte Himmel zu schwanken. Die Knie wurden weich; er fühlte warmes lindes Naß den Rücken hinunterrieseln; das Zischen und Heulen der Peitsche wurde steter, so, als schlugе seine Mutter mit Lust. Die Landschaft, die Menschen verschwammen zu einem dunkeln Fleck . . .

Eine stumpfe, dumpfe Macht preßte seinen Körper auf die Erde nieder . . . er fühlte noch den warmen Atem seiner Mutter . . . er riß plötzlich die Hand zurück . . . Was rieselt ihm da so warm am Finger herunter? Rot und klebrig. Er lächelt. Man soll nicht denken, jetzt nicht grübeln: er muß vorwärts, dreißig Meter sind es noch, und jetzt, da er mit dem zerschossenen Finger den Stein schieben muß . . .

Eine Salve seiner Genossen gibt ihm wieder Gelegenheit, drei, vier Meter vorzurutschen. Er tastet wieder nach den Handgranaten, und etwas jener Freude zuckt in ihm auf, die er damals hatte, als er wach wurde und seine Mutter sah, die mit tränenüberströmten Gesicht seine Wunden streichelte und kühles, linderndes Öl darauftupfte.

Seltsam, daß er seine Gedanken nicht zwingen kann. Die Aufgabe, die er hat, ist so schwer, daß sie eigentlich alle seine Gedanken, seine Nerven und sein Fühlen brauchte. Und er döst! Die Genossen hinter ihm warten! Irgendwo in der Ferne, hinter sich, hört er Menschenmassen. Sie singen Lieder, schreien ihre Empörung in die Straßen, in die sommerheiße Luft.

Seine Mutter stand eines Tages nicht mehr auf. Einige Nachbarn gingen mit ihm zum Friedhof, wunderten sich, daß er nicht weinte, sondern nur manchmal aufschrie. Wie ein Tier.

Drei Tage drauf fanden sie seine Hütte leer. Er wanderte den Straßen nach. Heute müßte man eigentlich lächeln, wenn man daran dachte, daß man die Welt gesucht hatte, die Städte, das Meer, die Bläue der Tage, und glaubte, damit wäre alles gut, aller Schmerz, der in der Zeit läge, würde so von einem leichten Wind weggeweht. Was hatte er eigentlich damals erwartet . . . ?

Er war vierzehn Jahre alt. Nachdem er das Meer gesehen, acht Tage mit Hunger im Leib dem Rauschen der Wellen gelauscht hatte, sich nicht mehr über die Bläue und das viele Wasser wunderte, ging er wieder in die Städte zurück. Er arbeitete bei einem Händler als Mulotreiber. Es war nicht schlecht, dieses Leben, es war nicht gut. Man trottete hinter den Tieren her, sank abends übermüdet, traurig vor Alleinsein, ausgebrannt von der Sonne, die Füße schmerzend von den harten Landstraßen, in den Winkel im Stall. Der gehörte ihm. Und der Geruch der Mulos, der schwer war und in den Augen brannte.

Eines Nachts, ein halbes Jahr später vielleicht, als er nicht schlafen konnte, sah er sich. Er sah: einen Jungen, hager, die Augen schwarz und brennend, tags hinter Mulos hertrabend, nachts in schwerem dämmerndem Schlaf liegend. Und er fragte sich, ob *er* das sei. Ob er *das* sein wollte. Er stand eine Viertelstunde früher auf als sonst und wanderte fliehend ins Land . . .

Vorwärts! Er mußte vorwärts kommen. Die Salven der Genossen werden heftiger, als wollten sie ihn mahnen. Der Schmerz im zerschossenen Finger glüht durchs Blut. Wenn die Massen früher da sind, als er das Maschinengewehr erledigt hat, gibts ein Blutbad. Und bis jetzt ging doch alles gut: die Kaserne war erstürmt, nur dieses Maschinengewehr, besetzt mit Offizieren, hält sich noch.

Er *rutscht* kriechend weiter vor. Über ihm, neben ihm pfeifen die Kugeln. Wenn sie den Stein vor ihm treffen, seinen Panzer, gibts ein splitterndes Krachen. Zwei der Maschinengewehrbesatzung bestreichen von ihrer Deckung aus, durch kleine Scharten, die Mauer, von der aus die Genossen ihn decken. Die müssen also auch noch Gewehre haben . . . Dann, damals, er fand eines Tages Arbeit auf dem Bau. Er trug Steine, er schleppte in kleinen Körben Sand, er schwitzte bitteren Schweiß. Er fand sich grübelnd durch zu der Frage: ist die Welt schön, ist die Welt häßlich?

Das Meer ist schön. Die Städte sind voll Licht und Leben. Freude, die man hat, ist bitter und schmeckt salzig. Da sitzen in blinkenden Cafés Männer und Frauen, die schmal sind und leuchtendrote Lippen haben. Er sieht die Frauen seiner Brüder, die mit ihm auf dem Bau arbeiten: sie haben vom Gebären vorgewölbte Bäuche, im Gesicht Runzeln wie Schnitte . . . er mußte an die Rinde der Olivenbäume denken. Sie essen den Salat roh und ungewürzt. Die Männer und Frauen in den Cafés trinken Kaffee mit Milch. Ihm und seinen Kameraden bleibt das betäubende Vergessen in herbem Wein. Wenn sie Frauen wollen, müssen sie in die Häuser gehen. Er geht auch. Mädchen, ehrliche, anständige . . . die muß man heiraten. Dazu war er zu jung.

Sechzehn Jahre alt. Und er erkannte dennoch schon in groben Umrissen die Gesetze seiner Zeit, die nicht die seine war. Er lebte nur in ihr und durfte

den Menschen dieser Zeit dienen. Das wußte er nach qualvollem Grübeln. Er begann träumend ein Morgen zu erleben, machte kindische, qualvoll-schöne Versuche, sich vom Heute zu lösen. Doch wie eine Barriere stand die Zeit vor ihm . . .

Bis ihn eines Tages einer anhielt. Einer, der mit ihm auf dem Bau arbeitete. Schmales Gesicht mit scharfer Nase. Die Augen waren gut, sonst sah er, der geprügelte und getretene Hund, nichts. Da sie miteinander sprachen, gingen sie nicht in die Bodega, sie legten sich vor die Stadt unter Olivenbäume. Er hörte dem Mann, der bald dreißig sein mußte, zu.

Nichts als Vertrauen ist in ihm. Und etwas Klarheit. Er schüttet sich und sein Leben in empörten Worten hinaus: „Ich hatte nur Hunger. Ich wollte nur essen. Ich bekam Schläge. Und das Bitterste — meine Mutter mußte mich schlagen. Ich weiß heute — alle Schläge fielen nur auf sie zurück. Die Schläge schmerzten sie mehr, als mich . . .“

Jahre des Stumpfseins. Die Mulos. Das Meer. Die Städte. Der Hunger und zu gleicher Zeit Himmel und Meer, beide blau. Und Städte und Häuser, die man baut, in denen man nicht wohnen kann. Nicht darf. Man baut für andere. Frauen gehen über die Straßen, die sich in den Hüften wiegen. Sie sind nicht für uns. Unsereins muß in die Häuser.

Der Mann neben ihm schwieg. In seinen Augen war Güte. Und er, der Sechzehnjährige, folgte dem älteren Kameraden. Er ging abends nicht mehr in die Bodegas, in die Häuser. Sie gingen in Versammlungen. Er wurde zunächst scheu, schloß sich dann wieder auf, Gedanken umwirbelten ihn, deren Größe und Stärke ihn erschütterten. In langen Abenden unterhielt er sich mit dem älteren Freund, nein, der ältere Freund unterrichtete ihn. Die Welt formte sich neu, Haß und Liebe wuchsen in ihm, und in brennenden Worten stürzten sie aus ihm heraus. Da er von Lenin hörte und das Gesicht sah, wurde er an Meere und Berge erinnert. Und er wußte: alles wird einmal den Menschen gehören.

Nach einem Streik wurde er entlassen. Er mußte in eine andere Stadt gehen. Dann wieder in eine andere. Er lernte sein Land kennen. Er kennt die rauen Höhen der Estremadura; die weiche Sonne der Levante sucht er nur auf, wenn er nicht mehr anders kann; in Barcelona sitzt er vier Monate im Gefängnis. Er wandert wieder in die Gegend des Don Quichotte. In den Städten, in den einzelnen Gruppen bleibt die Spur seiner Arbeit. Er hat keinen Freund, aber Genossen. Im Herbst 1934 wird er in einer Stadt des Nordens mit der Waffe in der Hand verhaftet. Lebenslänglich. Als nach Monaten schweren Kerkers die Amnestie eintritt, warten auf sie in den Straßen: Männer und Frauen und Kinder. Singen. Nie fühlte er die Kraft des Liedes, der Internationale, so stark wie damals . . .

Und nun kommt es brausend näher, das starke Lied, die Schreie und schweren Schritte der anrückenden Massen, das wilder werdende Maschinengewehrfeuer, alles überflutend wie eine Welle, ihn und sein Denken überschwemmend — er muß vorwärts . . . vorwärts! Ein Blick auf seinen Finger; der ist nur noch eine formlose blutige Masse. Die Kugeln zwitschern, sie

prasseln gegen den Stein, surren neben ihm und über ihn hinweg. Hinter sich hört er einen Genossen an der Mauer gurgelnd aufschreien. Die Offiziere brüllen vor Freude...

Und dann kam der Februar. Wie ein Lächeln des Frühlings waren die Tage. Er warnte immer wieder vor übertriebenem Optimismus... Da er sich ein wenig in die Höhe hebt, reißt ihm eine Kugel seine Mütze vom Kopf. Er erschrickt. Das war leichtsinnig. Jetzt darf noch nichts geschehen. Jetzt noch nicht. Nachher...? Er wagt nicht daran zu denken. Er weiß: mit allem hat er abgeschlossen. Es wäre schön, weiter zu leben. Wir werden siegen, und dann wird, was Zukunft war, das Heute. Er fühlt einen Augenblick lang den Schmerz in der Hand so heftig, so stark, daß er bleich wird. Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Bald wird er neunzehn Jahre sein. Eines Tages wird vielleicht eine Frau zu ihm kommen... Er denkt, ganz kurz, ganz flüchtig nur im Vorwärtskriechen: wie wird das sein...?

Hinter ihm brandet der Lärm der Massen näher heran. Noch etwa zwanzig Meter hat er zu kriechen, um mit Sicherheit sagen zu können: das Maschinengewehr erledigt...

Es wäre schön, die Erde und ihre Menschen zu formen, sich selbst bilden, zu wissen: das Heute ist die Erfüllung. Jetzt, da er daran denkt, daß dieser Kampf gegen das Maschinengewehr schon das Heute, der dämmernde Morgen des großen hellen Tages ist, steigt Freude in ihm auf. Er muß noch weiter vor... noch weiter. Das Vertrauen der Genossen fordert es.

Die Menschenmassen werden gleich an der Ecke der nächsten Straße sein, ins Schußfeld marschieren. Das Geknatter der Gewehre schreckt sie nicht ab. Er lächelt. Es ist schön zu wissen: mein Opfer ist nicht umsonst...

Wie war das heute in der Frühe? Ein Strom von Frauen und Kindern und Männern wälzte sich brausend gegen die Kaserne; Gewehre knatterten, Kugeln piffen — doch sie stürmten vorwärts... unaufhaltsam vorwärts.

Näher kriecht er heran. Die Massen singen, singen, das Lied schwingt in all seinen Nerven, körperlich spürt er das Lied. Sie dürfen nicht zu früh kommen... Im äußersten Fall könnte er von hier aus... nein, er darf nicht: mit tödlicher Sicherheit muß er schon beim ersten Wurf treffen, denn wenn er aufsteht...

Er weiß: er wird sterben. All seine Unruhe ist jäh verflogen. Er ist kalt, wie nie in seinem Leben. Er kriecht vorwärts, Zentimeter um Zentimeter. Das Maschinengewehr hat jetzt seinen Stein unter Kornfeuer genommen. Glauben die, sie könnten den Stein durchschießen? Splitter spritzen um seinen Kopf. Er fühlt im linken Bein eine leichte Müdigkeit, einen Schmerz, spürt etwas Warmes über die Wade rieseln...

So lange ihr nicht meinen Kopf, oder meine rechte Schulter trifft, habt ihr nichts gewonnen!

Es ist, als wollten die hinter dem Maschinengewehr den Lärm der ankommenden Massen übertönen. Nützt euch nichts mehr. Noch fünf Meter, denkt er. Rutscht vor. Wagt, sich umzusehen. Sieht eine helle Mauer, die in der Sonne glänzt, darin schwarz die Löcher, hinter denen er seine Genossen weiß.

Die Menschenmassen werden nicht vor dem Geknatter zurückschrecken. Sie singen jetzt die *Junge Garde*. Seine Genossen, die beobachtet haben, daß er bald die Wurfgränze erreicht hat, schießen wie toll. Schade, daß man nicht auch ein Maschinengewehr hat — vieles wäre dann leichter gewesen . . .

Halt. Jetzt kann er treffen. Er zieht die Handgranaten langsam am Körper hoch, schiebt sie vor sich hinter den Stein. Er entkapselt die eine, prüft sie. Die Zündschnur ist in Ordnung. Er zündet sie an. Schätzt nochmals die Entfernung. Hört hinter sich das Lied: die *Junge Garde*. Jetzt werden die Menschen um die Ecke der Mauer strömen — jetzt.

Er richtet sich auf, wirft, hört das Krachen der Granate, Schreie, sieht emporwirbelnde Klumpen, fühlt plötzlich etwas Heißes in der Brust, sinkt zurück.

Sieht über sich den blauen Himmel, hört anstürmende Schritte, sieht wieder den blauen Himmel und erblickt, schon mit verdämmerndem Bewußtsein, in Lumpen gehüllte Füße neben sich; und wird dann aufgehoben . . .

Doch das spürte er nicht mehr.

TSCHELJUSKIN

Auszüge aus einer Kantate

von

Iwan Goll

THESE

Der junge Chor:

Groß ist der Mensch,
Beherrscher dieser Erde!
Er trägt die Urgebirge ab,
er lenkt die alten Ströme um,
und aus den eroberten Himmeln
vertreibt sein brausender Flug
die sterblichen Götter!

Der alte Chor:

Klein ist der Mensch,
Insekt auf dieser Erde!
Den Jahreszeiten untertan
und dem Gesetz des Elements!
Er hungert unter der Sonne Strahl
und zartester Märzwind
fällt ganze Geschlechter!

Der junge Chor:

Groß ist der Mensch,
Verwalter dieser Erde!
Das wilde Tier muß ihm gehorchen,
ihm reifen süßes Obst die Felsen,
und selbst die gefährlichen Blitze
zähmt er mit sicherer Hand
wie feurige Schlangen!

Der alte Chor:

Klein ist der Mensch,
Gefangener seiner selbst!
Er trägt den Feind im eigenen Blut,
in seinem Körper wohnt der Tod,
und seine ruhelose Seele
erzeugt voll Übermut
den ewigen Fluch!

DER REPORTER

Der Sowjet-Sturm
erschüttert die Jahrtausende,
die um die Erde lagern.
Er weckt die schlafende Erde auf,
er weckt bis zum Pol
die vereisten Zeiten.

Manch tapferer Mann,
manch Einsamer der Tat
befuhr im alten Jahrhundert
auf schwankem Segler das Eismeer:
Bering, Malygin, Tscheljuskin,
Barents, Amundsen, Nansen
schenkten der Erde unsterbliche Namen!

Wir aber wollen die tote Arktis
dem menschlichen Leben erobern.
Wir wollen die Erde verkürzen
und Straßen finden von West nach Ost.
Wir wollen mit neuen Künsten,
mit stählernen Schiffen,
mit singenden Flügeln,
mit funkender Sprache
das marmorne Grab
der Eiswelt und der Steinzeit sprengen!

DAS LIED VOM „GENOSSEN SCHIFF“

Genosse Schiff,
mein bester Kamerad!

Wohin uns lenkt das Steuer
pol- oder heimatwärts —
den gleichen Takt der Freundschaft
schlägt dein Turbinenherz.

Genosse Schiff,
mein kühnster Kamerad!

Du kennst den Zorn des Nordens
du weißt, wie Süden brennt,
du tröstest unser Heimweh
im fremden Element.

Genosse Schiff,
mein schönster Kamerad!

Viel leichter als ein Mädchen
tanzt du auf wildem Meer,
betäubender als Rosen
duftet dein Tang und Teer.

Genosse Schiff,
mein treuester Kamerad!

Du fragst nicht nach dem Ziele,
du rennst ans End der Welt,
du bist im Sturm der Riese,
der uns zusammenhält.

DER REPORTER

„Tscheljuskin“ ist ein mächtig sich wehrender Stier
in der Eisarena.

Der Matador des Todes greift ihn an;
er winkt mit dem roten Tuch des Nordlichts,
und hinter ihm stechen tausend Picadores
Lanzen und Speere und Banderillos.

Aber das schwarze Tier
nimmt stolz den Kampf an:

es stößt mit dem Eisenhorn
gegen den hundertarmigen, hundertköpfigen Feind,
gegen den hundertwindigen, hundertatmigen Tod,
stößt und
bricht durch!

Denn „Tscheljuskin“ hat ein sicheres Herz,
hat wunderbar geölte Maschinen,
Kurbelstangen, Rahen und Masten
und hat den Glauben,
den Glauben an sich selbst,
den Glauben seines Kollektivs,
den Glauben der vereinten Heimat.

Und siehe: die ganze Arena des Pols
klatscht ihm Beifall.

DAS LIED VOM GEFÄHRLICHEN LEBEN

Wir leben das gefährliche Leben
des täglichen Tags,
Genossen des Sturms,
Genossen der Tat,
und wir essen dabei,
und wir lachen dabei —
Hoiho!

Wir leben das gefährliche Leben
der ewigen Nacht,
Genossen der Einsamkeit,
Genossen der Disziplin,
und wir schaffen dabei,
und wir schlafen dabei —
Hoiho!

Wir leben das gefährliche Leben
der heldischen Fahrt,
Genossen der Pflicht,
Genossen der Liebe,
und wir zeugen dabei,
und wir sterben dabei —
Hoiho!

DER REPORTER

Kaum eine Stunde nach Weltuntergang
fingen die Schiffbrüchigen
die Welt wieder von vorne an.

Urmenschen sammelten im Schnee
die Reste der verwunschenen Kultur.
Ein Balken war einen Ural wert.
Ein Butterfaß wog eine Tonne Gold.

Am nächsten Tage stand eine Stadt
im Eis gebaut:
eine heizbare Holzbaracke
mit zehn Zelten herum.
Eine Garküche.
Eine Zeitung.
Sogar ein Aussichtsturm
und vier Kilometer entfernt ein Flugplatz.

Und der Alltag begann,
der selbe Alltag wie für alle Sowjetbürger!
Ofen heizen,
Latten nageln,
Schnee fegen,
Brot backen.

Der Küchenherd bestand aus einem leeren Faß.
Die Löffel wurden aus Konservenbüchsen geschnitten.
Die Fenster aus photographischen Platten.

Die Gelehrten setzten ihre Forschungen fort.
Der Hydrograph zeichnete die Spiralen der Drift.
Der Aerologe vermerkte die Launen der Winde.
Die Ichthyologin suchte die Spuren der Bären und Wale.

Am sechsten Tage nach der Katastrophe
fand eine Sitzung der Parteizelle statt.

Und jeden Abend gab
Otto Juljewitsch Schmidt
einen Kurs über historischen Materialismus
bei 40 Grad Kälte.
Sein Wort war klar wie Eis.

BALLADE DER 104

Hundertundvier
bauten in einer Nacht
ein neues Rußland:

Wie der treibende Erdblock
Heimat im Reich der Planeten —
ward der treibende Eisblock
Heimat im Sturme des Pols.

Hundertundvier
bauten in einem Tag
die Stadt der Eintracht:

Ein Stück flatternde Leinwand,
eine Mauer aus Schnee
und ein bißchen Musik nur
schützen gegen den Tod.

Hundertundvier
bauten am Rande der Welt
den Turm der Zuversicht:

Nicht bedarf es des Marmors,
weder Zement noch Metall —
die geschützte Feste
ist das Kollektiv.

Hundertundvier
hißten am Ende der Welt
die rote Fahne des Lebens!

ANNO VIERUNDTREISSIG IN DER UdSSR

von

Balder Olden

Obwohl das vom Autor gestaltete Bild, trotz der mittlerweile vergangenen kurzen Zeit, heute schon historisch geworden ist — in solch schnellem Tempo wandelt sich das Land — glauben wir seine Ausführungen doch von so großem Interesse, daß sie eine Veröffentlichung rechtfertigen.

Die Redaktion

Drei Monate hat das Glück nur gedauert, und nun sind schon wieder drei Jahre darüber ins Land gegangen. Ich kam in Moskau so unwissend und so skeptisch an wie nur irgendeiner aus dem Lager der bürgerlichen Demokratie, den erst der Faschismus zum Revolutionär gemacht hat. Dann schien ich mir ein Gulliver, der durchs Land der Riesen, der Liliputaner, der Pferde

reist — ich sah lauter Wunder und traute lange Zeit den eigenen Augen nicht. Was ich in einem Leben voll ewigen Reisens gesehen hatte, in Ägypten, von einer Welt, die vor Jahrtausenden lebendig gewesen, in Indien, wo jeder Europäer sich verzaubert glaubt, in Zentral-Afrika, wo tollste Knabenträume und waghalsigste Filmphantastik plötzlich Wirklichkeit waren — all das schien mir jetzt abgestanden, war nicht mehr groß, nicht kühn, nicht Fata Morgana.

Ich war nie ein Redner gewesen, nur im kleinen Kreis ein frischer Erzähler. Aber jeder Mensch redet gut, ja gewaltig, wenn ihm das Herz voll ist von unerhörten Eindrücken, und wenn er es für heilige Pflicht hält, diese Eindrücke weiterzugeben. So bestieg ich — zum erstenmal in meinem Leben ohne Lampenfieber — in Prag eine Tribüne, um über meine Rußland-Reise zu berichten, ohne Manuskript, nur ein dutzend Stichworte auf einem Blättchen Papier, und mein erster Vortrag, während dessen kein Hörer abtrünnig wurde, dauerte drei Stunden; aber mein Material war nicht halb erschöpft. So konnte ich vor dem gleichen Publikum ein zweitesmal und eben so lange sprechen, ohne mich zu wiederholen, ich wurde in die deutsch-tschechischen Provinzstädte gerufen, um auch dort zu berichten, und wieder erzählte ich anderes.

Was mich schrankenlos begeistert hatte und worauf all das für die Hörer im kapitalistischen Land so Märchenhafte hinauslief, war die geistige Situation in Rußland, die Wißbegier, die Lernbegier, die Kunstfreudigkeit, die sich zugleich der breitesten Massen bemächtigt hat in einem Lande, das von zahlreichen Nationen und so verschiedenen Rassen bewohnt wird. Um dies Phänomen aus der materiellen Lage der Union — auf die ich sonst wenig einging — zu erklären, rief ich einen Eideshelfer herbei, der sonst von Begeisterten der kommunistischen Welt selten zitiert wird, Mussolini. Mein Zitat lautete:

„Es ist die grausamste Ironie, Menschen, deren Mägen leer sind, ein Buch in die Hand zu drücken. Kann man denn mit Hungernden über Politik und Ethik, Kunst, Literatur und Wirtschaft sprechen? Nur der Satte ist imstande, menschlich zu denken.“

Ich will — denn meine drei Jahre alten Eindrücke sind heute schon wieder historisch-interessant — ein Extrakt dessen wiedergeben, was damals so auf-rührerisch und funkelnd neu war: lauter Satte und menschlich Denkende — wo immer ich russischen Menschen begegnet war — hatten über Politik und Ethik, Kunst, Literatur und Wirtschaft zu hören, zu sprechen gewünscht, in den Fabriken, in den Kasernen, in den Klubs und Schulen und Sanatorien.

Am ersten Tage in Moskau gab man mir Gelegenheit, eines der größten Industrieunternehmen Rußlands zu besichtigen, ein Werk, das damals zwanzigtausend Arbeiter beschäftigte, und in dem am laufenden Band Last-automobile hergestellt werden, deren Entstehen vom Motorgehäuse bis zum fertigkarossierten Wagen man Phase um Phase in weniger als zwei Stunden beobachten kann. Im Hauptportal dieser riesigen Arbeitsstätte war eine ganze Wand mit engbeschriebenen oder betippten Plakaten behängt, und wir

Besucher sahen um diese Wandzeitung Arbeiter und Arbeiterinnen gedrängt, Zeile um Zeile eifrig studieren. Wir mutmaßten, der russischen Schrift und Sprache nicht kundig, daß hier ein Bericht von der Arbeitsfront täglich geliefert werde, eine Liste der „Stoßbrigadler“ veröffentlicht würde, die sich durch hervorragende Leistungen aus der Masse ihrer Kollegen hervorgehoben hatten. Es mochte freilich auch sein, daß man die Tageswirtschaft des inneren Betriebes hier anschlug. Aber darum handelte es sich jetzt nicht. Was die Arbeiter in der ersten Minute ihres Antritts zum Tagewerk, und was sie abends nach Beendigung ihrer Schicht zu lesen bekamen und mit Gier lasen, war ein Verzeichnis der neuerschienenen Bücher mit Angaben des Inhalts und der Tendenz, dazu die ersten Urteile namhafter Kritiker und Kollegen der Autoren.

Diese erstaunliche Wandzeitung bewirkte, daß ich auch im Innern des Werkes mehr als dem Verlauf eines Arbeitsprozesses, der sich mit den größten Betrieben der neuen Welt wie der alten messen kann, dem nachforschte, was diese Arbeiter an geistiger Nahrung zu sich nahmen.

Da war die Bibliothek, in der tausende von Bänden bereit sind und unablässig ausgetauscht werden, es gab kaum einen Arbeiter oder eine Arbeiterin ununter den zwanzigtausend, die nicht zu den ständigen Benützern dieser Bibliothek gehörten. Neben der technischen und soziologischen Literatur spielte die schöne Literatur in ihrem Verbrauch eine gewaltige Rolle, nicht nur die Werke der jungen Generation sowjetrussischer Schriftsteller, sondern auch die des Auslandes, nicht nur die russischen Klassiker, sondern auch die der Weltliteratur wurden reihum unermüdlich gelesen — aber nichts fanden wir hier von dem, was man in Deutschland zwar verächtlich als Kitsch bezeichnet, was aber das leidenschaftlichste Interesse unserer jugendlichen Leser, unserer Frauen und Männer erregt, nichts von all dem Detektiv- und Verbrecher-Roman-Machwerk, dessen Auflageziffer in Europa wie in Amerika die der ernstesten Literatur weit in Schatten stellt.

In diesem Automobilwerk erschien eine Tageszeitung, die nicht nur alle internen Fragen des Betriebes besprach, sondern auch ein geistiger Führer der Arbeiter sein wollte und war, in diesem Werk gab es neben der Bibliothek Arbeits- und Lesesäle, und gerade dies literarische Departement, diese Bibliothek und diese Räume, in denen kein lautes Wort fällt, in denen jeder über seine Bücher gebeugt sitzt, schien das Herz des ganzen Werks zu sein.

In früheren Jahrzehnten, in denen Hygiene in der ganzen Welt noch ein Vorrecht der besitzenden Klassen war, hat ein Philosoph behauptet, man könne den Kulturstand eines Volkes an seinem Verbrauch von Seife errechnen. In unseren Tagen neigt man mehr dazu, den Verbrauch an Büchern zum Wertmesser einer Kultur zu machen, und soweit dieser Verbrauch sich in Auflagehöhen ermessen läßt, marschierte Rußland schon 1934 so weit voraus an der Spitze aller Nationen, daß eigentlich kein Vergleichen mehr möglich war, daß wir Träger der westlichen Zivilisationen nichts als stauen und uns schämen konnten.

In den letzten sechzehn Jahren betrug allein die Gesamtauflage der in der

Sowjetunion herausgegebenen Werke Maxim Gorkis 29,7 Millionen Exemplare! Dieser Rekord schlägt nicht nur um ein Vielfaches alles, was im Laufe der Jahrhunderte irgendein ernster literarischer Autor irgendwo auf Erden erzielt hat, er schlägt sogar die erfolgreichsten Vertreter des literarischen Schundgewerbes wie etwa den sagenhaften Edgar Wallace. Freilich stand Maxim Gorki auch in Rußland auf einsamer Höhe, aber es gab außer ihm noch eine ansehnliche Reihe von Autoren, von deren Werken Millionenauflagen im Umlauf waren. So hatte der ganz junge, erst seit wenig Jahren bekannte Kosakenschriftsteller Michail Scholochow es zu einem Gesamtabsatz seiner drei Werke von 2,3 Millionen gebracht, also den für Westeuropa völlig einmaligen Sensationserfolg von Remarques „Im Westen nichts Neues“ zu seinem Durchschnitt gemacht.

Zur Feier des Schriftsteller-Kongresses wurden im russischen Staatsverlag nicht weniger als sechs Millionen Exemplare russischer und ausländischer Autoren wie Barbusse, Romain Rolland, Stefan Zweig gedruckt, und sie waren im Augenblick abgesetzt, durch zahllose Kanäle in die Masse des Volkes gepumpt. Vor solchen gigantischen Zahlen wende man nicht ein, daß Rußland eben ein Volk von hundertsechzig Millionen ist, und daß man naturgemäß andere Maßstäbe als für Frankreich, England oder Deutschland anwenden müsse. Tatsächlich setzt sich beispielweise das deutsche Lesepublikum aus annähernd neunzig Millionen Deutschsprechenden der verschiedenen Nationen zusammen. England schließt in seinen Leserkreis das weite Gebiet der Dominions und Kolonien ein — und vor allem: von den hundertsechzig Millionen Russen waren zu Beginn der Revolution, also vor damals siebzehn Jahren, noch mehr als zwei Drittel Analphabeten!

Um selbst auf dieses gigantische I noch einen Punkt zu setzen: Produzenten und Konsumenten der Literatur klagten gleicherweise, daß die Papier-Industrie Rußlands noch lange nicht weit genug sei, um den Bedürfnissen zu entsprechen. Es würden so viele Bücher hergestellt, wie die Papierproduktion nur irgend gestattete, aber die riesigen Auflagen seien im Augenblick vergriffen, und niemand könne berechnen, wie stark der Absatz wäre, wenn, so wie im übrigen Europa, nur das *Bedürfnis*, nicht die Liefermöglichkeit die entscheidende Rolle spielte.

Täglich und stündlich sah man vor dem Eingang zum Gewerkschaftshaus, in dem der Kongreß tagte, ein paar hundert Menschen dicht aneinandergedrängt und lautlos Spalier stehen, Arbeiter aller Berufe, Männer und Frauen, die stundenlang ausharrten, um den einen oder anderen ihrer Lieblingslehrer, Lieblingsdichter von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Immer waren die Galerien des Kongreßsaales überfüllt, Kopf an Kopf standen die Menschen dort oben, stundenlang, und wollten kein Wort verlieren von dem, was diskutiert wurde. Und doch war es natürlich auf einem Fachkongreß nichts anderes als das, was man in Deutschland als Fachsimpelei bezeichnen würde: ästhetische Probleme, vergleichende Literaturwissenschaft, kaum ein Wort von Politik, nie ein Wort von Gewerkschafts- und sozialen Fragen.

Eines Tages erschien im Kongreß eine Schar von „roten Pionieren“. Es waren Buben und Mädchen zwischen zwölf und vielleicht sechzehn Jahren, alle gleich und sehr bescheiden gekleidet, mit nackten Beinen und nackten Armen, offenen sonnengebräunten Gesichtern und einem herrlich frischen, selbstbewußten Auftreten. Eine Abordnung dieser Kinder bestieg die Estrade, zwei Fanfarenbläser gaben Signale, und jetzt standen zwölf Kinder vor dem Vorstandstisch, in dessen Mitte uneierlich und dennoch ehrwürdig, Maxim Gorki saß. Die Kinder wollten ihren Schriftstellern für das danken, was sie schon für sie getan haben, sie wollten vor allem kundgeben, welche Wünsche sie für die Zukunft hegen. Das ganze Programm dessen, was sie zu lesen wünschten, hatten sie in Verse gebracht und trugen es mit verteilten Rollen vor. Sie wollten nur Wirklichkeit, nichts Erdachtes und Ausphantasiertes, aber die romantische, bunte, gewaltige Wirklichkeit des ganzen Erdballs von den Tropen bis zur Arktik, sie wollten die Taten und Abenteuer von Männern und Kindern, die wirklich gelebt haben, sie wollten uns mitteilen, daß ihr Hunger nach Weltkenntnis durch die bestehende Literatur noch lange nicht gesättigt sei. Als sie ihre Verse zu Ende gesprochen, geschmettert hatten, streuten sie Hände voll Blumen über Maxim Gorkis Haupt und Hände, streuten Blumen in den Saal hinaus, und dann verließen sie marschfest, mit stolzen Gesichtern den Kongreß.

Zu einer anderen Stunde erschien eine Deputation von Soldaten, dann wieder kamen Matrosen der Roten Marine, es kamen Arbeiter-Deputationen der verschiedensten Werke aus fern gelegenen Städten — alle wollten sie den Augenblick benützen, in dem so viele Autoren, „Ingenieure der Seelen“, zusammensaßen, nicht um Begrüßungsphrasen zu dreschen und unter dem Stabe einer guten Regie Volksinteresse für die Literatur zu mimen, sondern um knapp und klar an richtiger Stelle zu sagen, wonach sie verlangten.

„Kommt zu uns auf unsere Kriegsschiffe!“ rief der Vertreter der Seesoldaten. „Wir werden euch die beste Kammer und unser bestes Essen geben, wir werden euch verwöhnen und schießen lehren, wir werden euch unsere Herzen öffnen, euch an unserem ganzen Leben und Denken teilnehmen lassen. Aber dann geht hin und schreibt uns Bücher vom Marinesoldaten, in denen wir uns wiedererkennen und im Spiegel eurer Augen sehen!“

Entsprechend der Stellung des Schrifttums im öffentlichen Leben von Rußland war der Platz, den Rußlands repräsentativster Schriftsteller Maxim Gorki einnahm. Sein Bild hing überall neben dem Lenins oder Stalins, er war der Freund und Berater aller Männer, die in diesem Riesenreiche die verantwortungsvollsten und wichtigsten Posten einnahmen. Wie man ihn liebte, wie man auf jedes seiner Worte lauschte, wie man ihn las — all das ist nie dagewesen. In keinem Lande der Welt, in keiner Zeit hat ein lebender Schriftsteller, ja hat auch nur ein toter Schriftsteller solches Ansehen, so viel Liebe genossen! „Vielleicht!“ schrieb damals Jean Richard Bloch, „hat das Volk von Athen an seinen Äschylos ähnliche Forderungen gestellt und ähnlich an ihm gehangen wie die Völker der Sowjetunion heute an ihren Dich-

tern und Erzählern. Aber der Athener waren vielleicht fünfzigtausend, die Sowjetrepublik zählt hundertsiebzig Millionen Bürger!“

Wir ausländischen Delegierten und eine große Zahl russischer Autoren waren zu Gast auf Maxim Gorkis „Datsche“, seinem Landsitz — es war ein stilles altes Schlößchen in Gärten und Wäldern, eine gute Autostunde von Moskau. Maxim Gorki beantwortete Fragen, sprach seine Eindrücke über neue Werke aus, erkundigte sich nach den Problemen und Meinungen in den Heimatländern seiner Gäste. Es war ein geselliges Beisammensein, kein Kongreß, wer sprechen und fragen wollte, verlangte das Wort. Da stand ein Chinesen-Mädchen auf, eine zierliche, dunkelhäutige, junge Schriftstellerin, Hu-Lan-Schi, unser aller Liebling. Sie sprach deutsch, aber nur in Satzbrocken, Substantiven, seltsam akzentuierten kleinen Wortschreien, und sie erzählte von einer Freundin, die Maxim Gorki ins Chinesische übersetzt hat, und die sich so sehr gewünscht habe, „alte Golki“ einmal nur ins Auge blicken zu dürfen. Aber man hatte sie lebendig begraben, nach ihr sind in China noch zwei Übersetzer von „alte Golki“ ermordet worden, und die Zahl der ermordeten, lebendig begrabenen, totgefolterten Dichter und Schriftsteller in China sei riesengroß. „Aber wenn man ein Herz hat — man kann es nicht schweigen“, sagte Hu, und weinend erklärte sie, sie und ihre Kameraden würden weiter dichten und schreiben und für die Freiheit sterben.

Gorki weinte — das war seltsam, denn Hus Rede war noch nicht übersetzt, und er hatte uns nicht verraten, daß er Deutsch verstand. Er kannte wohl auch nur wenige Worte, wohl dieselben, die Hu beherrschte — und als er sich dann zu ihr neigte, nur um durch Tränen in ihr tränennasses Gesicht zu lächeln, war es, als läge sie, zart und winzig, an seiner breiten, guten Bauernbrust, sein Schützling, sein Kind.

Hu hat in Gefängnissen gesessen, zuletzt in einem deutschen Gefängnis, viele Monate lang, und sie ist jung, sie wird noch lange leben und leiden. Aber diesen ganzen Abend, der sich bis zum Morgen zog, war sie immer neben „alte Golki“, sprach mit ihm, trank mit ihm und fühlte sich der gemordeten Freundin nah.

Eines Abends kamen wir — eine kleine Gruppe ausländischer Kongreßteilnehmer — in Charkow an und erfuhren, daß gerade eine Versammlung von Udarniks (Stoßarbeiter) des Traktorenwerkes tagte.

Unangemeldet gingen wir dorthin, der Versammlungssaal lag im Hause des Arbeiterklubs, es sah aus wie in einem kleinen Parlament, in dem sich um die Sitze der Parlamentarier hunderte von Neugierigen drängen. Unsere Ankunft unterbrach einen Redner, das Zauberwort „ausländische Schriftsteller“ wirkte wie Sesam tue dich auf, man bahnte uns einen Weg durch die Menge, räumte uns an dem erhöht stehenden Vorstandstisch Plätze ein. Als wir vorgestellt wurden, jeder mit seinem Namen und seiner literarischen Tätigkeit, dröhnte der Saal von Beifall, und dann stellte sich ein merkwürdiger Zufall heraus: diese Udarniks hatten sich versammelt, um einen Bericht über unseren eben abgelaufenen moskauer Schriftstellerkongreß entgegen-

zunehmen und zu diskutieren! Aus den Zeitungen die sie eifrig gelesen hatten, war ihnen jeder einzelne von uns durch Bild und Wort bekannt, die Begeisterung über unseren Besuch war so groß, daß ein Udarnik erklärte, er werde seiner neu zusammengestellten Arbeitskolonne den Namen geben: Brigade „Besuch der ausländischen Schriftsteller“.

In Baku, der Naphtastadt am Kaspischen Meer, gerieten wir auf einen Kulturboden, den man als den jüngsten der Erde ansprechen kann. Von dieser Stadt hatte Maxim Gorki etliche Jahre vor dem Krieg geschrieben:

„Die Naphtawerke sind mir als ein genial gemachtes Bild der Finsternis im Gedächtnis geblieben. Mitten in dem Chaos der Bohrtürme duckten sich lange, niedere, aus rötlichem und grauem unbehauenen Stein unordentlich zusammengefügte Behausungen vorhistorischer Menschen. Ich habe nie so viel Schmutz und Unrat um menschliche Wohnstätten, so viel eingeschlagene Scheiben in den Fenstern und so viel dürftige Armut in den höhlenartigen Zimmern gesehen. Keine Blume, kein Strauch...“

Wir erlebten Baku als eine frohe, gesunde, junge Stadt mit grünen Plätzen und sehr viel Blumen — aber davon will ich nicht sprechen, sondern von der geistigen Entwicklung, die ihre Bevölkerung genommen hat.

Die Mehrzahl von Baku ist türkischen Stammes und war mohammedanischer Religion. Man weiß viel über die geistige Situation der Türkinnen in ihrer orthodoxen Heimat, aber so tierisch wie im alten Baku ist die Frau nirgends in Europa gehalten worden. Selbst in den wohlhabenden Kreisen gab es zur Stunde der Revolution noch 99 Prozent Analphabetinnen, die Mädchen wurden in religiösen Instituten „unterrichtet“, aber lesen und schreiben zu lernen war ihnen verboten; sie hätten durch Briefe mit der Außenwelt in Verbindung treten, dem Haus entfliehen und Schmach über ihre Familie bringen können. Aus der Leibeigenschaft des Vaters gingen sie in die des Gatten über, den sie bis zur Stunde der Hochzeit selten kannten. Aus eigenem Antrieb zu heiraten, sich scheiden zu lassen, Arbeit zu suchen — alles war ihnen ebenso streng verboten wie ein Buch oder eine Zeitung. Diese unterdrückten Wesen hatten sich in fünfzehn Jahren völlig auf den Status der modernen Sowjetbürgerin und damit der freiesten, modernsten Frauen aller Länder emporgearbeitet. Vor der Revolution gab es in dem ganzen russisch-türkischen Reich Aserbeidshan keine Hebammen, keine weiblichen Ärzte, und die Hilfe männlicher Ärzte zu nehmen verbot den Frauen ihre Religion. Auch nach der Revolution, als das Gesetz sie schon freigemacht hatte, und die Religion nicht mehr eine Institution des Staates war, verboten die Familienvorstände ihren Töchtern, Unterricht bei einem männlichen Lehrer zu nehmen, er sei denn ein Greis. So war der „Zentrale Frauenklub“, der das Bildungswesen zu organisieren unternahm, gezwungen, eine Schar von Weißbärten auf die Katheder seiner Schulen zu berufen.

Die ersten Mädchen, die den Mut hatten, mit männlichen Kollegen zusammen Schulen zu besuchen, sich im Theater zu zeigen, Sport zu treiben, mußten für jede dieser Freiheiten furchtbare Kämpfe bestehen. Noch 1923 war eine

Türkin mit dem Tode bedroht, die als Rednerin oder Schauspielerin aufzutreten wagte, und ebenso jedes Mädchen, das sich bei einer Sportveranstaltung mit nackten Armen oder Beinen zeigte. Um von der Bildungsarbeit im Klub abzuschrecken, wurde verbreitet, das Klubhaus sei ein Hurenhaus. Es kam vor, daß Studentinnen auf ihrem Schulweg mit kochendem Wasser begossen oder mit Hunden gehetzt wurden. Daß kein Mädchen, dem man auch nur die geringste Beziehung zu diesem Klub nachsagen konnte, je einen Mann finden würde, galt als Selbstverständlichkeit. Dann geschah es im Jahre 1928, daß Saral Haliliwa, eine Zwanzigjährige, die sich mit unverhülltem Gesicht im Theater gezeigt, im Sporttrikot auf den Turnplätzen erschienen war, die öffentlich für die Emanzipation gesprochen hatte, zur Märtyrerin wurde. Ihr Vater und ihre Brüder hielten Gericht über sie, verurteilten sie zum qualvollsten Tode, schnitten sie lebendigen Leibes in Stücke. Ihr Märtyrertod brachte den großen Wendepunkt in der Kulturgeschichte von Aserbeidschan.

Der geschändete Leichnam Sarians wurde den Eltern genommen und im Klub aufgebahrt, eine Ehrengarde umstand ihn Tag und Nacht. Während dieser Aufbahrung strömten Mädchen und Frauen in Scharen in den Klub und meldeten sich zum Eintritt. Sarians Mörder wurden hingerichtet, seither wagten es Väter und Brüder nicht mehr, sich gegen den Siegeszug der Kultur zu stemmen. Seither studieren Knaben und Mädchen in einem Hörsaal, auf einer Bank sitzend. 1933 schon gehörten achtzig Prozent aller Frauen zu den Gebildeten (während es 1920 erst neun Studentinnen gab) studierten nicht weniger als 1044 in den Hochschulen, gab es dreihundert Hebammen im Lande, hatte der eine Frauenklub hundertfünfzig Tochterklubs in der Republik errichtet. Aus der Arbeit an den Wandzeitungen ging eine Anzahl Schriftstellerinnen und Journalistinnen hervor, eine Frau war Vorsitzende des Sowjetausschusses. Es gab weibliche Ingenieure in den Naphtawerken, Fabrikdirektoren, Ärztinnen, sogar Fliegerinnen. Die Mädchen, die in diesem Befreiungskampf eine führende Rolle gespielt hatten — viele von ihnen waren kaum fünfundzwanzig Jahre alt — bildeten die bewunderten Spitzen der Gesellschaft, und während sie mit zwanzig Jahren „sitzengeblieben“ sind, riß man sich fünf Jahre später um ihre Hand.

Von der Kabardinisch-Balkarischen Republik und ihrer Hauptstadt Naltschik wußte ich bei meiner Ankunft nichts, als daß sie sich noch vor weniger als zehn Jahren in einer Art Urzustand befunden hat, in einer Verkommenheit, die ehrfürchtig anmutete — dreihundertfünfzigtausend Menschen, die nicht lesen und schreiben konnten, dreihundertfünfzigtausend Menschen, die mit heißem Wasser und Seife wenig oder nichts zu tun hatten. Dreihundertfünfzigtausend Hütten- und Höhlenbewohner. Daß dann während der Revolution oder bald danach ein starker Mann aus dem Volke, der Bolschewik Kalmykow, die Zügel ergriff und ein erstaunliches Tempo im Aufbau zu geben verstand. Ich lernte ihn kennen, es war ein nicht nur starker, sondern magisch überzeugender, durch Wort und Beispiel hinreißender Mann, der

von der Welt draußen nichts gesehen hatte, aber so viel Weltgefühl in den Fingerspitzen besaß, daß er imstande war, dieses Land den Ländern nachzuspornen, die über Technik und alle Kultur verfügten.

Trotzdem — was konnte in Naltschik anderes auf uns warten als ein System von Acker- und Gartenbau, das dank der Energie dieses Bolschewiken Kalmykow seit drei Jahren vorzüglich bewässert wurde, seit er alle Flüsse des Landes über die durstige Steppe leiten ließ, dazu ein paar Straßen mit neuerrichteten einander gleichenden Häusern, ein paar Schulen, in denen die schwere Kunst des ABC und des Einmaleins gelehrt wird?

Es war späte Nacht, als ich in Naltschik einfuhr. Im Schimmer des Mondes, aber zugleich im Strahl vieler elektrischer Bogenlampen lag da eine Stadt, die wie einer der schönsten und gepflegtesten Villenkurorte Süd-Italiens anmutete. Sie schimmerte, denn ausnahmslos jedes Haus war frisch geweißt. Wir fuhren über stille, breite Boulevards zwischen Reihen junger Bäume dahin, und am Horizont schwebten die zackigen Schatten der kaukasischen Bergwand. Dann kam ein Hotel, weiß schimmernd wie Marmor, in einem großen Garten, ein Hotel mit achtzig oder hundert Zimmern, einem riesigen Speisesaal, der von weißer Tischwäsche und geschliffenem Glas blitzte. An diesen schön gedeckten Tischen saßen furchtbar ernst und seltsam feierlich in langen Röcken, den Dolch in schönem Gehänge über der Brust, bärtig und mit Gesichtern, die wie aus Holz geschnitzt wirkten, die Patriarchen der Republik beisammen, die aus fernen Tälern zusammengekommen waren, um über die nächsten Taten ihrer Gemeinschaft zu beraten.

Unter den Prominenten Naltschiks, die uns empfingen, war ein klug und energisch aussehender Jüngling, der auf alle Fragen, die wir ihm stellten, die sicherste Antwort gab. Es stellte sich bald heraus, daß dieser selbst dem Studentenalter kaum Entwachsene der oberste Leiter des Schulstädtchens Lenin war, eines Lehrinstituts, das aus Mittelschule und drei Hochschulen für Pädagogik, Agronomie, Medizin besteht. Er betreut den Bildungsweg aller Jugend der Balkarischen Republik, aus seiner Obhut sind jenes Jahr siebentausend junge Akademiker, Männer und Frauen, hervorgegangen, Sekretäre der Rayonkomitees, Lehrer, angehende Ärzte, Hebammen, Agronomen ... Siebentausend! Siebentausend — und vor siebzehn Jahren gab es in diesem ganzen Land nur dreitausend Menschen, die des Lesens notdürftig kundig waren!

In dieser Nacht gingen wir noch in einem riesigen Park spazieren, zwischen Rabatten der sibirischen Blaukiefer, zwischen duftenden Büschen und mit großer gärtnerischer Kunst angelegten Blumenbeeten, an einem Sportplatz vorbei, an einem Musikpavillon, an lustigen kleinen Kiosken und Erfrischungspavillons und glaubten uns abermals in einem Kurort hinten in Europa, in dem für die Valutakräftigen Hochgebirgsluft und landschaftliche Schönheit zu riesigen Preisen abgegeben wird.

Diese Stadt, dies Land gaben mir ungeheure Eindrücke — davon klingt es in mir wie von jener nordischen Sagenstadt Rungholt, die vor Jahrtausenden in den Fluten ertrunken ist und plötzlich wieder auftaucht, sich neu

belebt, prangender und blendender als all die lebendigen Städte rundum. Aber ein Erlebnis in Naltschik wirkt über alle hinaus, das war ein Besuch im Kinderklub, der zwei oder drei Stunden währte und so verlief, daß diese Stunden zu den schönsten meines Lebens gehören.

Es gab in Naltschik etwa viertausend Kinder, die ausnahmslos im Wirkungskreise dieses Klubs standen, der ihnen alles vermittelte, was die Schule allein nicht zu geben vermag: Kunst, Lektüre, Sport, Technik, Spiele und Tänze, den Aufenthalt in schönen, hellen Räumen, in denen die Kinder allein Herren sind, die Erwachsenen dürfen ihnen nicht pädagogisch oder streng, sondern nur als Kameraden gegenüberreten. Es gab da eine Gruppe, die am Theaterspielen ihre Freude hatte, es gab Klassen, in denen modelliert und gemalt wurde, die Kinder konstruierten unter der Leitung eines Technikers kleine Flugzeuge, bauten sich selbst Photoapparate, Radioempfänger, man führte ihnen Kino-Komödien und Märchen vor. Jedes kleine Talent unter den acht- bis sechzehnjährigen wurde entdeckt, von liebevollen Händen geformt und gefördert. Nichts in diesem seltsamen Institut war obligatorisch, gegen seinen Willen hielt kein Kind sich dort auf, kein Pfennig Geld wurde von den Eltern der Kleinen erhoben, aber die Säle waren immer gefüllt, und es kam im Winter zu Massenveranstaltungen, bei denen die ganze Jugend der Stadt zu einer einzigen Familie wurde. In diesem Klub wurden junge Mentoren ausgebildet — nicht Lehrkräfte, sondern Spiel- und Sportunterrichtskräfte — die nach einiger Zeit in die Dörfer der Republik verschickt wurden, um dort Tochterklubs nach dem Vorbild des naltschiker Mutterklubs zu errichten.

Wir wurden im Festsaal, in dem kein Apfel zur Erde fallen konnte, so zahlreich war die Jugend herbeigeströmt, um ausländische Schriftsteller zu empfangen, den Kindern genau so sachlich und ernst vorgestellt, wie man uns in allen Versammlungen, auf Bahnhöfen, bei städtischen Banketten, den Vertretern der Städte präsentiert hatte. Aber die Kinder waren zu diesem Empfang mit Armen voll Herbstblumen erschienen, und jeder von uns, der aufstand, um sich den Kleinen zu zeigen und für ihre Begrüßung zu danken, wurde mit Blumen überschüttet. Ein siebenjähriges Mädchen hielt die erste offizielle Ansprache, die mit den seltsam ehrlichen und großen Worten schloß: „Wenn wir erwachsen sind, werden wir ebensolche Schriftsteller werden wie ihr.“

Unser Besuch hatte eigentlich nur eine halbe Stunde dauern sollen, aber wir fühlten uns so glücklich zwischen diesen blanken Engelsgesichtern, beim Strahl dieser vielen hundert zärtlichen und neugierigen Augen, daß wir zu bleiben beschlossen. Als unsere Absicht kundgegeben wurde, erhoben sich Begeisterung und Jubel, ein neuer Blumenregen, als hätten wir die Kinder mit Schätzen bedacht. Jetzt führten sie ihre Tänze vor, sangen uns ihre Lieder, deklamierten selbstverfaßte Gedichte — und vor allem wollten sie hören! Jeder von uns mußte etwas erzählen, eine Episode aus dem eigenen Kinderleben, ein Abenteuer, einen kleinen Bericht aus fremden Ländern; und bis zu den winzigen Puppen von vier oder fünf Jahren herab hingen

sie an unseren Lippen. Obwohl wir doch in fremden Sprachen redeten, rührten sie sich nicht und warteten gierig auf die Übersetzung in ihre Sprache. Als die Stunde schlug, in der wir Abschied nehmen mußten, wurden von den lieben weichen Patschen unsere Hände liebkost, und es war schwer zu wissen, daß wir diesen Chor zärtlich klopfender Kinderherzen nie wieder hören würden.

Aus diesen Kindern muß eine Generation von Männern und Frauen erwachsen, denen das Schöne Gesetz ist, die auch auf dem Feld und in der Fabrik, im Stall und in der Küche, in einer geistigen Atmosphäre leben, Musik im Herzen und *eins* mit den Dichtern ihrer Sprache, mit den Gestalten ihrer Literatur, auf einer höheren schöneren Ebene, als die Masse irgendeines anderen Volkes sie bis heute erreicht hat.

Rafael Alberti und Maria Teresa Leon, die Seele voll eines Landes, das dem ihren um Jahrhunderte voraus war, trennten sich in Sebastopol von uns und reisten zurück in ihre spanische Heimat. Mit Stolz wissen wir sie, unsere Freunde und Reisegefährten, an der Spitze der geistigen Phalanx, die seit mehr als einem Jahr unermüdlich die Milizen zum Kampf und die Zivilisten zum Aufstehen aufruft.

Sie brauchen keine Schlagworte und Phrasen, wenn sie den Spaniern eine Zukunft ausmalen, die aus den Krämpfen und Wehen dieser Zeit geboren werde. Sie können das, was dort erstehen soll, in Bildern voll lebendiger Farbe malen, denn sie haben mit ihren wachen, scharfen Augen voll Liebe diese Zukunft selbst geschaut.

Mitten im blutigen Krieg gründen sie Schulen, Bibliotheken, Kinderklubs...

Gellner gehört zu den allzufrüh dahingegangenen großen tschechischen Lyrikern. Er verschwand im Weltkrieg, man weiß nicht, wo er fiel, ob er überhaupt fiel oder in Gefangenschaft geriet und dort starb.

LIED DES HÄUERS

von

František Gellner

Ich grub im Berg, tief unter Tag
 wos keine Sterne gibt,
 der Herr Verwalter derweil hat
 mein junges Weib geliebt.

Du hast, mein Sohn, so weiches Haar
 und einen hellen Leib,
 ich weiß, daß dich aus Herrenlieb
 empfangen hat mein Weib.

Du tust mir leid, mein kleiner Sohn,
 in unsrer armen Kammer,
 bald mußt du mit mir unter Tag,
 dort gibts für dich nur Jammer.

Dort blutet selbst die Eisenfaust,
 und du hast kleine Hände,
 zu hart sind dir, zu hart sind dir
 die schwarzen Felsenwände.

Aus dem Tschechischen
 von F. C. Weiskopf

Arthur William Edgar O'Shaughnessy, 1861 in London geboren, war Zoologe, Hilfsarbeiter im Naturhistorischen Museum und galt schon in sehr frühen Jahren als Autorität der Reptilienkunde, hatte Erfolg mit zwei Gedichtbüchern und starb, 37 Jahre alt, ohne je Interesse für Politik geäußert zu haben. Aber nach seinem Tode erschien ein Band „Lieder eines Arbeiters“ voll rebellischem Feuer.

ODE

von

Arthur William Edgar O'Shaughnessy

(1844—1881)

Wir sind die Ur-Musikanten,
die die großen Träume erträumen,
leblose Wüsten durchrannten
und geruht unter dorrenden Bäumen;
die den Unwert des Lebens erkannten
in mondlichtdurchgeisterten Räumen:
und dennoch: wir Ur-Musikanten
zwingen das Leben, zu schäumen.

Unsre wunderbar ewigen Sänge
erbauen der Städte Gepränge,
in einem Märchen erzimmern
wir Reiche, die immerdar schimmern.
Es kann einer mit Träumen und Singen
sich leicht eine Krone erringen.
Drei, die sich im Liede entflammen,
schmettern ein Weltreich zusammen.

Wir konnten Jahrtausende sehen,
hörn in der Verewigten Chor,
unser Grimm ließ Babel erstehen,
unser Lächeln schuf Theben hervor.
Was wir prophezeien, muß geschehen,
wir öffnen Zukünftigem das Tor,
denn Zeit ist ein Traum im Verwehen,
und ein neuer steigt strahlend empor.

Aus dem Englischen
von *Balder Olden*

DER OCHSE AMOR

von

Martin Andersen-Nexö

In meiner Herde waren da auch Ochsen, vier, fünf Stück, in verschiedenem Alter. Das waren des Dienstherrn Sparbüchsen; wenn sie ein solides Gewicht und Fettigkeit erreichten, wurden sie mit dem Dampfschiff fortgeschickt oder an fremde Schiffe verkauft, die um Proviant in die Reede kamen. Schon diese abenteuerliche Bestimmung, daß sie einmal würden über die Klinge springen müssen, die von kleinauf über ihnen hing, machte sie zu etwas ganz besonderem.

Auch ihr Äußeres nahm eine eigene Richtung; sie waren viel größer als die Kühe, im Gewicht konnten sich die größten unter ihnen mit dem Stier messen, der immer daheim im Stall angebunden stand; aber sie wuchsen den andern Weg. Während der Stier schwer war und tiefpflügend, waren die Ochsen hochbeinig, die schweren Körper gleichsam auf Pfosten hochgestapelt . . .

Die Ochsen hatten Namen grad wie die Kühe; der größte unter ihnen hieß *Amor*. Das war ein wahrer Fleischberg. Wenn die Herde graste, ragte *Amor* über die ganze Schar, die sich unwillkürlich um ihn wie um einen Mittelpunkt grupperte.

Wo er seinen ein wenig herausfordernden Namen herbekommen hatte, weiß ich nicht. Ich selber verband nichts damit und die andern auf dem Hof gewiß auch nicht. Zudringlich war er in keiner Weise, es war, als ob das Wiederkauen selbst sich in ihm verkörpert hätte; niemals kam er aus dem Gleichgewicht. Wenn ich die Hand mit der Peitsche gegen ihn erhob, um ihn für das eine oder andere zu züchtigen, schloß er bloß die Augen.

Er hatte sowohl Vater wie Mutter mit dem Stier daheim gemeinsam, aber zwei verschiedenere Wesen konnte man sich nicht gut denken. Der Stier war allen andern außer mir gefährlich, was sich für mich damals so ausnahm, als ob alle andern außer mir Angst vor ihm hatten. Nicht einmal der alte Viehknecht Hans Olsen wagte ihn loszumachen, wenn die Kleinbauern des Dorfes in der Mittagspause mit einer Kuh kamen, die gedeckt werden sollte. Die Kuh wurde an einen Ring in der Mauer angebunden, und der Hofplatz wurde reingeblasen von Menschen und Vieh; drinnen im Stall stand der Stier und tanzte, brummte und holte tief Luft. Er war wie eine geladene Mine, und es war eine ganze Kunst, ihn loszumachen ohne niedergetrampelt oder zur Seite geschleudert zu werden. Rechts von ihm war die Stalltür: ich hielt mich an seine linke Seite und nahm meine Gelegenheit zum Loskoppeln wahr in dem Bruchteil einer Sekunde, der zwischen zwei Kraftwellen liegt; in dem Augenblick, wo die Eisenkette zur Erde rasselte, fuhr der Koloß wie ein Projektil den langen Jauchgang nieder und setzte in sicherem Sprunge hinaus durch die oberste Halbtür. Dies Hindernis *sollte* er nehmen — denn ich war ja Zirkusdirektor. Holla! rief ich, wenn er mit gestreckten Vorderbeinen die

vierkantige Feuerhaut zersplitterte und aus dem Stalldunkel hinaus in den flammenden Sonnenschein flog, holla! Der Stier ging durch brennende Faßreifen! Dort stand er so einen Augenblick vor dem Misthaufen und schnaubte mit erhobenem Kopf, zog mit aufwärtsgekehrtem Maul Luft und Geruch ein und setzte dann los über den entvölkerten Hofplatz auf die Kuh zu.

Mich hatte er aus dem einen oder anderen unbegreiflichen Grund zum Herrscher erkoren, und die Kuh leckte er und freute sich an ihr; aber sonst war er auf dem Kriegsfuß mit allem und allen. Befanden sich lose Sachen auf dem Hof, Wagen oder Geräte, versuchte er sie umzustülpen; ließ sich eine Taube nieder auf den steinigen Futterplatz, setzte er ihr nach mit gefällten Hörnern. Da war nicht Platz für andere als ihn selbst, für die Kuh und für mich.

Und dann das Licht! An richtigen Sonnentagen geschah es, daß das Licht der Stärkere war. Da vergaß er die Kuh und lief herum mit erhobenen Hörnern und affig, schlug mit dem Kopf und benahm sich, als hätte er den blauen Himmel auf den Hörnern aufgefangen. An solchen Tagen war er schwer wieder hereinzubekommen; er brüllte und stemmte den Kopf gegen die Erde vor meine Füße; ich mußte sehen, daß ich schwere Holzschuhe anhatte. Ich trat ihn über die Schnauze, und er antwortete damit, den Atem auszublasen, daß Sand und Spreu flogen, Erde aufzuscharren, zu brummen und sich rückwärts zu ziehen gegen der Stall. Schritt für Schritt trieb ich ihn, schalt und brauchte die Holzschuhe, bis ich ihn in den Stand bekam.

Eines Mittags — ich machte ihn los — setzte er durch die Halbtür und holte Luft wie sonst, aber lief nicht hin zur Kuh. Er setzte im Galopp hin in das obere Ende des Hofes, wo der Dienstherr sich etwas zu schaffen machte. Er war ärgerlich darüber, der Dienstherr, daß ich der einzige war, der mit dem Stier zu tun haben konnte und wollte nun zeigen, daß er es war, der da Dienstherr und Befehlshaber war. Der Stier stieß ein hohles Brummen aus und in des Dienstherrn langen, dünnen Beinen knickte es. Und mit eins schmiß er den Rechen hin und flüchtete in die Dreschtenne hinein. Er konnte gerade noch die untere Halbtür hinter sich zuziehen; aber der Stier setzte durch die obere Halbtür in die Tenne. Zu allem Glück war man in diesen Tagen grad am Hafer, ein schmaler Gang lief zwischen dem angedroschenen Getreide und der Mauer; dort hinein konnte der Stier ihm nicht folgen. Nachdem ich ihn hereinbekommen hatte und genügend gebunden, kam der Dienstherr herüber und rächte sich; er schlug den Stier mit einem Schaft über das Maul und ich wurde genügend gerüffelt, weil ich ihn Zirkuskünste lehrte. Aber der Stier verschaffte uns allen beiden Genugtuung; lange Zeit danach konnte der Dienstherr sich nicht im Stall zeigen. Sobald der Stier ihn sah, begann er zu brummen und auszuschlagen in der Streu.

Er hatte einen dunklen, geschlossenen Kopf auf einem kurzen, schweren Hals, der ledrig war und faltig wie die Wurzel einer alten Eiche. Wenn er aufgebracht war, wurde er noch dunkler im Kopf und in der Stirn, und das Haar zwischen seinen kurzen Hörnern krauste sich. Da glich er einer gewal-

tigen, furchteinflößenden Macht, die in einer Wolke sichtbar wurde; in Gedanken nannte ich ihn Jupiter! Aber er hieß Per.

An Amors Kopf war da nichts Furchteinflößendes, obwohl er einen Hornumfang hatte, den ich von Spitze zu Spitze gerade umfassen konnte; er war ganz ausdruckslos. Er war aller Fähigkeiten und Sinne beraubt worden und zu einem Automaten gemacht, der fraß und sich legte, fraß und sich legte, eine Maschine an Regelmäßigkeit.

Nur wenn Hunde in der Nähe waren, erwachte gleichsam etwas von weiter zum Leben in ihm und er bekam Sinne; er konnte einen Hund auf langen Abstand wittern. Dann kam Leben in seine Fleischmasse, und ich hatte meine Mühe damit, ihn auf dem Weidefeld zu halten. Sie muß von einer ungemütlichen Tiefe gewesen sein, die Feindschaft zwischen Wolf und Ochse, da sie nicht nur über Jahrtausende hinweg dauern konnte, sondern auch über einen Eingriff hinweg, der sonst alles Gepräge auslöschte. Wenn es um einen Hund ging, kann es schon sein, daß Amor seine Beine gebrauchen konnte. Und seine Hörner, ansonsten das Unnützeste von allem Unnützen an ihm!

Nach dem Erntefest waren da einige Flaschen Punsch übriggeblieben. Die Haushälterin wollte nicht haben, daß die Männer vom Hof sie kriegen sollten und bat mich, sie aus dem Weg zu schaffen. Ich beschloß, sie meinem guten Freunde, dem Stier zu geben, er bekam seine zwei Flaschen Punsch aus einem Eimer; Amor, der nicht ganz zurückstehen sollte, bekam die dritte. Das wurde ein lustiger Mittag im Stall; die ganze Seite, wo der Stier stand, kam in schaukelnde Bewegung, so hatte er sich. Er machte leere Saltos mit der Zunge, schlug Wirbel in der Luft mit seinem Kopf, schlug mit den gleichen Beinen aus wie ein Schaukelpferd, gebärdete sich weit unter seiner Würde — wie ein vollkommener Clown. Andrea, die die Kühe melken sollte, weinte vor Verzweiflung, denn er steckte das Ganze an. „Wenn der Dienstherr jetzt kommt“, jammerte sie. „Wie konntest du bloß?“ Aber der Dienstherr würde sich schon vom Stall weghalten, wenn der Stier in seiner unlenksamen Tour war. — Jedesmal, wenn ich mit dem Eimer klirrte, benahm er sich wie verrückt, leckte sich ums Maul, verneigte sich bettelnd. Er machte sich ordentlich klein für einen Schnaps mehr, so gewaltig er sonst war. Amor war der einzige, der nicht an der Lustigkeit teilnahm. Er legte sich hin zum Schlafen; ich hätte ihn beinahe niemals auf das Weidefeld gebracht am Nachmittag.

Viel Pulver war wie gesagt nicht in dem Ochsen Amor; trotzdem war er der Mittelpunkt der Herde und derjenige, der den Ton angab. Bei Stechfliegenwetter wurden die Kälber sofort unruhig, steckten die Schwänze hoch und fuhren umher; aber die älteren Tiere kümmerten sich nicht weiter darum, so lange Amor sich ruhig verhielt. Hatte aber er erst das Alarmsignal gehört, war die Herde nicht mehr zu steuern. Da wirbelte das Ganze durcheinander, und ich versuchte in gestrecktem Lauf die Tiere einzukreisen und sie auf einem kleinen Fleck zusammengepackt zu halten. Es nahm ihre Angst, dicht beieinander zu sein; aber brach ein einziger aus, löste sich das Ganze auf. Amor gab auch den Rhythmus in des Tages Verlauf an; auf einen

bestimmten Glockenschlag vormittags und nachmittags legte er sich um wiederzukäuen, und in wenigen Minuten lag die ganze Herde.

So hatte ich eine stille Stunde. Wenn das Wetter gut war, setzte ich mich zwischen die Hörner des Ochsen, aß meine Brote und heulte meine Lieder, mit den Beinen gegen sein Maul baumelnd. War es kalt und regnerisch, schob ich mich in seine Vorderbeine hinein und wärmte mich an seinem Riesenkörper. Wie eine Maschine ging es in ihm, eine große, ruhig lärmende Maschine mit vielartigen Kleinlauten. Ich konnte mich hineinhorchen in ihre verschiedenen Funktionen, das Blut klopfen hören rund herum, die Futterklumpen aufsteigen, die Organe arbeiten.

Jupiter — ich verband in Gedanken den Namen mit dem Strubbelkopf gewisser Zech- und Raufbrüder — brachte Geld; jedesmal, wenn ich ihn zu einer Kuh losgebunden hatte, fielen da 50 Pfennig ab. Aber die sollte der alte Tagelöhner Hans Olsen haben, obwohl er nicht wagte mit dem Stier umzugehen, wenn der los war. Ich betrachtete das als eine große Ungerechtigkeit und versuchte mehrmals, wenn er frei hatte, das Geld zu behalten. Aber die Verhältnisse waren nicht so großartig, als daß das kleine Dorf nicht sofort gemerkt hätte, wenn da 50 Pfennig wegblieben; und ich mußte jedesmal mein „Vergessen“ wieder gut machen. Es war schwer, ganz ohne Geld auszukommen; man brauchte Segelgarn zu seiner Peitschenschnur und viele andere wichtige Dinge, und vom Lohn wagte ich nichts abzuheben. Die zwanzig Mark, die ich für den Sommer haben sollte, sollten bei Seite gelegt werden für Konfirmationszeug, hieß es. So hieß es auch von den fünfzehn Mark, die ich das Jahr vorher Lohn bekam — und wo waren die jetzt hin? So hieß es von allem, was mein Bruder und ich verdienten.

Aber plötzlich gab auch Amor sich dazu her, Geld abzuwerfen, als wolle er nicht zurückstehen vor seinem ansehnlicheren Bruder, dem Dorfstier; und er machte es in der einzigen Eigenschaft, die er von seinem ursprünglichen Wesen noch zurückbehalten hatte. Die Herde lag wiederkäuend in der Nähe eines Weges, der vom Land herein auf das Dorf zu niederging; ich saß zwischen Amors Hörnern und gab mich einem richtig traurigen Lied über unglückliche Liebe hin, schlug mit den nackten Füßen den Takt gegen sein Maul und war richtig gut zupaß. Er kniff bloß hie und da die Augen ein, im übrigen von nichts angefochten.

Aber plötzlich hob er den Kopf, daß ich seinen Rücken herabrollte, und in einem Sprung war er auf. Das große, träge Tier war ganz verwandelt, es lief ein wenig vorwärts und zurück und witterte und nahm dann Richtung gegen das offene Gatter, das ins Bauernland hineinführte. Ich rief seinen Namen, donnerte ihn hinaus, einmal ums andere, aber er hörte nicht, begriff nichts. Da setzte ich ihm nach, aufgebracht, voll von verdammendem Urteil; es war eine große Blamage für mich, daß er nicht auf meine Stimme hörte. Und eine noch größere würde es sein, wenn er in das Gebiet der Bauern einbrach; denn dann wurde er hereingenommen, und es kostete den Dienstherrn 66 Pfennig, ihn wieder auszulösen.

Oben in der Gatteröffnung wurde eine junge Dame sichtbar, sie hatte eine

Mappe unter dem Arm und führte einen Hund an der Schnur. Ich kannte sie gut, sie war von einem großen Hof weit im Land und spielte mit einigen von den Feinen im Dorf; das Spielfräulein nannte ich sie in Gedanken. In der Regel kam sie in einem kleinen Kabriolett gefahren.

Aber wie sie aufschrie — als ob das Unglück selber über ihr war. „Komm und rette mich, dein großer Stier will mich stoßen!“ schrie sie, obwohl Amor nur ein Ochse war, und ich schon an seinem Kopf war. Er benahm sich übrigens, als ob er plötzlich wieder Stier geworden sei oder „Jupiter“ sein Wesen abgetauscht hätte, blies den Atem aus, suchte mit den Hörnern in der Luft und vollführte Bewegungen, als ob er schon den Hund auf den Hörnern hätte und Fuchsprellen mit ihm spielte. Ich mußte ihm eins über die Hörner geben mit meinem Faepal¹, um ihn zur Vernunft zu bringen. Die Hornwurzel ist die wundeste Stelle beim Vieh, und es tat mir leid um Amor; aber ich hatte keinen andern Ausweg. Er ging auf das eine Knie nieder und brüllte vor Schmerz, dann machte er kehrt und begab sich langsam zur Herde, den Kopf gequält schräg — keine Spur von Kraftkerl mehr. Und ich konnte die eingeschüchterte Dame nieder zum Dorfweg begleiten. Dafür bekam ich zehn Pfennig.

Leicht verdient waren die nun nicht, denn ich mußte das Spielfräulein den ganzen Weg bei der Hand halten, sonst war sie nicht sicher. Froh war ich dabei nicht, denn es war eine flauere Geschichte für einen Jungen, falls jemand uns sah. Aber zehn Pfennig waren viel Geld!

Sie sprach fein, und wie konnte sie schwatzen, über die Sonne, über das Meer, das blau und schaumbedeckt dort draußen lag, über alles Mögliche. Ich war gewiß nicht sehr schwatzhaft aus mir heraus — aufgenommen vielleicht, wenn ich mit Mutter allein war; sie nannte mich gern einen Quasselkopp, andere Leute behaupteten, daß sie die Antworten aus mir herausziehen müßten. Aber die Dame konnte für uns alle beide, sie schnappte nach Luft und sprang von dem einem Wunderlichen auf das andere, so daß es ganz flau anzuhören war.

Sie kam wieder, und wir wurden gute Freunde. Den Hund ließ sie zu Haus, aber ich mußte sie trotzdem an den Dorfweg hinabbringen. „Da können wir zusammen schwatzen, du bist so vernünftig. Aber warum willst du mich nicht bei der Hand halten?“

„Wegen gar nichts!“ murmelte ich.

Sie lachte leise: „Wegen gar nichts — das ist doch ein putziger Grund. Und du bist doch mein Retter. Wenn mein Freund hier wäre, er wäre schon nicht bange, mich bei der Hand zu halten.“

„Ich bin auch nicht bange.“

„Hu ha, wie böse du sprichst; nein, das hab ich weiß Gott gesehen. Du gingst ja los auf den Stier.“

„Nein, das war ja bloß Amor.“

„Heißt er Amor, das ist doch ein merkwürdiger Name. Amor, das ist ja

¹ ein dicker Stecken

etwas mit — weißt du, was ein Freund ist? Nein, da bist du sicher zu klein zu. Aber das ist einer, der groß ist und stark und gut, und der sich aus dem Fenster vom ersten Stock zu springen traut.“

Es ärgerte mich, daß sie mich für zu klein ansah, und ihre Deutung des Wortes Freund wunderte mich. „Ich trau mich vom Tennenbalken herabzuspringen“, sagte ich.

„Ja aber, das ist nicht so hoch. Und wenn er nun das Bein bricht. Dann —“ Sie drückte meine Hand und fröstelte zusammen; sie war im Ganzen genommen ein komisches Ding.

„Dann kriegt mans einfach wieder zusammengesetzt. Vater brach das Bein, als er ein Junge war, aber Großmutter band es mit Haselruten zusammen. Da krabbelte er umher, bis es wieder zusammengewachsen war.“

„Uh nein, wie ist das gräßlich, dann nehmen sie ihn ja.“

„Wer nimmt ihn?“ Jetzt fing es an, spannend zu werden. Aber sie ließ meine Hand los und machte sich davon — grad mitten in dem Spannenden. Wer nahm ihn? Und warum sprang er aus dem Fenster? Die Frage fuhr fort mich zu verfolgen hier draußen in meiner Einsamkeit. Ihre Hand, die die meine fast zerquetschte, wenn sie eifrig wurde, und die abwechselnd kalt und warm war! Ich konnte die Hand nicht leiden und fühlte mich überhaupt nicht gemütlich bei dem Spielfräulein. Trotzdem vermißte ich sie, wenn da einige Tage vergangen waren.

Am liebsten wollte sie über Liebe sprechen. „Freilich, was das ist, das weißt du ja nicht“, kniete sie sich hinein — „denn du bist ja noch so klein.“ Immer kam sie damit.

„Ja, das weiß ich aber doch. Weil, das ist mit zweien, die einander nicht kriegen dürfen — und dann kriegt sie ein Kind“, antwortete ich gekränkt.

Es gab einen Ruck in ihr. „So soll ich ein Kind haben“, sagte sie und faßte sich ans Herz, „denn meine Liebe ist wohl unglücklich genug. Wir dürfen einander überhaupt nicht kriegen.“ Sie begann zu weinen.

Es war nun gar nichts zu sehen an ihr, ich hatte nach und nach ein scharfes Auge dafür bekommen — die vielen neuen Geschwister! Aber sie weinte; das machten sie auch in den Liedern! Es war kein lustiges Wissen, herumzutragen; ich war des Unglücks heimlicher Mitwisser geworden! Um mich zu stärken, sang ich all meine traurigen Lieder von schuldbeladener Liebe und Frauen, die ins Unglück kamen, greinte sie heraus den Tag lang, um dem Gemüt Ablauf zu verschaffen von der Qual eines andern. Ich konnte sie nicht mehr leiden und hielt mich mit meiner Herde weit weg vom Wege, aber los wurde ich sie deswegen nicht; ihre Trauer hing wie ein Flor auch um mein Gemüt.

Ich saß eines Tages und sang über meinem Brotkorb; biß mal in ein Stück, dann in ein anderes und sang, während ich kaute. So kam ein tränenvoller Klang heraus, der befriedigend auf das Gemüt wirkte. Plötzlich fiel ein Schatten über mich und brachte mich zum Aufblicken. Da stand sie und stierte auf mich mit einem gierigen Ausdruck, die Nasenflügel bewegten sich auf und nieder, und sie atmete schwer. Einen Augenblick durchfuhr es

mich, daß sie eine Hexe war, die mir übelwollte; ich hatte ihr Kommen nicht gemerkt; sonst konnte ich immer an mir fühlen, wenn jemand sich mir näherte! Und die gefährlichsten Hexen waren ja immer jung und schön! Aber das glitt wieder vorbei, ihr Gesicht war so sanft und unglücklich. „Sing wieder dies Lied für mich“, flehte sie, und ich mußte das Lied singen vom Seemann und seiner heimlichen Braut. Sie hatte meine Hand an sich geschmuggelt und drückte sie, während ich mit zitternder Stimme sang:

„Bind auf, bind auf dein weizenblondes Haar
denn du wirst nun gebären einen Sohn dieses Jahr
— da hilft weder Flehen noch Klage!
Wohl über vierzig Wochen da seh ich wieder her!
Da vergingen vierzig Wochen, doch er kam nimmermehr
Da lag die Jungfrau in Wehen —“

Weiter kam ich nicht, denn das Spielfräulein weinte, als ob sie gepeitscht würde; sie saß und schaukelte und war ganz aufgelöst, die Augenwimpern klebten an den Augenlidern. Ich wußte nicht, womit ich sie trösten sollte und reichte in meiner Not ein Stück Brot zu ihr hinüber; es war mit Kalbsbraten, das beste, was ich hatte. Und sie biß in das Brot und trocknete die Augen und biß wieder hinein; dann sagte sie plötzlich und sah hell auf mich: „Was kümmern wir uns wohl um dies dumme Lied! Mein Freund liegt da draußen und wartet auf Bescheid von mir!“ Sie zeigte hin auf ein englisches Kriegsschiff, das lag und die Rahen bemannte auf der Reede. Die Sonne fiel in die halb entfaltenen Segel, und wie leicht wurde mir ums Herz. So hatte sie einen Vater für ihr Kind, und alles war gut und wohl. Sie mußte bloß Bescheid zu ihm schicken.

Sie hatte einen Brief auf der Brust; mit dem sollte ich mich aufmachen, wollte sie, während sie auf das Vieh aufpaßte. Ich wagte es nicht, konnte ja auch nicht zum Kriegsschiff hinauskommen. „So gib ihn dem Lotsen im Hafen“, sagte sie. „Er nimmt ihn schon mit hinaus.“ Ich versprach, es am Abend auszurichten; sie lachte vor Freude. „Jetzt haben wir einen Vater für unser Kind!“ sagte sie und klatschte in die Hände. Ich war auch froh; alle die traurigen Lieder bekamen unrecht; jetzt war ja ein Vater da für das Kind!

Als ich das Vieh angebunden hatte und Abendbrot gegessen, haute ich ab. Ich lief heim, um rasch guten Abend zu sagen. „Nein, kommst du!“ sagte Mutter fröhlich. Ich zeigte ihr den Brief und erzählte von dem Spielfräulein; all das Traurige und Frohe stieg in mir wieder auf; ich war dicht dabei, zu heulen.

Mutter starrte auf mich mit Augen, die runder und runder wurden; auch der Mund rundete sich; sie gebärdete sich, als wollte sie sich auf den Hintern setzen. Dann drehte sie mich um und sah mir auf den Rücken. „Warum machst du das?“ fragte ich mürrisch, es begann mir ein Licht aufzugehen. „Ach, ich wollte bloß sehen, ob da ‚Dummkopf‘ auf deinem Rücken steht.“

Kannst du nicht sehen, daß das ein altes Kuvert ist, und daß das keine ordentliche Adresse ist: *An den Kapitän von seines Kindes Mutter* — so ein Quatsch. Das ist doch die von dem großen Hof, die herumrennt und glaubt, sie ist immer mit einem Kinde — und immer mit einem Schiffskapitän. Du bist gewiß nicht der erste, der mit diesem Auftrag läuft; aber daß *du* nicht klüger bist!“

Das war ein flauere Geschichte, und schuld hatten die dummen Lieder. Trotzdem konnte ich sie nicht aus dem Sinn kriegen; sie enthielten allzuviel Süße. Und was konnten Trauer und Qual dafür, daß eine arme Verrückte ging und sich einen guten Tag daraus machte. Aber ich paßte auf, die Lieder nicht zu laut zu singen und hielt überhaupt ein Auge auf den Weg. Wenn das Spielfräulein sich zeigte, setzte ich im Galopp davon und machte mir damit zu schaffen, das Vieh herumzutreiben. Sie verschwand schnell aus meinem Dasein, kam wohl gewiß in eine Anstalt.

Daß sie es war, die die Unglückliche war und ich, der sich einen guten Tag aus ihrem Unglück machte, fiel mir keinen Augenblick ein. Alles ist wie bekannt Erotik; und mein Einsamkeitsgefühl, das also nichts anderes war, als daß ich mich zu weit draußen an der Außenkante von Eros' ausgedehntem Reich befand, brachte mich dazu, zu schwelgen in der verdichteten Form menschlichen Zusammenseins, dessen Ausdruck auch die traurigen Lieder waren. Das hört sich verwickelt an, ist aber in Wirklichkeit so geradezu — wenn man es bloß versteht.

Amor ist der beste Beweis. Er glich sein fatales Minus aus, indem er beinahe zweitausend Pfund wog, und das wurde seine strahlende Abrundung. Er wurde nämlich in denselben Tagen verkauft, an das englische Kriegsschiff, das an der Küste lag und manövrierte. Er wurde zu Beefsteaks für die Männer und verschaffte sich sofort Genugtuung für alle Schmach. Sein war die Hauptschuld, wenn sich ihr Landurlaub in der folgenden Zeit zu einem wahren Amoklaufen mit Poussage und Schlägerei auswuchs.

Wie gutmütig hatte er sich nicht unter mein Klaff¹ gefügt. Jetzt setzte er selber die Katze mit den neun Schwänzen in Gang!

Autorisierte Übertragung
aus dem Dänischen
von Margarete Steffin

¹Peitsche mit kurzem Schaft und langer Schnur.

Mit den beiden nachstehenden Artikeln von Herwarth Walden und Klaus Berger setzen wir unsere, in Heft 9 von Klaus Mann und Bernhard Ziegler begonnene und in Heft 12 von Franz Leschnitzer weitergeführte Diskussion zum Thema „Expressionismus“ fort. Da sich noch eine Reihe von Autoren zu Wort gemeldet hat, und auch schon einige weitere Diskussionsbeiträge vorliegen, möchten wir alle Autoren die noch an der Diskussion teilnehmen wollen, bitten, ihre Manuskripte bis spätestens Ende Februar einzusenden, damit der notwendige zusammenfassende Abschluß erzielt werden kann.

Die Redaktion

VULGAR-EXPRESSIONISMUS

von

Herwarth Walden

Der Kassenarzt für Geschlechtskrankheiten, Herr Dr. Gottfried Benn, hat 1910 den kollegialen medizinischen Jargon in Verse gebracht. Das interessierte die, die so etwas nicht kannten. Schon viele Autoren vor ihm haben von Exkrementen gelebt. Viele Gebildete fühlen sich lebensnah, wenn sie so etwas über sich ergehen lassen. Ein Schuß Lues und ein Schuß Absinth dazu, und die große und die kleine Bourgeoisie fühlt sich stark und männlich. Jüngere Literaten und Ästhetiker reagieren außerdem auf Geburtswehen, von denen sie so manches haben sagen hören.

Unter der Bezeichnung „Expressionismus“ wird im „Wort“ ein Autor zitiert. Als Ehrenrettung nicht des Expressionismus, sondern eines Expressionisten:

„Sie hält sich zitternd an der Wehebänk.
Das Zimmer schwankt um sie von ihrem Schrei,
da kommt die Frucht. Ihr Schoß klafft rot und lang
und blutend reißt er von der Frucht entzwei.“

Der Teufel Häse wachsen wie Giraffen.
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält
es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen
des Schrecks Froschfinger, wenn sie rückwärts fällt.“

Hierzu bemerkt der Ehrenretter:

„Jeder seiner Reime ist hart und hell wie Edelmetall. Nichts angelesen, alles gleichwohl erlesen; nichts ersonnen, alles durchlebt und durchlitten, in ihm selbst oder im Nachbarmenschen.“

Mehr im Nachbarmenschen, aber immerhin. „Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält.“ Edelmetall. „Es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen.“ Hart und hell. Oder auch, wie der Ehrenretter sagt: „Jeder seiner Rhythmen ‚sitzt‘, wo er ‚sitzen‘ soll.“ Objektiv kann man nur finden, daß der Rhythmus blutend entzweigerissen ist. Das ist nicht so schlimm, da das Kind sowieso keinen Kopf hat. Warum aber „der Teufel Hälse“ mit dem sächsischen Genitiv wie Giraffen wachsen, das dürfte nur durch die heilsame Formstrenge zu erklären sein, die diesem „Expressionisten“ nachgerühmt wird. Mir scheinen die Giraffen allerdings nur da zu sein, damit sie im Rücken der Mutter klaffen können. Hart und hell wie Edelmetall. *Diese Frucht* wird dem *Expressionismus* in den Schoß geschoben.

Wie kann man über Kunst debattieren, wenn jemand gar nicht weiß, was Rhythmus ist. Aber er weiß, was „wahrhaft dämonische soziale Prophetie“ ist. Der Ehrenretter nennt sich bescheiden „wir Marxisten“. Und deshalb Dämonen und Propheten. Nämlich so:

„Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
in des toten Dunkels kalten Wüsteneien,
daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.“

Da steht man machtlos vis à vis. So etwas wird „gigantisch“ genannt und „noch machtvoller als das gleichnamige Wuchtbild des Zeichners Kubin“. Es handelt sich bei dieser Angelegenheit um eine Stadt, die ich mir nicht ver-sagen kann:

„Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühnden Trümmern steht,
der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht.“

Das ist nämlich die erste Strophe von der zweiten. Wirklich, wahrhaft dämonisch. Und das Edelmetall. Das alte gute Gomorrha muß sogar sein a opfern. Wegen des Edelmetalls. Sonst könnte es mit dem „verdorr“ gar nichts anfangen. Die „Wüsteneien“ opfern ihr e, um mit dem Widerschein zu „sitzen“. Wirklich wahrhaft prophetisch: der Herr, der dreimal seine Fackel dreht. Wirklich, wahrhaft sozial: die große Stadt, die versank und sich dann lautlos in des Abgrunds Bauch mit sächsischem Genitiv warf. Nicht wegen des Doktors Benn steht der Bauch da. Sonst könnte der Rauch nicht versinken, hart und rein wie Edelmetall.

Der zweite Kronzeuge gegen den Expressionismus, Ziegler, erkennt heute klar, „wes Geistes Kind der Expressionismus war, und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt in den Faschismus.“

Beweis: Ziegler ist beim Ordnen einer Bibliothek ein Bändchen der „Aktionsbücherei der Äternisten“ in die Hände gefallen. Wieder ein Buch von Gottfried Benn. Ziegler schlug es auf und begann zu lesen:

„Und plötzlich entdeckte ich, daß ich ganze Absätze auswendig wußte.“

Nach seiner heutigen Erkenntnis lesen sich solche Zeilen wie das Gefasel eines Paranoikers. Er hat es aber erst zwanzig Jahre später gemerkt. Wes Geistes Kind ein Paranoiker ist, läßt sich auch *ohne* Expressionismus feststellen. Wenn nur *dieses* Geistes Kinder mit dem sächsischen Genitiv zum Faschismus führen, würde sich eine Diskussion erübrigen. Wir kommen nicht von der Medizin weg. Denn beide Autoren, der Ehrenretter und Ziegler, waren, wie man liest, an chronischer Hilleritis erkrankt. Das chronische haben sie zwar überwunden, was immerhin eine medizinische Leistung ist. Die Krankheit selbst ist aber nicht einmal für Verse zu gebrauchen. Wie konnte man auf einen Kurt Hiller so hereinfallen, daß man sich anstecken ließ, wo gar nichts dazu da war, wozu alle Konfusion, die anarcho-syndikalistische Aktionsbücherei, den tätigen Geist, den revolutionären Pazifismus, und noch dazu den Äternismus. Wozu alle Konfusion heraufbeschwören, nur um das „Ableben des Expressionismus“ zu „beweisen“.

Nur irrt man sich darin, daß ihm Herr Wilhelm Worrringer 1920 die Grabrede hielt. Im Gegenteil: Herrn Wilhelm Worrringer blieb die Entdeckung Liebermanns als Expressionisten zu verdanken. Den er bestimmt nicht zu den Toten gezählt wissen wollte. Es gab noch ganz andere „Expressionisten“. Max Klinger zum Beispiel. Goethe, Stefan George, Walther von der Vogelweide. Kurz, jeder bessere Mensch wurde zu den Expressionisten gedrängt oder drängte sich zu den Expressionisten. Und dabei wurde er schon 1910 totgesagt, der Expressionismus, ein volles Jahrzehnt vor der Grabrede Worrringers. Und im Weltkrieg war er mausetot, ein Kind ohne Kopf. Die gesamte Presse veröffentlichte wöchentlich Grabreden, ohne die Geburt angezeigt zu haben. Es war eine Lust. Des Schrecks Froschfinger klafften im Rücken des Expressionismus. 1912 wurde schon der Polizeipräsident von Berlin, Herr von Jagow, durch eine Eingabe des Lektors an der Universität Berlin, Dr. Wirth, auf die tote Frucht aufmerksam gemacht:

„Es handelt sich hier um eine mit üblen sensationellen und destruktiven Tendenzen arbeitende Wochenschrift, die sich den Namen ‚Der Sturm‘ beigelegt hat, aber zur Kategorie der Schundliteratur gerechnet werden muß. In schuldiger Ehrerbietung Dr. Hermann F. Wirth, Lektor an der Universität Berlin.“

Und der Ehrerbietige war noch ein Ausländer:

„Als Ausländer, der die sittlichen Qualitäten des preußischen Staats und seine Organisation hat kennen und bewundern lernen, befremdet es mich im höchsten Maße...“

Man liest, sogar die sittlichen Qualitäten des preußischen Staats wurden aufgerufen.

Während also der Expressionismus den Faschismus vorbereitete, sah es in Deutschland so aus, daß man sich vor echter Kunst gar nicht zu lassen wußte. Die Größen dieser schrecklichen, der kaiserlichen Zeit, sind durch den Expressionismus so totgeschlagen worden, daß selbst die Nennung ihrer Namen heute nichts mehr sagt. *Gegen* den Expressionismus kämpfte alles, was später zum Faschismus führte. Die größten Kanonen wurden aufgefahren oder fuhren auf. Der deutsche Kaiser, der Kultusminister für geist-

liche und Unterrichtsangelegenheiten, er machte dezent nebenbei Kunst mit, der Preußische Landtag, das Lehrerkollegium der Königlichen Akademischen Hochschule für die Bildenden Künste zu Berlin, der Generaldirektor der Königlichen Museen zu Berlin persönlich, die Münchener Kunstgenossenschaft, der Verein Berliner Künstler, die gesamte deutsche Presse. Auch die Polizei wurde mobilgemacht, sogar das Amtsgericht und das Landgericht. Die Großbourgeoisie schickte nur anonyme unflätige Postkarten. Endlich wurde sogar der Weltkrieg dagegen aufgeboten. Der Präsident der Berliner Sezession hielt schleunigst einen Vortrag vor den Vertretern der neutralen Presse und empörte sich über die „perverse Frivolität“ dieser neusten Kunstrichtung. Trotzdem er selbst nur dicke Damen malte. Broschüren erschienen in Massen, einige Zitate:

„Die deutsche Kunst wird eines schönen Tages wieder da sein.“ „Das große Genie, welches uns die nationale deutsche Kunst bringen wird, ist vielleicht unter Kanonen, Saluten und Maschinengewehrgeknatter wie ein Fürstenkind bereits geboren.“ „Ein Abstecken der Pflöcke innerhalb unserer Landesgrenzen gebietet heute die Ehre, die Vernunft, der Zwang.“

Der Expressionismus war die Internationale, die bekämpft wurde und bekämpft werden mußte. Alles Tote fühlte sich durch den Weltkrieg neu belebt:

„Doch jetzt weht ein Geist der Wiedergeburt in unsern Landen.“

Nämlich der Weltkrieg. Aber auch dieser Geist brachte es nur zu einer toten Frucht. Der Weltkrieg endete, und der Expressionismus lebte. Alles stürzte sich jetzt auf ihn. Ihm geschah das, was in kapitalistischen Ländern mit jedem Sieg geschehen muß: er wurde Konjunktur. Hochkonjunktur. Vulgärmarxismus und Vulgärexpressionismus überschwemmten ganz Deutschland. Gegen die Feinde konnte man sich verteidigen. Gegen die Freunde war es hoffnungslos. Alle lebenden Maler, Dichter, Schriftsteller, Journalisten, Verleger, Kunsthändler, Großbürger, Kleinbürger, Konservative, Demokraten, Katholiken, Sozialdemokraten: alle waren Expressionisten, indem sie sich einfach dazu *ernannten*. Jeder alte und neue Stil war sich gut genug dazu. Allmählich bekamen es aber die Anhänger mit der Angst zu tun. Das Wort „Kulturbolschewismus“ wurde für den Expressionismus geprägt. Der Antifaschist Ernst Bloch hat als erster in der „Neuen Weltbühne“ gerade diese Zeit richtig erkannt:

„Seit 1922 war der Expressionismus verleumdet; Noskes Feldzüge, der Wunsch nach Ruhe und Ordnung, die Lust an den gegebenen Verdienstmöglichkeiten und an der stabilen Fassade haben ihn erledigt. Diese Lust hieß ‚neue Sachlichkeit‘; sie führte zwar von allzu verstiegenen Träumen zuweilen wieder zur Welt zurück, aber sie verschwiegen den Wurm in dieser Welt, sie wurde buchstäblich die Malerei der übertünchten Gräber. Hausenstein und andere Kunstschwätzer beeilten sich, im Gefolge der ‚Stabilisierung‘ dem Publikum verdächtig zu machen, was sie eben noch angebetet hatten; die meisten deutschen Maler folgten der veränderten Konjunktur.“

Jetzt hat das Dritte Reich den Kampf gegen den angeblich faschistischen Expressionismus im größten Stil begonnen. Die Bilder wurden aus den

Museen genommen und in München eine Ausstellung „entarteter Kunst“ durchgeführt. Es handelt sich nach Zeitungsmeldungen im wesentlichen um expressionistische Bilder. Wie kann man nun aber den sensationellen Besuch dieser Ausstellung und den Verkauf dieser Bilder an das Ausland als „hocherfreuliche antifaschistische Demonstration“ betrachten, wenn der Expressionismus faschistisch ist? Da haben die Faschisten diesmal doch den besseren Blick für ihn. Auch hier sei noch einmal Ernst Bloch zitiert:

„Zweifellos sind und bleiben diese Probleme (der utopischen Humanität) im Zug der gesamten revolutionären Mobilmachung, auch der malerischen, die bewegendsten. Humanität unterscheidet den Sozialismus vom Faschismus; Grund genug, sich einer Kunst in Ehren zu erinnern, die der Banause bespuckt, einer Kunst, worin menschliche Sterne — wie unzureichend, wie seltsam immer — gebrannt haben oder brennen wollten. Ein anderes noch macht diesen Rückblick frisch und unvermeidlich. Vor uns steht das kulturelle Erbproblem; wodurch aber ist es ein frisches Problem geworden, ein durchaus kühnes? Nur dadurch, daß die expressionistische Epoche den Schlendrian, die hergebrachten Assoziationen aus der Vergangenheit so gründlich zerrissen hat... Auch dieses verpflichtet zum Dank an die ‚entartete Kunst‘... die Expressionisten haben frisches Wasser und Feuer gegraben, Quellen und wildes Licht, mindestens Willen zu diesem Licht. Nicht dadurch allein, aber im Gefolge dieser Erneuerung wurde auch der Blick auf die künstlerische Vergangenheit erquickt, er leuchtet in neuer Tiefe.“

Was aber ist nun Expressionismus?

Jedenfalls kein „Urschleim“, kein Mythos und keine Metaphysik. Das sind so einige falsche Schlagworte. Kunst wird nun aber nicht geboren, sie wächst auch nicht. Kunst wird komponiert, was auf deutsch heißt: sie wird zusammengestellt. Der wirkliche Künstler hat also nichts mit Metaphysik zu tun. Sie ist übrigens immer nur nicht verstandene oder nicht erkannte Physik. Dichtung und Musik werden durch das Ohr wahrgenommen, die bildenden Künste durch das Auge. Um Kunst zu schaffen oder aufzunehmen, muß man hören und sehen können. Diese Voraussetzung hat jeder. Kunst muß daher jeder schaffen oder aufnehmen können, sie muß also jedem verständlich sein. Niemand wird behaupten wollen, daß er über seinen Körper völlig verfügt, wenn er ihn nicht ausbildet. Niemand wird behaupten wollen, daß er über sein Gehirn völlig verfügt, wenn er es nicht ausbildet. Nur um die Sinne machen sich die meisten keine Sorgen. Und doch wird nichts stärker gedacht und bedacht, als die sinnlichen Eindrücke. Die Eindrücke werden im Gehirn gelagert und komponiert, das heißt, gedanklich verwertet. Aber auch ohne sinnliche Eindrücke wird Denkgut übernommen. Denn nichts entwickelt sich intuitiv aus dem Gehirn. Alles wird in das Gehirn hineingetragen. Von andern. Von vielen andern. Von der Gesellschaft. Also das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein. Die Sprache übermittelt es in Bildern, nämlich in erstarrten sinnlichen Eindrücken. In den Eindrücken des Auges, den Metaphern, in den Eindrücken des Ohrs, im Rhythmus. Durch außerordentliche Übung ist das Gehirn gewöhnt, mittelbar zu denken. Man kann Bilder und Rhythmen als Denkvorstellungen logisch aufnehmen, ohne sich die sinnlichen Eindrücke zu vergegenwärtigen. Die Assoziationen häufen sich. Aber nur der denkt, der sie sich selber sichtbar und hörbar macht.

Auch kein Künstler hat je Farben, Formen oder Rhythmen erfunden. Er komponiert sie nur aus seinen sinnlichen Assoziationen. Sie alte sind in der Natur vorhanden. Auch er unterliegt dem gesellschaftlichen Bewußtsein. Auch er nimmt Bilder und Rhythmen als Denkvorstellungen logisch auf, ohne sich die sinnlichen Eindrücke zu vergegenwärtigen. Und gerade das darf der Künstler nicht. Er *muß* sich die sinnlichen Eindrücke vergegenwärtigen. Denn nur durch das Sinnfällige, durch das Sinnliche entsteht die künstlerische Wirkung.

Man spricht von einer *Weltanschauung*, man lobt die *anschauliche* Darstellung eines Denkguts. Hier weist die erstarrte Metapher deutlich auf das Optisch-Sinnliche hin. Man findet eine Leistung *unerhört*, eine erstarrte Metapher des Akustisch-Sinnlichen. Die überwältigende Mehrheit der Wörter zeigt ihren Ursprung als Ausdruck sinnlicher Eindrücke. Gemeinschaftlicher, nicht etwa individueller Eindrücke. Denn nur die gemeinschaftlichen Eindrücke bleiben als Wörter bestehen. Sie sind also eine gesellschaftliche Schöpfung. Eine individuelle wird nur Sprachgut, wenn sie etwas besser, wenn sie etwas schlagend ausdrückt. Auch *schlagend* ist eine erstarrte Metapher. Die sinnlichen Eindrücke ergeben sich nun nicht etwa nur aus der Natur. Sie ergeben sich für den Einzelnen und daher für eine Gesamtheit der Einzelnen aus dem Zufall, daß heißt: was dem Einzelnen oder der Gesamtheit *zu-fällt*. Ihr fällt das zu, was aus ihrem gesellschaftlichen Sein in sie eingeht. Hieraus entwickelt sich ihr Sprachschatz, ihr Verständigungsbedürfnis, ihr Verständigungsmittel. Mit der Veränderung der Natur durch die Gesellschaft und mit der Veränderung der Gesellschaft durch die Produktion und die Produktionsmittel, mit der Veränderung der politischen und ökonomischen Verhältnisse durch den Klassenkampf ändern sich zwar nicht so sehr die Wörter, als ihr Wert, als ihre Wertung. Man nennt diesen Vorgang *Bedeutungswandel*. Dadurch ist die Sprache unmittelbar Ausdruck des gesellschaftlichen Zustands. Dadurch ist auch der sogenannte freieste Schriftsteller unmittelbar an das gesellschaftliche Sein gebunden.

Nun ist wohl nicht zu bestreiten, daß man das Material kennen muß, an dem und mit dem man arbeitet. Das Material der Künstler sind das Wort, der Ton und die Farbe, die Formmittel also, mit denen sie den Inhalt ausdrücken. Ihre beliebige wiederholte oder wiederholbare Verwendung nennt man *Formeln*. Wenn sich alles verändert, wenn im Interesse der Gesellschaft sogar vieles und unter Umständen alles verändert werden muß, sollten Formen und Formeln ewig sein? Ewig sein, da sie ja nur Ausdruck eines jeweiligen Zustands sind und als solche entstanden? Unterliegen sie etwa nicht dem Gesetz der Dialektik? Dem Gesetz des dialektischen Materialismus? Braucht man noch metaphysische Sinnbilder, wo die physischen Bilder der Sinne unmittelbar, also stärker wirken? Wozu immer weiter Götter, Dämonen und Propheten bemühen, die als Wunschträume oder als Magenverstimmungen hinter der Realität zurückstehen?

Der Inhalt jedes Kunstwerks muß also durch die Realität bestimmt sein. Für viele und für mich sogar durch die sozialistische. Ihre künstlerische

Versinnlichung erfolgt nun durch das Mittel, was man *Form* nennt. Der Inhalt verändert die Form. Der Inhalt bestimmt die Form. Oder wird der Motor etwa schöner, wenn man ihn als Pferd verkleidet? Warum hält man gerade das für eine Form, was das Ausdrucksmittel eines vergangenen Inhalts ist? Die Form muß dem Inhalt entsprechen, sie muß ihn ausdrücken, sonst entsteht kein Kunstwerk. Je weniger, je langsamer sich die Inhalte entwickelten, je langsamer, je weniger taten es die Formen. Die Gleichheit dieser Feststellung rückwärts nennt man künstlerisch den „Stil der Zeit“.

Mit jedem wirklichen ökonomischen und politischen Fortschritt änderte sich das künstlerische Ausdrucksmittel, der Stil. Jeder Rückschritt brachte stilistisch einen Stillstand. Oder ein alter Stil, der Wunschtraum der betreffenden Reaktion, wurde wieder künstlich hervorgeholt. Herr Hitler im Löwenfell ist nächstens von einem nicht entarteten Künstler zu erwarten. Herrn Mussolini ist der Cajus Julius Cäsar bereits geglückt. Durch sogenannte Künstlerhand. Je stärker die Entwicklung ist, desto sichtbarer oder hörbarer ändert sich die künstlerische Form, die als Gesamterscheinung rückschauend *Stil* genannt wird. Waren die Enzyklopädisten nicht die Vorboten der französischen Revolution? Oder auch änderte die bessere Herstellung der Farben nicht die Malerei? Oder verändert der Fortschritt nicht die Sprache? Vermehrt er sie nicht? Drückt man sich nicht schneller, einfacher, also prägnanter aus? Wirkt der Rhythmus des Lebens nicht auf sein künstlerisches Ausdrucksmittel, die Form? Ist Kunst Schmuckmittel? Schmückt man einen Teller wirklich, wenn auf ihm Rosen blühen? Mit Soße darüber. Mit wirklicher Soße. Muß man die Zigarrenasche einer nackten Schnitterin in die Schürze tun, ihr einziges Bekleidungsstück, eigens zu diesem Zweck? Muß man den Klingelknopf einem Löwen in den Rachen drücken? Auf daß es Kunst sei? Sagt der Atheist nicht „Gott sei Dank“, gerade weil er sich nichts dabei denkt? Die Schnitterin und der Löwe und das „Gott-sei-Dank“ sind eben die Formeln.

Der *Künstler muß* aber sein Material bedenken, es also formen, es also sichtbar und hörbar machen. Das nennt man künstlerisch gestalten. Das unterscheidet die Aussage von der Gestaltung. Dieses Bewußtsein der Mittel muß sich aber jeder aneignen. Das Kunstwerk entsteht eben durch die vollkommene Beherrschung dieser Mittel.

Die Avantgarde der Künstlerschaft sucht bewußt oder unbewußt, leider allzu oft nur unbewußt, die Ausdrucksmittel, ihre Zeit zu gestalten. Wirklich große Künstler sind immer Revolutionäre gewesen und sind es noch. In der *Kunst* gibt es nicht einmal Reformer, dort gibt es nur Epigonen. Daß alle Künstler selbstverständlich in irgendeiner Epoche der Gesellschaft geboren sind, ist noch kein Beweis dafür, daß sie die Vertreter eben dieser Gesellschaft sind. Denn jede neue Gesellschaft und ihre Form entsteht in dem Schoß der alten. Wie weit die Künstlerschaft einer Epoche revolutionär ist, wie weit sie also Ausdruck der Zeit, ihr Stil ist, wird in der einzelnen Epoche nicht immer und nicht von allen erkannt. Die „Verkannten“ waren meistens, wenn auch nicht immer, die Revolutionäre. Gerade deshalb

wurden sie von der herrschenden Klasse nicht anerkannt. Aber um so mehr bekämpft. Um so „unnatürlicher“ gefunden. Eben, weil sich die Natur durch den Fortschritt der Gesellschaft verändert hat, wird die Sichtbarmachung dieses Zustands, die Hörbarmachung, unnatürlich bei denen, die von ihrem Klassenstandpunkt aus den Fortschritt nicht wollen.

Weshalb erregte die neue Kunst solches Aufsehen Jahre vor dem Weltkrieg? Weil sie zum Aufsehen zwang. Nicht, weil sie neue Formen schuf, sondern weil sie die neue Form des Lebens ausdrückte. Sie ging vom Individuellen zum Typischen. Sie suchte, oft mit unzulänglichen Mitteln, den Gemeinshaftswillen auszudrücken. Sie suchte den Ausdruck, die Expression der Zeit zu geben. Sie begnügte sich nicht, mit dem Eindruck, der Impression, die ihr die Zeit gab. Sie mußte zerstören, um zu schaffen. Keine Revolution hat je anders gehandelt und kann je anders handeln. Ist etwa Zerstörung Entartung? Soll man konservieren, was zerstört werden muß, um Raum zu schaffen? Raum für das Zeitgemäße, das gesellschaftlich Notwendige. Soll man Abbilder nicht vernichten, wenn man es mit ihren Trägern tun muß? Tun muß, wenn ihre Macht oder das Symbol ihres Namens den Fortschritt zu Gunsten der Mehrheit, also der Werktätigen und insbesondere des Proletariats, hemmt?

Nun sagt man, die Massen und gerade das Proletariat seien gegen die neue Kunst. Das ist eine kleinbürgerliche Vorstellung. Der Kleinbürger weiß eben nicht, wohin er gehört. Zum mindesten schwankt er. Der gewaltige Aufschwung der Volksfront beweist, daß auch der Kleinbürger seine Feinde zu erkennen beginnt. Daß der Traum von dem kleinen zukünftigen Kapitalisten ausgeträumt ist. Daß er zum Bewußtsein seiner Ausbeutung, seiner Unterdrückung kommt. Daß er seinen „Stand“ ohne Boden erkennt. Daß er sich entwurzelt fühlt, ohne je Wurzel geschlagen zu haben. Sein Ideal war die herrschende Klasse. Und ihre Kunst die seine. Für die Massen war aber Kunst gleichbedeutend mit dem Luxus der Reichen. Günstigstenfalls eine Angelegenheit des Museums. Zu seinem Besuch gehörte vor allem Zeit, Ruhe und meistens sogar noch Geld. Die Dichtung war für die Massen Luxus. Günstigstenfalls unverständlich. Die Dichter hatten sich immer in die Antike begeben oder in das Mittelalter. Oder sie verwandten Ausdrucksmittel, die eine wissenschaftliche oder sachliche Bildung voraussetzten und nur so symbolisch verstanden werden konnten. Die Mittel zu dieser Bildung waren den Massen unzugänglich, sie wurden oder werden sogar in den kapitalistischen Ländern systematisch daran verhindert, sie sich zugänglich zu machen. Nur eins blieb ihnen: die Volkskunst. Nur diese anonymen Künstler drückten aus, was sie bewegte und sprachen so, daß sie es verstanden, weil sie nicht anders sprechen konnten. Diese Volkskunst wurde nicht gedruckt, war meistens nicht einmal aufgeschrieben. Sie wurde mündlich durch Vortrag vermittelt. Vermittelt in einer Form, die dem Gedächtnis als Stütze diene. So entstanden die metrischen, unrythmischen Verse. Sie werden typisch als Hilfsmittel noch bis in die neuste Zeit als sogenannte „Gedächtnisverse“ selbst in Wissenschaften verwandt:

„Die Männer, Völker, Flüsse, Wind,
die Monat Maskulina sind.
Was man nicht deklinieren kann,
das sieht man als ein Neutrum an.

Trotz Inhalt und Form würde wohl kaum jemand diese Verse für eine Dichtung halten. Wohl aber hält man es in kunstgebildeten Kreisen für Rhythmus, hart und hell wie Edelmetall, wenn man schreibt:

„Der Teufel Häse wachsen wie Giraffen
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter häl.
es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen“
undsoweiter.

Hier liegt also zweifellos eine schlichte Verwechslung von Metrum und Rhythmus vor, nur daß die Absicht des Gedächtnisverses fehlt. Es ist genau dasselbe, als wenn man in der Musik die drei regelmäßigen Viertel der Begleitung eines Walzers oder die vier regelmäßigen Viertel der Begleitung eines Marsches für den Rhythmus der Musik hält. Daß manche den Walzer von dem Marsch nur durch die Begleitung unterscheiden können, spricht nicht dagegen. Daß manche sich schon für musikalisch halten, wenn sie es können, spricht nicht dafür.

Wenn sich die Volksdichtung im wesentlichen nur dieser Metren bedient, so hat das den angeführten historischen Grund. Hinzu kommt aber noch, daß diese Volksdichtungen meistens gesungen wurden, Volkslieder waren, oder auch gleichzeitig getanzt wurden. Musik und Bewegung schufen also den Rhythmus, der in der niedergeschriebenen Darstellung fehlt. Musik und Bewegung wurden wegen der fehlenden Technik nicht (oder höchst selten und dann später) notiert. Trotzdem wirkt die Volkskunst viel unmittelbarer als ihre Nachahmung durch die gelehrten oder die gebildeten Dichter, denn ihr Inhalt drückt zeitlich und zeitgemäß das aus, was das Volk als Masse sagen wollte und sagen mußte.

Daraus aber beweisen oder herleiten zu wollen, daß die Massen Kunst nicht verstehen können oder nicht verstehen, ist, einfach gesagt, Unsinn. Wenn es überhaupt Kunst gibt, kann sie kein Privileg für eine Klasse oder gar für einen Stand oder gar für einzelne Menschen sein. Denn alles, was Tanz, Musik und Dichtung heißt, geht historisch nachweisbar in seinem Ursprung, also in seiner Originalität, auf das sogenannte Volk, auf die Massen zurück. Aus diesen *Formen* entstanden die *Kunstformeln*, mit denen man immer wieder die *neuen Formen* bekämpfen will. Die Rhythmen, gesungene und getanzte, entstanden aus den Rhythmen der Arbeit, der bewegten Tätigkeit des Körpers, aus ihrer Wirkung auf den Blutkreislauf, aus der Nachahmung der Klänge und der Geräusche in der Natur. Sie entstanden als Ausdruck des Eindrucks. Die herrschende, die unbewegte Klasse, sah und hörte sie von ihren Sklaven, von den Massen, und schuf sich das sinnliche Vergnügen hieran auch ohne Arbeit. Die eigentlichen Finder und Erfinder, die Massen, blieben anonym. Die sie aufschrieben, sie vereinfachten, aus den Formen

Formeln machten, wurden die berühmten Künstler. Dadurch wurde aber auch die Produktivität der Massen mechanisiert. Auch die Kunst ließen sie sich diktieren, ohne in ihr ihr eigenes geraubtes Gut wiederzuerkennen. Mit den Formeln wurden die Formen erschlagen.

Auf der Suche nach neuen Formen und neuen Rhythmen entdeckte man die Neger, die auf diesem einzigen Gebiet noch nicht ausgebeutet waren. Nämlich in ihrer ursprünglichen künstlerischen Produktivität. Die Jazz-Musik, wieder entsprechend formuliert, begann ihren Siegeszug über die Welt. Wieder einmal triumphierte der Rhythmus über das Metrum. Die Maler fuhren zu den sogenannten „Wilden“, nicht aus Entartung. Sie suchten aus der ungebrochenen Produktivität nicht verbildeter Massen nach neuen Gestaltungsmitteln. Wieder andere achteten auf das Sehen und Hören der Kinder, deren Sinne noch unmittelbar und nicht verbildet aufnehmen. Man suchte und man sucht Quellen. Aus Quellen entstehen Ströme und Meere. Weil man sie kennt, kann man deshalb auf Quellen verzichten? Will man die Quellen verstopfen? Ist die Quelle unnatürlich? Ist das Kind unnatürlich? Bildet sich nicht der Mensch aus dem Kind? Nicht der Strom aus der Quelle? Darf der Mensch nicht verändert werden? Und der Strom nicht? Geschehen diese Änderungen etwa nur durch den Willen der Kinder und der Quellen? Wirken nicht Massen auf sie ein? Prägt die Gesellschaft sie nicht nach ihren Bedürfnissen? Nach dem Bedürfnis ihres Fortschritts? Soll *nur* der Künstler Handwerker bleiben, Kopfwirker mit der Technik des Mittelalters und der Urzeit? Soll er nur immer wieder ein paar tausend Meter Leinwand bemalen, statt die Kunst in das Leben zu tragen? Soll er sich nicht um die *Formen des Lebens* kümmern, das Mittel, durch das der Inhalt sichtbar und hörbar wird? Soll er sich bei Göttern aufhalten, die für die meisten nur noch Schemen sind? Soll er hinterher prophezeien, was schon Wirklichkeit ist? Soll er in einem Traumland weilen, dessen Primitivität ihm nicht einmal ein Stück Brot gibt? Weil er als großer Individualist es nicht einmal allein herstellen kann. Kurz, muß gerade der Künstler außerhalb seiner Zeit existieren? Oder ohne Zeit? Das muß er nicht, das darf er nicht, das soll er nicht. Und das kann er nicht.

Nüchtern gerechnet: aus einem Bruchteil der Menschheit, aus der herrschenden Klasse, sagen wir aus fünf Prozent, mit ihren Helfern und Helfershelfern aus zwanzig oder dreißig Prozent, entstand der Bruchteil eines Prozents von bekannten Künstlern, also von Künstlern mit Wirkung. Wieviel müssen also ziffernmäßig in den fünfundneunzig Prozent oder auch nur in den siebenzig Prozent der Massen vorhanden sein, die durch die sozialen Zustände nicht zur künstlerischen Produktivität kamen oder kommen können. Wenigstens sehr selten mit der Wirkung oder mit dem Namen. Denn daß von eben diesen Kräften tatsächlich die künstlerische Wirkung ausgeht, ist vorhin bewiesen worden. Die Masse der wahrhaft Schöpferischen kann natürlich nur zur Entfaltung kommen, wenn die sozialen Voraussetzungen hierfür gegeben sind.

Man muß ein Fach von Grund auf verstehen, wenn man in ihm schaffen will.

Die Voraussetzungen, die Grenzen, das Material, die Technik. Vieles kann und muß nachgemacht werden. Man muß aber wissen und verstehen, wie es gemacht ist. Sonst erfüllt das Nachgemachte nicht seinen Zweck. Nämlich die Befriedigung des Bedürfnisses nach Quantität. Und die Quantität steigt nach den Bedürfnissen. Und vor allem die Quantität der Qualität. Für schlechte, verunglückte oder mißverständene Nachahmungen kann man aber nie die Schaffenden verantwortlich machen. Mit Bekenntnissen fördert man nichts, wenn es nicht zugleich Erkenntnisse sind. Viele nennen sich Demokraten, Sozialisten und Expressionisten, wenn und solange sie sich davon persönlich einen Vorteil versprechen. So zu spucken und sich so zu räuspern, ist bekanntlich sehr einfach. Vulgärmarxisten sind keine Marxisten und Vulgärexpressionisten keine Expressionisten. Im Gegenteil. Sie verhindern nur wirkliche Erkenntnisse. Sie machen sie lächerlich, weil sie selbst lächerlich sind.

Das Wort „Expressionismus“ ist ein Kampfwort. Es bedeutet nichts, wenn man es nicht oder falsch versteht. Diese Eigenschaft teilt es mit allen Wörtern. Gemeint ist damit: die Kunst zu revolutionieren. Die künstlerischen Ausdrucksmittel zu finden, die den Gemeinschaftswillen der fortschrittlichen Menschheit vernünftigen. *Die* Ausdrucksmittel zu finden, die den sozialistischen Realismus des Lebens zur sinnlich gestalteten Komposition bringen. Mit der politischen Freiheit der geistigen, unsymbolischen, unmittelbaren Äußerung, mit der Anwendung der höchsten technischen Kenntnisse und Erkenntnisse der Gegenwart. Mit der Schaffung künstlerischer Formen, die den Inhalt der Zeit real sichtbar und hörbar zum Ausdruck bringen, den Ausdruck der Zeit nicht nur in Kunstwerken sichtbar und hörbar zu machen, sondern im Leben selbst. Den Dingen, den Gegenständen *die* Form zu geben, die ihrem heutigen Inhalt entspricht. Also nichts zu „dekoriern“, wohl aber alles künstlerisch zu formen.

Ob zeitgenössische Künstler und welche dieses Ziel schon erreicht haben oder ihm nahe sind, kann nur die Wirkung zeigen. Historisch festzustellen ist jedoch bereits, daß die Bewegung, die man „Expressionismus“ nennt, zu den revolutionären gehört. Mit und ohne Anerkennung. Denn Anerkennung ist nur die Feststellung eines tatsächlich erreichten Zustands. Seine unmittelbare Wirkung auf das Leben selbst. Diese Wirkung des Expressionismus kann nicht bestritten werden. Sie ist jedenfalls in vielen Formen real sichtbar und hörbar, sogar selbstverständlich geworden. Nämlich als selbstverständlicher Ausdruck der Zeit. Die Praxis kann nicht wegdiskutiert werden.

Es handelt sich nicht darum, das *Wort* „Expressionismus“ zu verteidigen. Es handelt sich um seinen *Inhalt*. Um seinen Inhalt, so, wie er hier dargelegt wurde. Ich habe in diesen Begriff nichts hineinkommentiert, ich habe nur hinauskomplimentiert, was nicht dazu gehört. Deshalb muß auf das schärfste dagegen protestiert werden, daß die künstlerische Avantgarde der Vorkriegszeit, der Kriegszeit und der Gegenwart als Kleinbürgertum oder gar als Faschismus von denen verschrien wird, die von ihrer Vulgarisierung leben oder

sich auf irgendeine Vergangenheit zurückziehen. Die politischen Tatsachen in den faschistischen und halbfaschistischen Ländern, die Emigration gerade der expressionistischen Künstler und die Verfolgung ihres Schaffens beweisen die Richtigkeit dieser Behauptung. Die Praxis kann nicht wegdiskutiert werden. Das große politische Ziel der Volksfront ergibt die Konsequenz, die künstlerische Avantgarde zu stützen, sie ist ein aktiver Teil der Volksfront. Je mehr sich die Künstler politisch und sozial schulen, je mehr sie also die Zeit erkennen, in der sie leben, je mehr sie sich unvoreingenommen mit dem Aufbau der Sowjetunion befassen, um so mehr wird jeder einzelne zu dem kommen, um was es geht: zum Stil der Zeit.

DAS ERBE DES EXPRESSIONISMUS

von

Klaus Berger

„Heute läßt sich klar erkennen, wes Geistes Kind der Expressionismus war, und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt: in den Faschismus“

— das ist die blendende These, die Bernhard Ziegler im Septemberheft dieser Zeitschrift mit so eindringlicher Haß-Liebe am Beispiel von Gottfried Benn entwickelt.

Die Tatsache besteht allerdings, der Expressionist Benn hat den Marsch zu Goebbels unternommen; übrigens ist er ihm nicht gut bekommen; er hat schon wieder ausgespielt. Gerhart Hauptmann ist denselben Weg gekrochen; ist deshalb schon in den „Webern“ die Klaue des Faschismus sichtbar? Johannes R. Becher ist vom Expressionismus zu uns gekommen, Franz Werfel ist beim lieben Gott angelangt. Das alles beweist noch nichts über die gesellschaftlichen Grundlagen dieses „europäischen Stils“, denn die Kunstsoziologie ist kein politisches Adreßbuch.

Es nützt in der Tat nichts, den Einzelfall Benn zu untersuchen und ihn als Anprall von Etappenmisère, märkischen Wiesen und konfusen Bildungselementen zu entlarven; es geht um den Expressionismus.

Diese Strömung hat ihre entscheidende Ausprägung am Vorabend des Krieges gefunden, als von Faschismus noch keine Rede war, sie hatte ihren Fortgang bis in die Mitte der zwanziger Jahre hinein und war nicht auf Deutschland beschränkt; Italien und Rußland machten mit. Frankreich aber stand im Kubismus etwas abseits.

Der historische Materialismus lehrt uns, den Unterbau zu betrachten und führt uns auf die Spur: *Expressionismus besteht dort, wo der Kapitalismus in seiner imperialistischen Epoche revolutionäre Spannungen und Möglichkei-*

ten entwickelte. Nach der „Stabilisierung“ mußte er die Waffen strecken. In Italien wurde der Futuristen-Häuptling und Museumsstürmer Marinetti zum „Klassizisten“ und Generaldirektor der Museen. Zehn Jahre später hat Hitler den Pseudo-Klassizismus mit angeklebten Säulen zu seinem offiziellen Stil ernannt und die Werke der expressionistischen Kämpfer ins Museum für „entartete“ Kunst stecken lassen.

Expressionismus ist überhaupt kein Stil im eigentlichen Sinne. Stil ist der Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlichen Wirklichkeit; der Expressionismus deutete auf eine revolutionäre Möglichkeit; sie hat bis 1923 in Italien, in Deutschland, in Rußland (heroische Epoche der Revolution, Kriegskomunismus) bestanden. Danach war seine Liquidation fällig.

Der Impressionismus war noch getragen vom liberalen Finanzkapital, wie es im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erblüht war; seine Ideologie war bis ins Kleinbürgertum hinunter wirksam, ganz allmählich hat sich auch noch der letzte Spieß mit Impressionismus abgefunden. Das war noch ein Stil.

Aber der Expressionismus war stets ein Bürgerschreck und wird es immer bleiben; er gilt als „unverständlich“. Etwas summarisch gesagt, hängt er gesellschaftlich in der Luft; er und die ihm folgende „Avantgarde“ suchen den Boden, auf dem sie „realisieren“ können. Der Überbau hängt erheblich über, er ist avancierter als die Ökonomie. Wenn die fällige Revolution versagt hat, ist es nicht seine Schuld. Zu vergleichen ist dieser Zustand nur dem 18. Jahrhundert, wie immer in Frankreich am deutlichsten abzulesen: die geistige und künstlerische Revolution seit 1750 hat nach der gesellschaftlichen schon lange gerufen. Damals trat sie dann auch ein, heute ist sie ausgeblieben.

Ähnlich war auch damals das Kritische stärker als das Konstruktive. Wer aufbauen will, muß erst einreißen, sinnvoll einreißen. Die „Selbstzersetzung des bürgerlichen Denkens“, die Bernhard Ziegler am Expressionismus tadelt, hätte sehr schöpferisch sein und den Weg zu Neuem freigeben können; übrigens war sie es auch in vielen starken Werken. Man vergesse doch nicht: Kunst, bildende Kunst, ist schon als Arbeitsprozeß immer Zerstörung. Jedes Erbe, soweit es lebendig weitergebildet wird, verfällt der Zerstörung, ja ist nur als kontinuierliche Zerstörung lebendig.

Das Ende einiger Expressionisten im Faschismus ist ebensowenig gesetzmäßig wie die Ankunft anderer beim Kommunismus. Denn der Expressionismus ist 1925 abgebrochen worden und mißlungen, weil ihm die ideologische Zerstörung der Bourgeoisie ohne die fälligen politischen Taten nicht möglich war. Ich will keineswegs den Expressionismus absolut mit Sozialismus zusammen sehen, sondern behaupte nur: in jener revolutionären Situation von 1910—1925 wäre er ein guter *Start* für eine sozialistische Entwicklung gewesen, besonders im Blickpunkt: Erbe der bürgerlichen Kunst. Niemals kann er dem Faschismus dienen, weil dieser seine ideologischen Stützpunkte (in puncto Kulturerbe) *vor* dem Hochkapitalismus sucht, im Säulenklassizismus (der Erinnerung an die politische Reaktion von 100 Jahren), im absolutistisch-pathetischen Barock, im Korporativgeist der altdeutschen Meister.

Denkt man Zieglers These zu Ende, dann hätten alle künstlerischen Taten

unseres Jahrhunderts — einschließlich Bauhaus und was damit zusammenhängt — alle Avantgarde-Versuche der Linken, den bourgeoisen Epigonengeist des 19. Jahrhunderts zu überwinden, nur dazu verhelfen, den Ungeist der Nazis siegen zu lassen. Wenn der Expressionismus als solcher schlechtes Erbe ist und das 19. Jahrhundert auch, dann gehört also dem die Zukunft, der am weitesten zurückgeht auf das „gute“ Erbe. Diesen rückwärts gerichteten Wettlauf mit dem Faschismus wollen wir lieber nicht ausdenken!

Also wie dann?

Kein Zweifel, der Expressionismus hat in der Zersetzung des 19. Jahrhundert-Erteils seine positive Seite gehabt, er hat viele gelungene Leistungen produziert und zeitgemäße Fragen aufgeworfen, ohne immer befriedigende Lösungen anzubieten. Ehe wir ihn austreichen, verwerfen und gleich um 150 Jahre zurückspringen, halten wir uns an ihn, analysieren ihn bis in die Tiefe, überwinden ihn ehrlich, *heben ihn also auf* (im dreifachen Hegel-Marxschen Verstande des Wortes)!

Das Erbe des Expressionismus in diesem Sinn zu pflegen ist unsere Aufgabe.

Viele seiner Vorkämpfer von einst haben diesen Weg beschritten, folgen wir ihnen. Picassos Kampf für Spanien hat exemplarische Bedeutung. Die deutschen expressionistischen Maler, die Architekten der Avantgarde stehen gegen Hitler, ohne Zusammenschluß untereinander; schaffen wir die ideologischen Voraussetzungen, daß sie in die Volksfront treten. Denn der Expressionismus ist erstmalig und großartig Geist unseres 20. Jahrhunderts gewesen. Seine Nachfolge muß und wird mit uns sein. Den Gleichschaltungs- und Annektierungstendenzen der Nazis nachzugeben, wäre politisch, gesellschaftlich, künstlerisch unrichtig. Besetzen wir das Terrain und bauen es an, wir werden damit dem Siege näherrücken.

IM KAMPF UMS FREIE WORT

von

Walter Haenisch

„Das Buch, das in der Welt am ersten verboten zu werden verdiente, wäre ein Katalogus von verbotenen Büchern“,

sagte einst der als Philosoph und Mensch gleich ausgezeichnete, heute einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallene Lichtenberg. Der Kampf gegen diesen Verbotskatalogus geschriebener und ungeschriebener Bücher ist so alt wie die Geschichte des menschlichen Freiheitskampfes überhaupt. Aber Deutschland war auch in der Unterdrückung des freien Worts, die eng zum

Leidensweg deutscher Geisteskultur gehört, „allzeit in der Welt voran“. Schon die „Peinliche Halsgerichtsordnung“ Kaiser Karls V., die berühmte „Carolina“ von 1532, bestimmt in ihrem Artikel 90, daß Verfasser aufrührerischer Bücher

„mit der Pön, in welche sie den Geschmähten durch ihre böse Lästerschrift haben bringen wollen, gestraft werden“.

Fast alle deutschen Städte erließen Verordnungen gegen die revolutionäre Literatur. So heißt es in der Zucht- und Polizeordnung Augsburgs von 1537:

„Hiemit sollen auch ernstlich verboten sein alle verbotnen schmählischen, unverschämten und schandbaren Bücher, Lieder, Gedichte und Schriften, deren keines zu erdenken, dichten, machen, noch die alten zu erneuern, nit zu drucken, schreiben, feilhaben, verkaufen, kaufen, singen, lesen, anschlagen und in keiner Weise an den Tag zu bringen. Bei harter Straf.“

Man sieht, Goebbels ist nicht originell. Aber die „Gleichgeschalteten“ sind es noch weniger. Da liest man in „Attilae Friedrich Frommhols rechtsgründigem Bericht, wie sich ein ehrliebender Skribent, dem die Gewalttat der Verbrennung seiner Bücher angetan wird, zu verhalten habe“, in Thomasius’ „Kleinen deutschen Schriften“:

„Ich halte dafür, es könne ein ehrlicher Mann, dem eine dergleichen Gewalttat widerfährt, seine Tugend nicht besser blicken lassen, als wenn er bei Vernehmung derselben sich im geringsten nicht alterieret, sondern sich sein bißchen Essen und Trinken ja so wohl schmecken läßt als zuvor und so ruhig schläft, als wenn solches nicht geschehen.“

Aber weder Servilität der „ehrliebenden Skribenten“ noch die Scheiterhaufen halfen auf die Dauer. Ein kaiserliches Edikt von 1715 klagt:

„Die tägliche Erfahrung zeigt, daß diesen so oft ergangenen heilsamen Verordnungen und Reichsgeboten an verschiedenen Orten nicht nachgelebet, vielmehr solchen schnurgerade entgegen, hin und wieder dergleichen schmähsüchtige Bücher heimlich gemacht, gedruckt und ausgebreitet, nicht minder aber auch auf öffentlichen Universitäten über das Jus civile et publicum sehr schädliche, des Heiligen Römischen Reiches Gesetzen und Ordnungen anzapfende, verkehrte neuerliche Lehren, Bücher, Thesen und Disputationes angehebt und dadurch viele, so unzulässige als tief schädliche Neuerungen gegen die teutsche Grundveste, folglich Unordnungen im teutschen Reiche eingeführt werden.“

Auch Herr Rust hat also seine Vorläufer im „Geiste“. Über den Vorgang und den Erfolg des Originals der schlechten Kopie vom berliner Opernplatz vom 10. Mai 1933 gibt uns Goethe (der allerdings bekanntlich „jüdisch und freimaurerisch verseucht“ war) in „Dichtung und Wahrheit“, erster Teil, viertes Buch, S. 237 ff. der Ausgabe letzter Hand, 1829, einen hübschen Bericht:

„Wir mußten Zeugen von verschiedenen Exekutionen seyn, und es ist wohl werth zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig gewesen bin. Es war der Verlag eines französischen komischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte wirklich etwas fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen platzten im Feuer, und wurden durch Ofengabeln auseinander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar aufge-

trieben, und es waren nicht wenige, die sich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publicität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.“

Aber dieser Autor konnte sich freuen, daß er ein Franzose und den Griffen mehr oder minder „aufgeklärter“ Despoten nicht erreichbar war. Denn die gingen verdammt unsanft mit ihren „Landeskindern“ um. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der „Soldatenkönig“ mit dem Prügelstock, schreibt in einer Kabinettsordre vom 31. Januar 1727:

„Wir vernehmen höchst mißfällig, und zu Unserm nicht geringen Verdruß, daß eine Zeither allerhand mit atheistischen Prinzipiis angefüllte Bücher in Unsern Landen verkauft, ja wohl gar durch öffentlichen Druck publiciert werden... Gestalt denn diejenigen, so sich des einen oder andern dennoch unterfangen möchten, sobald sie dessen überführt worden, auf ihre ganze Lebenszeit in die Karre gespannt werden sollen.“

Und ergänzend dazu in einem Reskript an die preußischen Landesregierungen vom 20. September 1732:

„... daß keine Bücher, Piecen und Schriften, in welchem Unser und Unserer hohen Alliierten Interesse versieren möchten, bei Vermeidung von 200 Dukaten fiskalischer Strafe gedruckt, debitieret oder publiziert werden sollen, es sey denn, daß dieselben durch verordnete tüchtige Zensores approbieret“.

Mit der Pressefreiheit unter dem „erleuchteten Friedrich dem Einzigen“ war es bekanntlich auch ziemlich faul, wie Mehring vor fast einem halben Jahrhundert in seiner „Lessing-Legende“ ausführlich nachwies. Die berühmten Gazetten, die „nicht generiet“ werden sollten, waren ein fauler Zauber, den sich der König gestattete, um dadurch den ausländischen Mächten „unverantwortlich“ gelegentlich eine Grobheit sagen zu können. (Vergl. Preuß, „Friedrich der Große“. Bd. 3, S. 251.)

Eine recht beschränkte Zensurfreiheit gabs in Preußen nur wenige Jahre nach 1740; schon 1749 wurde die Zensur wieder ganz eingeführt. Friedrich schrieb:

„Es soll zu solcher Zensur ein ganz vernünftiger Mann ausgesucht und bestellt werden, der eben nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles releviert und aufmuetzt.“

Aber diese „vernünftigen Männer“ waren spärlich im aufgeklärten Preußen. So spärlich, daß sogar der alte ehrliche Nicolai, der bei aller seiner Beschränktheit doch ein tüchtiger Kämpfer gegen die Dunkelmännerei war — außerdem ein glühender Verehrer Friedrichs II. — im 7. Band seiner „Reise durch Europa“, eine Zeit der völligen Unterdrückung weissagend, schrieb:

„Wer aufmerksam um sich auf das siehet, was in der Welt vorgehet, wird zu befürchten haben, daß bei aller vermeinten Aufklärung die hier geweißsagte Zeit nicht sehr weit entfernt sein dürfte. Allenthalben trachtet man, Publizität und Freimütigkeit zu unterdrücken, allenthalben sucht man Vernunft zu erniedrigen und dunkle Gefühle und blinden Glauben zu erheben. Die Schwärmerei buhlt, nicht ohne Erfolg, um die Gunst der Großen, und selbst Philosophen erniedrigen sich, sie zu entschuldigen.“

Hat hier Nicolai etwa seinen Heidegger vorgeahnt?

Noch ein Wort zum aufgeklärten Despotismus, der ja bekanntlich den „Anstoß“ zur Schaffung der klassischen deutschen Literatur gegeben haben soll:

„Es finden sich in Publico müßige Leute, die mit Erdichtung und Debitierung falscher und sinistrer Zeitungen sich amüsieren. Jeder wird also wohlmeinend gewarnet, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitung wohlbedächtig zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Täter dadurch herausbringen wird, da ein Jeder seinen Aussager anzu-geben wissen muß, und an dem dergleichen stehen bleibet, solcher wird ohnnachbleiblich nach Maßgabe seines Standes mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvoigtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gestraft werden.“

Ein Rezept gegen Meckerer und Miesmacher vom 30. Juli 1761.

Lessing erklärte Preußen für „das sklavischste Land Europas“; und 1770 schrieb er:

„Hoffentlich bin ich mit der Meinung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von obrigkeitwegen auch aus den triftigsten Gründen verbranntes Buch wiederher-zustellen... Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Nie-mand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es tut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buchs, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidigt haben.“

Aber Lessing war ja auch ein Judenfreund und hat sogar den „Nathan“ ge-schrieben; gehen wir zu Wieland, der unverdächtiger ist. In seinem „Teut-schen Merkur“ vom September 1785 heißt es:

„Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechts. Dieser Freiheit hauptsächlich haben wir den gegenwärtigen Grad von Erleuchtung, Kultur und Verfeinerung, dessen unser Europa sich rühmen kann, zu verdanken. Man raube uns diese Freiheit, so wird das Licht, dessen wir uns jetzt erfreuen, bald wieder ver-schwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit wird uns wieder dem Aberglauben und dem tyrannischen Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die scheußliche Barbarei der finstern Jahrhunderte zurücksinken; wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbre-cher bestraft werden.“

Prophetische Worte!

Als die Revolution in Frankreich ausbrach, und das revolutionäre Fie-ber auch Deutschland zu erfassen drohte, fand die Angst und hemmungs-lose Wut der Herrschenden keine Schranken mehr. Jedes freie Wort wurde unterdrückt, die Presse ärger geknebelt als je zuvor. Fichte, dessen Namen die Faschisten heute mißbrauchen, wurde von seinem Lehrstuhl in Jena ver-trieben.

„Wir können Euch nicht genug Aufmerksamkeit auf alle Schriften empfehlen, die Re-volutionen begünstigen oder Neuerungen in der Regierungsform anpreisen. Was zu einer andern Zeit ganz unschädlich ist und durch kluge Anwendung dem Staat nützlich sein kann, wird gegenwärtig Gift“,

so stammelte der verhurte Frömmler Friedrich Wilhelm II. von Preußen in einer Verordnung vom 31. Januar 1793 an seine Getreuen. Humboldts „Ideen“ verfielen der Zensur; Forster wurde in die Reichsacht erklärt; wer konnte, floh über die Landesgrenzen nach Frankreich, England, Italien und Amerika. Zeigen diese wenigen Streiflichter nicht ein übrigesmal, wessen Erben *wir*, und wessen *jene* sind, die schwarze Listen, Zensur und Scheiterhaufen abermals zum hervorstechenden Merkmal „deutschen Schrifttums“ gemacht haben?

Johann George Adam Forster

1754—1794

„Er wurde in die Reichsacht erklärt und starb im Elend“, heißt es summarisch über den deutschen Revolutionär der französischen Revolutionszeit in der neuen Brockhausausgabe. „Er starb im Elend“ — das hat er von der Ächtung und Ausbürgerung. 100 Dukaten hatte die geschlagene preußische Interventionsgeneralität auf seinen Kopf gesetzt. „Also hundert Dukaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht besser weiß, was so ein Kopf wert ist. Ich gäbe keine sechs Kreuzer für den seinigen. Es ist nicht aller Tage Abend und vielleicht sprechen sich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen“, schrieb Forster aus Paris. Was war denn geschehen? Das feudale System in den Rheinlanden brach widerstandslos zusammen, als die Jakobinerheere die Interventionstruppen im Herbst 1792 vor sich hertrieben. In Mainz und andern rheinischen Städten erhoben sich Bürger und Bauern, erklärten sich frei und errichteten die erste demokratische Republik auf deutschem Boden nach den Grundsätzen der Menschenrechte von 1789. Forster, der in Mainz eine Professur innehatte, entschloß sich, „an seinen Mitbürgern nicht zum Verräter zu werden, als Republikaner zu leben und zu sterben“. Er wurde Mitglied der Gesellschaft der Konstitutionsfreunde und trat in den gewählten Administrationsrat ein, war an der Durchführung der Liquidierung des Feudalismus beteiligt und nahm am Wahlkampf für die Volksvertretung teil. Der drohende Angriff der konterrevolutionären Truppen erforderte das engste Bündnis mit der revolutionären französischen Republik, Forster ging als Abgesandter von Mainz nach Paris und sprach im Konvent. Die konsequente Haltung des bürgerlichen Revolutionärs trug ihm in manchen deutschen Kreisen Verleumdung und Verfolgung ein, Goethe gehörte zu den wenigen, die mit Forster Sympathie empfanden. Später bemühte man sich, Forsters Briefe zu fälschen und es darzustellen, als sei Forster enttäuscht und verzweifelt in der pariser Emigration gestorben (denn der Aufenthalt in Paris wurde nach dem Fall von Mainz zur Emigration). Forster hatte häuslichen, privaten Kummer, aber noch in seinem letzten Brief bekannte er sich zur französischen Revolution. Er gab sehr treffende Urteile über die Girondisten, deren Politik er verwarf, und gehörte zu den Parteigängern der Jakobiner.

Forster hatte als Zehnjähriger seinen Vater auf eine Reise an die Wolga begleitet, der die Lage der deutschen Kolonisten prüfen sollte und sich durch seine wahrheitsgetreuen Berichte die Gunst der Zarin verschertzte. Beide Forsters nahmen an Cooks jahrelanger zweiter Weltumsegelung teil, die bis an die Grenzen des Packeises im Süden führte. Später wurde Forster Professor für Naturgeschichte in Kassel und Wilna, Bibliothekar in Mainz. Mit Alexander von Humboldt, der noch im hohen Alter stolz war, Forsters Schüler gewesen zu sein, unternahm Forster Reisen durch Westdeutschland, Belgien, die Niederlande und Frankreich. Das Produkt der Beobachtungen war das klassische Reisebuch „Ansichten vom Niederrhein“, in dem Forster ein Gesamtbild der Kultur, Wirtschaft und Politik der bereisten Gebiete gab, ein damals erstmalig unternommener, tief wirkender Versuch von großer Bedeutung, Forster lehrte nicht nur, wie man reist, son-

dern was und wie man zu sehen und zu bewerten hat. Unter dem Einfluß der Materialisten des XVIII. Jahrhunderts gelangte Forster zur fortschrittlichen Bewertung der Menschenrassen, zugleich sicherte er sich durch seine geologischen und physikalischen Studien die Einsicht in die gesetzmäßige stetige Veränderung alles Vorhandenen, er begriff von seinen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen her die Notwendigkeit revolutionärer Umwälzung auch in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Er verstand diese Ideen zu popularisieren und wurde einer der Vorläufer des historischen Materialismus, allerdings hat Forster mehr Vorhandenes zusammengefaßt als daß er selbst ein eigenes System entwickelte. Sein Eigen war sein Stil, war seine glänzende Wiedergabe des Gesehenen und Betrachteten, war endlich sein mutiges tätiges aktives Eintreten für die bürgerliche Revolution, ungeachtet aller persönlichen Folgen.

Er wurde geboren zu Nassenhuben bei Danzig am 27. XI. 1754 und starb im Hause der holländischen Kolonie zu Paris am 10. Januar 1794. Sein Grab ist unbekannt.

K. K.

AUS „ANSICHTEN VOM NIEDERRHEIN“

Die Erfahrung lehrt, daß aus Unwissenheit, aus Liebe zum Frieden, aus Trägheit und Gewohnheit, aus Scheu vor den Folgen, aus religiösem Vorurteil unendlich viel geduldet wird. Die Erfahrung lehrt wohl noch mehr. Durch sie werden wir inne, daß, solange die Gebrechen des Staates noch nicht zu einer unheilbaren und dem blödesten Auge sichtlichen Krankheit herangewachsen sind, es ungleich leichter ist, den einmal vorhandenen Umschwung der Staatsmaschine zu erhalten als ihn gänzlich zu hemmen und eine andere Bewegung an seiner Stelle hervorzubringen. Das Geheimnis aller anmaßenden Regenten, auf dessen Untrüglichkeit sie getrost fortsündigen, liegt in dem Erfahrungssatze: daß der Mensch, der einmal ein unveräußerliches Recht aus den Händen gegeben hat, sich unglaublich viel bieten läßt, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte. Er fühlt sich ohnmächtig gegen die herrschende Gewalt: wo er hinblickt, sieht er seine Brüder erniedrigt wie sich selbst, durch Vorurteil und Sklavenfurcht und Anhänglichkeit an das Leben vielleicht schon außerstande, zu ihrer Befreiung zu wirken: endlich sinkt er selbst in seiner eigenen Achtung durch die Verleugnung seines Verstandes oder er zweifelt, daß eigene Empfindung und Einsicht ihn richtig leiten. wenn er einsam dasteht und niemand auf seinem Wege erblickt, der ihn versteht. Die weit aussehende Verschmitztheit der gewöhnlichen Despoten läuft also darauf hinaus, der Vernunft des Volkes gerade nur so viel Spielraum zu lassen als zur Beförderung *ihrer* selbstsüchtigen Genusses nötig scheint, übrigens aber sie mit Nebel zu umhüllen, durch furchtbare Drohungen ihr Schranken zu setzen, durch Zeitvertreib sie zu zerstreuen und durch allerlei Gespenster sie in Schrecken zu jagen.

Diese armselige Politik treibt ihr inkonsequentes Spiel, solange es gehen

will; glücklich, wenn sie das Wesentliche von dem Unbedeutenden abzusondern versteht und das Volk nicht bloß zu amüsieren sondern auch zu füttern weiß. Im entgegengesetzten Falle wird doch zuletzt der Druck unerträglich: er bringt den Grad von schmerzhafter Empfindung hervor, welcher selbst das Leben wagen lehrt, um nur des Schmerzes los zu werden; und wenn dann alle Gemüter reif und reizbar sind, so bedarf es nur eines Menschen, der im Palais Royal zu Paris auf einen Schemel stieg und dem Volke zurief: „Ihr Herren, ich weiß, man hängt mich auf; aber ich wage meinen Hals und sage Euch: greift zu den Waffen!“

Du wirst also wissen, woran du dich zu halten hast, wenn die Zeitungen, wie gewöhnlich, von einem schrecklichen Blutbade schreiben und die politischen Kannengießer von Verwirrung und Anarchie sprudeln werden. Es ist der Mühe nicht wert, die Armseligkeit zu widerlegen, womit einige verworfene Schriftsteller unter uns die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution notwendig mit sich bringen mußte, als Enormitäten der ersten Größe und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemüht sind, indes sie den systematischen Mord von Tausenden durch den Ehrgeiz kriegsführender Despoten und die langsame Vergiftung der Freuden von Hunderttausenden durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten oder wohl gar als ruhmvolle Taten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluch der gegenwärtigen und kommenden Generationen zu sichern hoffen.

Man respektiert in republikanischen Verfassungen den individuellen Charakter der Menschen und ihr freies Beginnen, anstatt mit dem Despotismus von dem falschen Grundsatz auszugehen, daß die Menschen nur für den Staat geschaffen und als Räder in der Maschine anzusehen sind, die ein einziger bewegt. Daher ist dort dem Staate selbst die Muße der Beamten heilig, während man in Despotien so viele traurige Beispiele sieht, daß sie ohne Rast mit Aufopferung ihrer Individualität, ihrer Nachtruhe und ihrer Gesundheit das schwere Joch der Staatsgeschäfte tragen und als bloße Werkzeuge ihren Verstand, ihr Herz und ihren Willen verleugnen müssen.

Es sei die Bewegung, die einmal entstanden ist, auch noch so schwach, so ist sie doch durch keine Macht mehr vertilgbar. Vom Druck erhalten Parteien ... ihre Spannkraft; der Widerstand erhärtet ihren Sinn, die Absonderung gibt ihnen Einseitigkeit und Strenge. Mißhandlung macht sie ehrwürdig; ihre Standhaftigkeit im Leiden flößt Enthusiasmus für sie ein; ihre Kräfte, extensiver Wirksamkeit beraubt, wirken in ihnen selbst subjektive romantische Tugend. Alsdann bricht ihr Feuer unaufhaltsam hervor und verzehrt alles, was sich ihm widersetzt. Die Revolutionen, welche gewaltvoller Druck veranlaßt, sind heftige, schnelle, von Grund aus umwälzende Krämpfe wie in der äußeren Natur so im Menschen. Es ist unmöglich, dem Zeitpunkt einer solchen Veränderung zu entgehen.

AUS BRIEFEN

In der Welt kann nie von absoluter Vollkommenheit die Rede sein: es wird nie zu erwarten sein, daß Menschen anders als menschlich handeln; wenn aber die Sachen mit einer gewissen Form auf das Äußerste gekommen sind, wenn Mißbrauch, Verderbnis, Infamie, Charakterlosigkeit, kurz die völlige Unsittlichkeit, alles durch diese Form zerrütten, so darf man um der paar Unvollkommenheiten willen, die man an der neuen, jener nachfolgenden Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abscheulichkeit wünschen. Über hundert Jahre oder in zweihundert Jahren oder es sei auch früher, werden sich die Unvollkommenheiten der neuen französischen Staatsreform zu Mißbräuchen der ersten Größe erheben — wenn sie nicht zuvor abgeschafft werden. Aber bis es dahin kommt, haben die guten Einrichtungen offenbar das Übergewicht, und wenn das Böse an den Tag kommt, und wirklich eine ebenso arge Zerrüttung droht als der seitherige Despotismus, und Aristokratismus, wem wird es zuzuschreiben sein als der bitteren Notwendigkeit, dem unvermeidlichen Gesetz der Natur, vermöge dessen es unmöglich ist, ohne in andere Extreme zu gehen, die Wirkung eines Extrems aufzuheben? Kein Fehler, kein Irrtum, kein Mißbrauch ist, dessen die Nationalversammlung beschuldigt werden kann, wovon nicht der Fluch auf den vorhergehenden Despotismus zurückfällt . . . Es ist erbärmlich, wenn die Leute sich wirklich einbilden, man spiele nur Freiheitskomödie in Frankreich. Diese Komödie wird so gut gespielt, daß der Bauer durch das ganze Frankreich von der baren Hälfte seiner Lasten befreit ist. Darum fühlt er sich, darum ist er glücklicher als zuvor. Er kann sich satt essen, er kann sich kleiden, das konnte er nicht unter dem Harpyenregimente. 12. 7. 1791.

Ich kann gern zugeben, daß keine Partei in Frankreich, sie heiße, wie sie wolle, fehlerfrei handelt — denn es sind Parteien, und sie müssen heftig aneinander geraten, alles ist ein gespannter, leidenschaftlicher Zustand. Einer Partei mehr Schuld geben als der andern, heißt also gegen sie Partei ergreifen. Wenn das nun so ist, und nicht anders sein kann, so bekenne ich gern, daß ich allemal lieber für als wider die Jakobiner bin, man mag gegen sie toben, wie man will. Ohne sie wäre offenbar die Gegenrevolution in Paris schon ausgebrochen und mit dieser die Zurückbringung des Zustandes von 1789. Nicht sie, sondern die Königin spielt Österreich und Preußen alles in die Hände. Soll nicht alles verloren gehen, was man bisher errungen glaubte, so müssen sie durchaus so handeln wie sie tun. 5. 6. 1792

Es ist besser frei sein, oder nennen wirs nach Freiheit streben als elend nach Brot betteln bei einem Despoten; mehr war es doch nicht, was den Ausschlag gab und geben mußte . . . Sagen, daß der Nationalkonvent den Ty-

rannen (Ludwig XVI.) nicht richten konnte, ist Sophisterei. Gerade dazu war er ernannt und abgeordnet. Das liegt so klar in seiner Vollmacht, daß sie nicht zu bezweifeln ist. Ludwigs Tod war eine Sicherheitsmaßregel; Ludwigs Tod mußte nicht nach Gesetzbüchern, sondern nach dem Naturrecht geschehen. Ein Tyrann, ein König beleidigt die ersten Grundbegriffe des bürgerlichen Vertrags; ehe man nachsagen kann, es gibt eine Gesellschaft, es gibt ein gemeinschaftliches Band der Gesellschaften, es gibt Gesetze, denen sich die Gesellschaft verpflichtet, muß derjenige gerichtet sein, der sich mehr Rechte als die andern anmaßt und seine Mitmenschen auf irgendeinem Wege in Untertanen umschaffen will. Übrigens hat der elende Mensch am 21. Dezember ein Testament verfertigt, worin er sich König von Frankreich nennt, die Hoffnung äußert, daß sein Sohn nach ihm regieren werde, und ihm die Emigrierten bestens empfiehlt. Das — seit die Nation sich einstimmig als Republik konstituiert, seitdem die Königswürde abgeschafft und von ihrer Wiedereinführung zu reden bei Todesstrafe verboten ist! 28. 1. 1793

Ich bin jetzt während der Volkswahlen auf dem Lande, um sie zu betreiben; überall hatten die Aristokraten und Fürstenknechte uns Widerstand bereitet. Hier in Grünstadt waren die Grafen von Leiningen sogar geblieben, um meine Operation zu vereiteln. Ich forderte sie mit allen ihren Beamten auf, Frankenbürger zu werden. Sie protestierten, kabalierten, hetzten Bürger und Bauern auf; einer meiner Soldaten ward überfallen und verwundet. Ich forderte mehr Mannschaft, und in dem Augenblick, wo sie eintraf, nahm ich Besitz von beiden Schlössern und setzte den Grafen gefangen. Heute habe ich sie unter Bedeckung nach Landau geschickt. 27. 2. 1793

Wer sich hier jedem Wind überlassen wollte, müßte längst vor Angst gestorben sein. Ich weiß nicht, wie man in einer Krise so sein kann. Man hat nun einmal Partei ergriffen, man hat alles, Gut und Blut aufs Spiel gesetzt, nun spielt man das Spiel, gewinnt oder verliert. Soll man denn nur mit dem Munde für Grundsätze sterben und nicht auch mit der Tat? 5. 4. 1793

Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit der Revolution im großen Kreise menschlicher Schicksale, glaube, daß sie nicht nur sich ereignen mußte, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwicklung, dem Ideen-gang eine neue Richtung geben wird. 11. 5. 1793

Einzelne Menschen werden in dem gewaltigen Kampfe wie nichts geachtet werden, aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit siegen. Schon jetzt ist es hier entschieden, niemandes Tod und Hinrichtung macht mehr Aufsehen, weil er so hieß und so titulierte wurde oder solchen Rang hatte, und das ist der rechte Punkt. Ist die Gerechtigkeit

nicht darum blind, weil diese Unterschiede hier nicht kenntlich sein sollen! Alle Menschen sind ihr Menschen: schuldig, nicht schuldig, darüber hat sie zu erkennen. Die Könige mögen wehklagen, wenn ihre Unverletzbarkeit in der Person eines Capet angetastet wird, aber ihre Klagen werden nicht mehr gehört. Ich glaube über diesen Punkt . . . sind wir hinweg. Allerdings kann, muß sogar die Geringachtung des Einzelnen zu weit getrieben werden; wer könnte es anders erwarten?

30. 9. 1793

Die Verachtung des Geldes, des Reichtums, der Habe ist nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche selbst ist davon angesteckt, der Reichtum, den er nicht mehr genießen kann, ist fast wie gar keiner, sein Wert ist hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, sie entehren ihn. Ich muß essen, wohnen, mich kleiden wie ein Sansculotte, was darüber ist, ist tot und unbrauchbar. Mögen sie es hinnehmen, ja ich will es *hingeben*; so habe ich Ehre und guten Namen davon und das ist ein Schild in dieser Zeit, der mehr wert ist als die toten Batzen . . . Oelsner meint, die Republik wäre nun mit Brissot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das ist sie nicht. Liebster Himmel, wenn sie nicht zehn Generationen solcher Kerle wie die jetzigen aushielte, ehe sie zugrunde ginge, möchte der Teufel Republikaner sein. Oelsners Gesichtspunkt ist gerade deswegen so eng, weil ihm die Menschen so viel sind. Das gestattet nun einmal der jetzige Gang nicht, so traurig es für den Menschenfreund ist. Aber was ist zu tun? Die Hände über den Kopf zusammenschlagen und schreien: es ist alles verloren! und dann doch, wie wenn die Frau gestorben ist, sich vom Schreck erholen und wieder auf die Brautwerbung ausgehen? Da ist es besser, gleich vom Anfang sich so zu stellen, daß eine Handvoll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde.

15. 11. 1793

Wenige sind so voll von ihrer Idee, daß sie das Leben dafür lassen. Wer das nicht kann, dem verzeihe ich ungern.

15. 11. 1793

Wir haben überall ganz löwenmäßig gesiegt; die frankfurter Aufforderung ist ahnungsvoll gewesen. Ich bin neugierig zu erfahren, wie sich der öffentliche Geist jenseits des Rheins äußern wird, nun die Wahrheit der Nachrichten unbezweifelt ist.

(Aus dem letzten Brief) 4. 1. 1794

HANS TOMBROCK, EIN DEUTSCHER MALERVAGABUND

von
Gregor Gog

Die Straße ist ein Meister
mit Hammer, Stichel und Stein.
Sie grub in meine Visage
die ganze große Blamage
bewundernswert hinein.

J. Mihály

„Seit fünf Jahren Vagabund. Fünf Jahre Herberge, Asyl, Schweinestall, Heuboden als Nachtquartier. Meine Mutter ist die Landstraße, Mutter und Freundin zugleich. Mein Freund ist der Zufall, mein Vater die Not. Die Sonne ist meine Schwester; Bruder ist mir jeder geschundene Mensch. Der Hunger aber ist mein ständiger Gefährte, und Gefährtin ist die Sorge. Auch eine Geliebte habe ich: die Kunst...“

Auch einer aus der großen Hungerarmee. Der so schreibt, heißt *Hans Tombrock*. Geboren am 21. Juli 1895 in Bennighofen bei Hörde in Westfalen. Er ist das sechzehnte Kind einer katholischen Arbeiterfamilie. Der Vater war Bergmann, die Mutter, 84 Jahre alt, lebt noch: „Sie ist eine kleine, abgearbeitete, von Sorgen und Not gekrümmte Proletarierfrau.“

Tombrocks Kindheit verlief ungebunden bei Margarinestullen, Bohnen, Linsen und Bratkartoffeln. „Am Sonntag gabs Pferdefleisch oder welches vom Rind.“ In der Schule schimpft ihn der Lehrer „Hering“; so schwächig und unterernährt ist der Junge.

Nach der Schulzeit kommt er zu einem Anstreicher in die Lehre, weil er „so schön Männchen malen konnte“. Da ist er acht Tage, dann läuft er fort. Nun muß er auf der Zeche, übertag, Kohlenwagen schieben, Holzstempel schleppen, an der Kippe mithelfen.

Mit sechzehn Jahren geht in die Grube. Pferdejunge, Schlepper, Gehilfe des Reparaturbauers, bei dauernder Nachtschicht. Ab und zu brennt er auch mal durch.

Nach Hamburg: „Die Schiffe lockten, die Ferne rief, das Abenteuer winkte.“ Aber es ist nichts mit Ferne und Abenteuer. Die Not nimmt ihn beim Schlafittchen und zwirbelt ihn in den Straßengraben.

Mit achtzehn Jahren macht er als Schiffsjunge eine Reise nach Amerika. Dann liegt er im Schützengraben, bei der Marinedivision in Flandern, „mit Gott für Kaiser und Vaterland“. Das Vaterland war „in Gefahr“ — neunzehn-jährig meldete er sich freiwillig: „Was wußten wir jungen Menschen damals über jene, die uns in den Krieg hetzten und für ihre Zwecke mißbrauchten? Krieg... das wäre Heldentum und Gottesdienst, sagten sie...“ Sein Freund

wird vor seinen Augen von einer Granate in Stücke zerrissen, ein anderer rennt auf über den Knien abgeschossenen blutigen Beinstumpfen übers Feld, klettert über eine Wehr und bleibt im Stacheldraht hängen.

Vier Jahre Front! Tombrocks Urteil: „Ich war vier Jahre lang kaiserlicher Mörder!“

Zuletzt desertiert er. Er wird eingefangen und festgesetzt. Da bricht die Revolution aus.

Die Jugend, die aus dem Irrsinn des Krieges zurückkehrte, war angefüllt mit einem dumpfen, tierischen Haß gegen die Gesellschaft. Und wenn alles auch im Unklaren schwamm und verschwamm, das Gestern, Heute und Morgen — eins wußten wir jungen Menschen mit Bestimmtheit: nie war eine Jugend so betrogen und vergiftet worden. Wir waren bereit, noch einmal alles dranzugeben und mitzuhelfen, die Gesellschaft von Grund aus umzukrempeln. Aber wie? Das hat auch Tombrock damals gefragt, wie so viele.

Tombrock war nirgends organisiert. Gefühlsmäßig war das Wissen schon in ihm, wohin er gehört: „Zur Arbeiterklasse selbstverständlich. Das war aber auch alles...“ Er ist eine Zeitlang Redner. Beim Kapp-Putsch kämpfte er auf Seiten der Arbeiter. Dennoch blieb er ein Außenseiter.

Zwei Jahre Gefängnis wegen Teilnahme an den Kämpfen der Arbeiter im Ruhrgebiet. Und dann: „Seit fünf Jahren Vagabund... Herberge, Asyl, Schweinestall...“ Weiter heißt es in seinen biographischen Notizen: „Ich bin der Sonne zu nahe, brenne, brodle, ersticke im Chaos meiner Gedanken...“ An einer anderen Stelle: „Bettel, Hunger! Hunger! Demütigungen aller Art... Krätze, Läuse! Ohne Freunde! Meine Freunde — ‚Verbrecher‘ und Huren... Die Not wird größer! Ich verbrenne an meinem und an dem Elend um mich herum, Greise hungern! Frauen hungern! Kinder hungern!... Greife zum Stift, zu Papier. Zeichne auf, was ich sehe, was ich erlebe...“

Im Jahr 1928 kam Tombrock zu mir. Seine ganze Ausrüstung bestand in einer abgetragenen, dünnen Mappe, in der einige Zeichnungen lagen. Darunter befand sich jene Pastellzeichnung, die als Titelzeichnung für die Mappe „Vagabunden“, welche im gleichen Jahr erschien, Verwendung fand.

Der dargestellte Vorgang ist äußerst lapidar und die Zeichnung selbst primitiv. Zwei Landstreicher auf der Straße nach Würzburg. Der eine mag ein moderner Don Quichotte, der andere sein Sancho Pansa sein. Beide Gestalten von einer äußeren Bewegtheit, die zum Lachen reizt, denn der Kraftaufwand der zwei — das springt in die Augen — steht in gar keinem Verhältnis zu ihrem Leben als Landstreicher. Man möchte ihnen zurufen: Was erwartet ihr denn Großes in Würzburg, daß ihr so rennt?

Das war klar: wenn hier ein Künstler sich ankündigte, dann einer von durchaus persönlicher und herausfordernder Eigenart.

Als Tombrock wieder auf die Landstraße ging, war er sich seiner Aufgabe bewußt. Das aber war die Aufgabe: die grauenhaften Leiden und das furchtbare Schicksal der Armen, Ausgepowerten, Unterdrückten, als Menschen in der Hölle leben zu müssen, die Mächte, die diese Hölle schaffen und

gutheißen — das alles in den scharfen Spiegel der Kunst einzufangen, und die Menschen, ob es ihnen gefällt oder nicht, in diesen Spiegel hineinblicken zu lassen; die guten Willens sind, dadurch aufzurütteln und sich selber näher zu bringen; in den Schwachen das Gefühl und den Drang nach innerer und äußerer Freiheit zu wecken und die Starken zur Hilfe für die Schwachen aufzurufen.

Der Künstler kann aber auch den Ausweg weisen, der zu Freiheit, Würde und Glück der Erdenkinder führt. Er kann die Notwendigkeit und den Sinn des Kampfes um Freiheit und Glück offenbar machen. Er kann das wachgewordene Verlangen der Erniedrigten und Gequälten nach einem anderen, besseren, gütigeren Leben in das helle Licht des Bewußtseins heben, zu glühendem Willen und zu heißer Empörung entfachen. Und er vermag der Empörung Nahrung und dem Kampf Kraft zu verleihen.

Das ist die ganze Aufgabe.

Das wurde mehr und mehr auch Sinn und Ziel der Vagabunden-Organisation. Tombrock entschied sich, wie es seinem Leben auf der Landstraße und seinem Temperament gemäß war, für den ersten Teil der Aufgabe, der mitnichten eine „negative“ Aufgabe an sich zu sein braucht.

Die Blätter zur Mappe „*Vagabunden*“ entstanden, mit fliegenden Strichen in wenigen Wochen aufgezeichnet. Die Kritik schrieb zu den Blättern:

„Tombrock, ein anderer George Grosz, der der Landstraße, ist ein Kerl, der Komik mit Tragik mischt und die Tragödie zur Farce werden läßt.“

Der Vergleich mit Grosz ist nur bedingt richtig. Grosz war damals auf der Höhe seiner zeichnerischen Kunst angelangt, während Tombrock gerade anfang, „tombrockisch zu stammeln“, wie wir es nannten. Freilich hat ein tief aus dem Menschen kommendes Gestammel oft eine größere Wirkung als ein ausgezeichnete künstlerischer Vortrag. (Ohne daß ein Stammeln damit schon zur Kunst würde — es kann ihr Anfang sein.)

Da hetzt so ein Mensch über die Landstraßen — „den Hunger im Magen, das Elend im Nacken“. Jeden Abend Asyl oder Herberge.

Ellbogen an Ellbogen mit den anderen sitzt er dann am Tisch und zeichnet. Hinter ihm ein erregtes, dampfendes Knäuel von Kumpels: „Zeig ihnen nur richtig unsre Fratzen, Kumpel... Immer druff! 's Kotzen müssen sie kriegen, die Fettsäcke...!“

Tombrock ist suggestiv; die Vorgänge, die er darstellt, die Gestalten, die er zeichnet, sind von einer vibrierenden Bewegtheit. Er packt und überzeugt in dem, was er sagen will, durch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Selbst erregt und leidenschaftlich, überträgt er seine Erregung auf den Beschauer. Die Kritik übersah zuerst ganz die zeichnerischen Mängel der Blätter.

Die Künstlergruppe der „Bruderschaft“ formiert sich: Tombrock, Bönnighausen, Betermann. Später gehören der Gruppe noch weitere an: E. Hübschmann-Engelhardt, Joseph Mahler, Hans Kreutzberger u. a.

Tombrock arbeitet wie im Fieber. Alles in ihm ist in Aufruhr. Jetzt, wo er ein Zimmer hat, will er natürlich mit dem Pinsel und mit Ölfarben arbeiten. Da uns aber einfach das Geld für die vielen Farben fehlte, kommt



„Elisabeth“, Porträtstudie 1935

eine Art von Bildern zustande, die wir Öl- oder Pinselzeichnungen nannten: mehr getönte farbige Konturzeichnungen als malerischer Vortrag.

Aber das ist ja auch die gegebene Art von Malkunst für Vagabunden! Der eigentliche malerische Vortrag — das Ölbild — verlangt Seßhaftigkeit, zumindest die Möglichkeit, längere Zeit an einem Ort zu arbeiten. Dem vagabundierenden Künstler eignet mehr die Kunst der Feststellung: die Reportagekunst. Wenn einer neben Egon Erwin Kisch die Bezeichnung „Rasender Reporter“ im Sinn des Wortes für die bildende Kunst verdient, so ist es Hans Tombrock. Wir möchten nur hoffen und ihm wünschen, daß sein Weg ebenso gerade und konsequent verlaufen möge, wie der von Kisch. Vorerst freilich „rast“ Tombrock wirklich noch.

Die Leinwand (oder der Karton) ist gerade eben roh grundiert, und schon geht er, mit einer geradezu wütenden Leidenschaft, sofort mit dem Malpinsel darauf los: ein säbelschwingender Soldat in einem anderen Flandern — nichts als das Ziel im Auge.

Die Früchte dieses Kampfes — eine Folge von Ölzeichnungen: „*Du sollst nicht töten!*“, „*Müde Menschen*“, „*Zug der Heimatlosen*“, „*Penner*“, „*Sonnenbrüder*“, „*Eulenspiegel*“ u. a. Sie werden auf der ersten Kunstausstellung der Vagabunden im Mai 1929 gezeigt und begründen Tombrocks frühen Ruhm als eines „Künders vom Elend und Ethos der Landstraße.“

Als Künstler erfüllt Tombrock Albrecht Dürers Forderung an die Künstler, „inwendig voller Figur“ zu sein. Jenes Bild, auf dem er mit den sparsamsten Mitteln der Farbgebung den „*Zug der Heimatlosen*“ auf der endlosen Landstraße zu gespenstischer Größe wachsen läßt, ist eine erschütternde Vision des Todes, ein anderer „*Totentanz*“.

Daß fast alle Gestalten seiner Kunst in dieser und auch der späteren Zeit seltsam phantastisch sind, hängt mit der Phantastik der Landstraße zusammen. Gibt es an sich etwas Phantastischeres als die Tatsache, daß da in den kapitalistischen Ländern tagein, tagaus, jahrein und jahraus Millionen meist junger (im Anfang gesunde) Menschen über die Straßen ziehen, von allem entblößt, mißachtet und gemieden, von Hunden und Gendarmen gehetzt? Menschen, deren einzige Schuld darin besteht, daß sie keine Arbeit haben! Menschen, die, „wie man Kehricht aus den Häusern fegt“ (Maxim Gorki), auf die Straße gefegt wurden! Nein, etwas Phantastischeres und Seltsameres gibt es nicht. Am Rande der Gesellschaft, ja am Rande der Menschheit leben diese Menschen wie Schemen, wie Lemuren.

Tombrock, der Maler-Vagabund, hebt diese schemen- und lemurenhaften Gestalten aus der Einzelercheinung des Persönlichen in das unpersönlich Allgemeine und Bedeutsame seiner Kunst. Wo auch nur ein Strahl von Schönheit und Freude in dieses Leben in der Tiefe dringt, wird er liebevoll aufgefangen und gezeigt. Ich kenne eine ganze Anzahl Tombrockscher Blätter, die einfach schön sind, besonders da, wo seine Menschen in Verbindung mit der Landschaft dargestellt werden, und überhaupt seine Landschaften.

1931/32 und ein Teil der Jahre 1932/33 ist Tombrock in Dortmund, bewohnt ein Zimmer; die Frau ist mit einem Kind niedergekommen. Das macht

ihn für eine Weile halbseßhaft. So hat er jetzt wieder mehr Zeit zu konzentrierter Arbeit. Er ist bewußter, besinnlicher geworden. Eine Anzahl Ausstellungen (in Berlin, Hamburg, Düsseldorf, Dortmund und anderen Städten) haben ihm Erfolg gebracht. Eine nicht unbeträchtliche Zahl seiner Arbeiten wurde von städtischen Galerien angekauft. Das hat ihn nicht weiter beirrt, nur die jähe, heftige draufgängerische Leidenschaftlichkeit in ihm ist — ohne Schmälierung der sinnlichen Glut der Gefühle — einem mehr ruhigeren Bewußtsein der Kraft gewichen.

Tombrocks Arbeitsfähigkeit ist erstaunlich. Es ist unmöglich, alle seine Arbeiten aufzuzählen. Tausende und abertausende seiner Blätter haben in aller Welt ein Zuhause gefunden, während er schon wieder (oder soll man sagen: noch immer?) unterwegs ist . . .

Nach Ausbruch der faschistischen Raserei in Deutschland entkommt er mit Frau und Kind über die Grenze; das Kind, ein Knabe, ist wenig mehr als zwei Jahre alt.

Nun beginnt erst recht die Hetzjagd. Der Gasthaustisch wird zu Arbeitstisch und Staffelei. Bisher hat er — trotz allem — gedacht, er renne *der Freiheit nach*, nichts als der Freiheit; jetzt weiß er, daß er, ebenso wie die hunderttausende, *dem Hunger davonläuft*.

Wandertrieb ist Hungertrieb — wie ungeheuer schwer für den in der Jugend katholisch Erzogenen, die einfache Wahrheit zu finden. Oder wiederzufinden. Wie schwer für einen solchen Menschen, die eindeutig klare, reale Tatsachenwelt zu erkennen und sie sich, Stück für Stück, zu erobern. Da ist er, der 38jährige, nun richtig zwischen die Fronten geraten. Die einzige Organisation, der er mit ganzer Kraft angehörte, die „Bruderschaft der Vagabunden“, ist nicht mehr. Allein ist er wieder. „Diese Hölle ist ohne Grund . . .“

Und nun ist er zwischen die Fronten geraten, Brücke und Weg, die ihn, den Vagabunden, mit seiner Klasse verbunden haben, sind vernichtet. Ein einzelner Schwimmer — nicht Wrackstück, nein, das noch nicht — ist er im Meer der Gesellschaft, wie vordem. Wird er das rettende Ufer erreichen?

Drei Jahre später schrieb er rückblickend auf diese Zeit:

„In der großen Front stehe ich. Ich möchte aber bei einer Sturmtruppe sein. Die Grauenhaftigkeit des offenen und versteckten Kampfes der Faschisten ist ohne Beispiel und muß jedem von uns sogenannten Künstlern die Realität der Dinge tatsächlich begreifen lassen. Ich habe begriffen und handle danach.“

Im Februar 1934 treffen wir uns in der Schweiz. Er ist krank. Abgemagert und nervös, der Blick der Augen wie glühende Kohlen. Nur seine Arbeitswut ist die gleiche wie früher. Die Landstraße liegt hinter ihm wie ein Spuk — aber der Spuk geistert fort in ihm. Der Fluch der Emigration, für viele das ständige dumpfe, unsäglich qualvolle Gefühl der Isolierung, hat ihn, den nirgends Beheimateten, in ein Zwischenreich von realer Wirklichkeit und Phantasie geschleudert. So pendelt er hin und her zwischen zwei Polen, welche die Pole zweier Welten sind: der Welt des idealistischen Scheins und der realen Welt des Seins. Es ist die Krisis eines von Grund auf sich Wandelnden.



„Eu-
len-
spie-
gel“
1937



„Don
Qui-
chot-
te“
1935

Was der Künstler Tombrock, aus dem Gefühlsquell schöpfend, noch kein Jahr zuvor in seinem „*Knaben Eulenspiegel*“ gestaltet hat, drängt nunmehr zu Bewußtsein. Der sich abspielende Kampf in ihm ist, wie ehemals, problematisch und schwer, voller Irrungen und Fehler.

Wir hatten uns länger als ein Jahr nicht gesehen. Er war eben aus Spanien gekommen und weiter her von Santa Cruz-Teneriffa, dahin er gefahren war, um die schmerzende Brust zu heilen.

Den Eindruck, den seine neuen Arbeiten auf mich machten, ergänzt durch unsere Gespräche und Diskussionen, habe ich oben versucht wiederzugeben. Und dennoch ist an diesen Arbeiten auch etwas Positives. Inhaltlich meistens zwar belanglos (einer der vielen Frauenköpfe trägt bezeichnenderweise den Namen „Frauenkopf No. 1309“) sind diese Skizzen und Zeichnungen für Tombrocks handwerklichen Entwicklungsweg von Interesse.

In diesen Zeichnungen beginnt Tombrock die Depression des ersten Emigrationsjahres von sich abzuschütteln und — schon nicht mehr „stammelnd“ — auf die Ereignisse der Zeit zu reagieren. Sie sind das Präludium zu dem später folgenden Zyklus: „*Das Gesicht des Faschismus*“.

Dort indessen, wo er sich rein anschauend verhält zu Natur und Landschaft, sind die Farben seiner Aquarelle und Pastellzeichnungen noch um einige Grade intensiver, leuchtender geworden, inbrünstig wie die Farben van Goghs und wie für diesen: Schutz und Panzer gegen die bluttriefenden Gemeinheiten, den Wahnsinn dieser Welt. Wie eine letzte — ach, wie hilflose — Beschwörung der Mächte des Irrsinns, die Deutschland in die tiefste Nacht gerissen haben, mutet jene Bleistiftzeichnung an, unter der die Worte stehen: „*Pst — Kind schläft!*“ (Auf der Zeichnung das Datum: 14. 6. 1933.)

Drei Jahre später. Tombrocks Briefe tragen die Poststempel: Rotterdam, Kopenhagen, Stockholm, Helsingfors, Warschau, Prag, Genf, Barcelona, Las Palmas.

Vor mir liegt ein Zirkular der spanischen Kunstzeitschrift „*Bella Artes*“, in dem eine zweite Tombrock-Ausstellung für November 1934, und zwar in Teneriffa, angekündigt wird. Einige zwanzig Arbeiten werden genannt, darunter: „*Arbeiter mit Enkel*“, „*Es gibt Essen*“, „*Seuche*“, „*Mörder*“, „*Krieg*“, „*Ewiger Jude*“.

In Spanien ist Tombrock in den Jahren 1934/35 zu verschiedenen Malen, hier, in der Heimat Cervantes', begegnet er dem Ritter von der traurigen Gestalt. Dieser verzauberte Hidalgo, der vor 300 Jahren auszog, eine längst gestorbene Welt zu retten, und am Ende fand:

„Sachte, ihr Herren, in den Nestern vom vorigen Jahr muß man heuer keine Vögel suchen. Ich bin ein Narr gewesen, aber jetzt bin ich bei Verstande...“

dieser endlich Entzauberte ist für das spanische Volk der zeitnahe Spiegel. Aus all dem Gehörten und Gesehenen (und nicht zuletzt, weil er selbst den donquichottischen Weg der Entzauberung gegangen ist) sind Tombrocks drei Fassungen des „*Don Quichotte*“ entstanden.

Tombrocks Weg als Künstler wie als Mensch durch nahezu zehn Jahre ist

der — wie er es nennt — „mehr verwirrte als weite“ Weg eines landstreichenden, heimatlosen, mehr oder minder subjektiven Idealisten zum Realisten. Heute weiß er, daß diese faule, infernalische Welt des Kapitalismus und Faschismus nicht verbessert werden kann, sondern von Grund auf verändert werden muß.

„Noch ist mir vieles verschwommen, abstrakt; ich bin noch in der Entwicklung . . . mir ist, als wenn ich bisher körperlich blind gewesen wäre und alles vorher nur ertastet hätte, richtig und doch nicht richtig.“

Zu den Ereignissen in Spanien schreibt er: „Mir steht das Herz fast still, aber ich weiß, man muß jetzt richtig denken können und eine Schlußfolgerung ziehen: daß es für uns von den Faschisten kein Erbarmen gibt, und daß wir uns unserer selbst erbarmen müssen durch einen erbarmungslosen Kampf gegen diese Todfeinde der Menschheit!“

Zeichenstift und Pinsel genügen ihm nicht, seinen Haß und Abscheu gegen die faschistische Raserei und Tobsucht auszudrücken. In der antifaschistischen Presse erscheinen von ihm geschriebene und illustrierte Artikel. Diese Illustrationen, zusammen mit größeren, in drei Jahren entstandenen Arbeiten, nennt er: „*Das Gesicht des Faschismus*“, „*Mord an vier jungen Kommunisten in Köln*“, „*Edgar André*“.

In einem Bericht an den Freund heißt es: „Als die Nachricht von der Hinrichtung Edgar Andrés kam, habe ich den abgeschlagenen Kopf Andrés gezeichnet, übergroß, alle an ihm und allen verübte Greuel darin — mit Andrés Namen drohend durch das Bild . . . Diese Hinrichtung traf mich so tief, daß ich einige Tage starkes Fieber hatte und schreckliche Herzschmerzen . . .“

Jetzt ist Tombrock in Schweden. Nun heißt es nicht mehr: „Ich bin der Sonne zu nahe, brenne, brodle, koche über“ usw., sondern: „Ich bin den Dingen näher. Ja, ich versuche also wirklich, real zu empfinden und gegenständlich zu arbeiten. Es ist doch gut, irgendwie lange festzusitzen.“

Und so sind wir denn mittendrin in Tombrocks jüngster Schaffensperiode. Zum leidenschaftlichen starken, bisher wenig oder gar nicht gebändigten Gefühl hat sich der ruhig kontrollierende Verstand gesellt. Tombrocks Phantasie gibt sich nunmehr „an die Realitäten des Lebens hin.“ Darum, weil er, der heimatlose, entwurzelte Vagabund, beginnt oder, richtiger, schon begonnen hat, im fruchtbaren Nährboden der Wirklichkeit (die ein zum erstenmal gefundenes Zuhause umgibt und von hier aus sich zur Wirklichkeit überhaupt weitet) Wurzeln zu schlagen. Darum ist er nicht mehr „blind“, nicht, wo er liebt, und nicht, wo er haßt. Und den Dingen näher. „Die Sonne“ — des Bewußtseins kann man sagen — verbrennt ihn nicht mehr wie früher. Dadurch hat sie ihm recht eigentlich den Weg verdunkelt. Jetzt leuchtet sie ihm auf den Weg voran. Wie sollte das nicht ein glückhafter Zustand sein!

Der eigentliche Durchbruch geschah im letzten Viertel des Jahres 1936.

Das „Wie“ der Darstellung ist ihm zum Ereignis geworden. Früher: „Ich reagierte zu stark auf alles, war cholerisch in der Reaktion. War in allem zu sehr darin, wie in einem tiefen, oft schrecklichen Traum . . . und wie im

Traum zeichnete ich. Und so, dazu im Eifer der Arbeit, in der Leidenschaft des Kampfes, vernachlässigte ich über dem Inhalt die künstlerische Gestaltung des Inhalts.“ Jetzt: „Ich habe Freude, ja, Liebe zum Material, an der materiellen Darstellung als solcher.“

Die ganze Welt ist ihm neu wie vorher nie. Welche Entdeckerlust und -freude in den Arbeiten Tombrocks im Verlauf des letzten Jahres! Er wird nicht müde, zu berichten und zu erzählen, was er — so unerhört neu und erstmalig — erlebt. Da ist „*Meine Mutter*“, „*Am Hafen von Malmö*“, „*Liebespaar im Dorf*“, „*Mond über Heimatlosen*“ und die letzte Fassung des „*Eulenspiegel*“. Tombrock fühlt irgendwie die Nähe des Ulenspiegel in dieser dunkeln, fluchbeladenen Zeit. Er muß sich dessen nur bewußt werden und den Mut haben, zu zeigen, daß der „historische“ Ulenspiegel lebt . . .

Jawohl, er lebt, ist da, mitten unter uns, gewandelt, älter, reifer geworden: in Hitler-Deutschland, im Mörderparadies. Anonym, in der illegalen antifaschistischen Front, lebt er heute — das Feuer der Freiheit und Wahrheit hütend und schürend. Im Joch entmenschter Arbeit kämpfend, tausend- und abertausendmal niedergetrampelt, geschlagen, gefoltert und geköpft — und doch nicht tot.

„Zeichne das auf!“ möchte man — den Anruf der Frontkameraden an Kisch „Schreib das auf, Kisch!“ variierend — Tombrock zurufen. Noch fehlt das Bild der Arbeit und das Bild des revolutionären Kampfes in Tombrocks Kunst, das Bild des arbeitenden und gegen Hunger und Tyrannenmacht kämpfenden Volkes, das Arbeits- und Kampfgesicht dieser Zeit — „Zeichne das auf, Tombrock!“

BEGEGNUNG MIT ALTEN BÜCHERN

Die Werke vieler repräsentativer Schriftsteller wurden in den Autodafés der Nazis verbrannt. Wenn nun, jenseits der Reichsgrenze, der Versuch unternommen wird, verfemte Bücher wieder neu herauszugeben, so kann man des Erfolges gewiß sein, denn sie rufen uns noch einmal das Schaffen dieser Verbannten ins Gedächtnis zurück und verdeutlichen die Furcht der geistigen „Erneuerer“ Hitler-Deutschlands vor jeder Literatur, die den Menschen veranlassen könnte, hinter der zum Führergruß erhobenen Hand, hinter Fackelzügen und Parademärschen, nach dem Sinn des Lebens zu fragen und nach der Wahrheit zu forschen. Auch jene Literatur, die nur im Spiegelbild der Psychologie in die intim-private, von politischen Geschehnissen wenig bewegte Atmosphäre von Bürgern und Kleinbürgern hineinleuchtet, um sie ohne nazibraune mythische Vernebelung erkenntlich zu machen, wurde von den beflissenen Händen der Reichsschrifttumskammer auf den Index gesetzt. Darum begegnet man mit doppeltem Interesse der Wiederherausgabe solcher Bücher außerhalb Deutschlands.

*Thomas Mann: „Bekenntnisse des
Hochstaplers Felix Krull“
Querido Verlag, Amsterdam.*

Zu ihnen gehört das im Querido Verlag, Amsterdam, erschienene Buch von Thomas Mann „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, welche die Kinder- und ersten Jugendjahre dieses Helden erzählen, der ein Gestrandeter, ein Gescheiterter ist. Wie immer er sich darüber täuschen will, welche verschlungenen Wege er auch geht, er ist der Sproß eines Großbürgertums, dessen Zersetzungs- und Zerfallerscheinungen in seinem Leben zum Vorschein kommen und der dadurch an die Probleme unserer Zeit rührt. Er ist ein Einsamer, der inmitten zerrütteter Familienverhältnisse, dem Bankrott seines Vaters, und der dadurch erfolgten Zerstörung seiner gesicherten Existenz, mit Ironie und Humor dem Leben und den Menschen gegenübertritt. Krull schließt sich nirgends an, nicht, als er zur „besseren Schicht“ gehört, nicht, als das Unglück ihn zu den Armen schlägt. Er erlebt zweifelhaften Ruhm, zweifelhafte Moral, den späteren Existenzkampf, die Macht der Behörden und reagiert mit Schlichen, durch raffinierte Täuschung und simuliert Anpassung, um allen unangenehmen Verpflichtungen zu entgehen. Der vom Leben Betrogene sucht zu betrügen. Er hält die Menschen zum Narren und sich selbst. Den leeren Beutel und den hungrigen Magen füllt er mit träumerischer Gaukelei. Er sucht nicht die Gesetze dieses Lebens zu ergründen, selbst wenn sie gegen ihn ausschlagen. Er sucht ihnen ein „Schnippchen“ zu

schlagen, um ihnen so zu entschlüpfen. Was kindliche List früh im Elternhaus erprobte, wird für den Jüngling zweite Natur und findet in diesem Buch den Höhepunkt in der gesellschaftssatirischen Szene Krulls vor der Militär-Prüfungskommission.

Thomas Mann bietet uns diese Bekenntnisse des Felix Krull mit einem neu hinzugefügten zweiten, fragmentarischen Teil in der meisterlichen, straffen Sprache seiner großen Erzählerkunst. Humor und Ironie werden hier zur zweisehnidigen Waffe eines verlorenen Lebens: täuschender Selbstbetrug, hinter dem die fatale Verstrickung und Auswegslosigkeit eines Abseitigen nur um so deutlicher wird.

Oskar Maria Graf:
„Bolwiser“
Malik-Verlag, London

Das zweite Buch, das eine alte Bekanntschaft erneuert, ist „Bolwiser“ von Oskar Maria Graf, das nun im Malik-Verlag, London, erschien. Es ist die Geschichte einer kleinbürgerlichen Ehe. Bolwiser, Bahnhofsvorstand in einem kleinen bayrischen Ort, ist seiner Frau verfallen, sie erfüllt sein ganzes Denken. Jede Pore seines Körpers schreit nach ihrem Besitz. Daran hat er nie genug, und das ist ihm ausschließlich alles, war er vom Leben wünscht. Was kann daher einen Bolwiser an den Rand des Abgrundes bringen, ihn zur Verzweiflung und bitteren Seelennot treiben? Die zweideutigen Witze seiner Bekannten, die ihn auf die Liebschaften seiner Frau stoßen. Da wankt seine Welt, die Welt des Bolwiser, die seit Jahr und Tag, mit der Genauigkeit eines Federwerkes, eingeteilt war zwischen Dienstpflicht, seiner Hanni und sonst nichts, absolut nichts. Mit dem Zerbrechen dieser Ehe geht auch Bolwiser zugrunde, er hört auf, diesem Leben Geschmack abzugewinnen und verkriecht sich fern von allem, was ihm bisher liebe Gewohnheit war.

Graf gelingt hier eine Charakterschilderung, die tiefe Einblicke in die begrenzte Lebensatmosphäre von Kleinbürgern gewährt, denn mit Bolwiser liegt eine bestimmte Schicht des Kleinbürgertums unter seinem Seziernesser. Falscher Glanz, serviles Nachbeten des Lebenseinmaleins der bürgerlichen Gesellschaft, Muff, Haltlosigkeit, Streberei und Kriechertum, das alles erscheint nackt und bloß unter den fest zupackenden Griffen des Künstlers und wird zu einem spannenden Roman, der mit erstaunlicher psychologischer Einfühlungsgabe die Welt der Bolwiser in aller Gegensätzlichkeit, im Lachen und Weinen, lebendig macht, jedoch mit einer so wehmütigen Hoffnungslosigkeit den Zusammenbruch besiegelt, als führte aus dem Trümmerhaufen verbrannter, kleinbürgerlicher Illusionen nie ein Pfad zu einem neuen Leben.

Maria Arnold

DER ROMAN DER CLEOPATRA

Emil Ludwig:

„Die Kunst der Biographie“
Editions Phénix, Paris 1936

Emil Ludwig: „Cleopatra,
Geschichte einer Königin“

Querido Verlag, Amsterdam 1937

I

Vor nicht langer Zeit hat Emil Ludwig ein Büchlein „Die Kunst der Biographie“ erscheinen lassen. Es enthielt die Streitschrift „Historie und Dichtung“ und die Skizze „Aus meiner Werkstatt“, die eigentlich auch eine Streitschrift ist. Zur Niederschrift beider wurde der Autor, wie er sagt, „hervorgelockt durch die Angriffe der Legitimen“ und im Kampfe gegen sie, die „die Geschichte philologisch atomisiert“ haben, entwickelt er seine Theorie der Biographie.

Der polemische Teil dieser Schrift läßt den Leser unbefriedigt. Die Diskussion über die Methoden der Geschichtsschreibung ist heute bereits weiter fortgeschritten und hat Probleme aufgerollt, die anderer, komplexerer Natur sind, als die von Emil Ludwig berührten. Der apologetische Teil des Büchleins, die Verteidigung der eigenen Methode, kommt bei der polemischen Grundeinstellung der Schrift auch nicht recht zur Entfaltung. Man hat den Eindruck, daß es sich hier um ein Nebenprodukt des Autors handelt, das er nicht in derselben Freiheit, nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit geschrieben hat, wie seine anderen Bücher, um ein Produkt, zu dem er sich wirklich hat „hervorlocken“ lassen, ein wenig gegen seinen Willen.

Polemisiert er eigentlich wirklich gegen die Legitimen, die Geschichtsamen? Ist vielleicht sein eigentlicher Widerpart nicht so sehr der Geschichtsfachmann als vielmehr — Emil Ludwig selber? Jener Emil Ludwig, den der Autor der „Kunst der Biographie“ uns als den treuen und selbstlosen Diener am Dokument vorführt und der in vielen seiner Biographien mehr nach dem Verdienst strebte, ein Historiker zu sein, als nach der Ehre, ein Dichter genannt zu werden? Das Büchlein erscheint als eine innere Zwiesprache und das schließliche Resultat der Auseinandersetzung ist — der Triumph des Dichters. Dafür zeugt die kleine Schrift selber, mehr aber noch das Buch, das ihr gefolgt ist, der Roman der Cleopatra.

Und das ist gut. Denn Emil Ludwig *ist* ein Dichter. Im Dichterischen liegt seine Stärke, wie in ihm die Stärke Plutarchs lag. Auch dieser hätte sich dagegen gesträubt, ein Dichter genannt zu werden. Er mag sich selbst so aufgefaßt haben, wie ihn später Montaigne gesehen hat: als „Philosophen, der uns die Tugend lehrt“. Aber gerade Montaigne ist — von seinen vielen Zeitgenossen, die durch Plutarch tief beeinflusst wurden, ganz zu schweigen — ein Beweis dafür, daß der Moralist im Plutarch auf die Nachwelt fast nie, der Historiker wenig, der Dichter aber entscheidend eingewirkt hat.

Mag Emil Ludwig sich selbst als Geschichtsschreiber — und manchmal, wie sicherlich in seinem „Wilhelm II.“ und „Juli 14“, als Politiker — betrachtet haben, was von seinem Werke auf spätere Generationen wirken wird, ist das beherrschende dichterische Element, des Dichters Gabe, Charaktere und Typen zu gestalten und durch historische Figuren hindurch ein Stück vom Geiste des beginnenden 20. Jahrhunderts lebendig zu erhalten. Wie wir Shakespeare lesen, nicht um das Bild der römischen Republik oder des Königreichs Dänemark in uns aufzunehmen, sondern das der englischen Renaissance, und Cooper, nicht um den Niedergang der nordamerikanischen Indianer zu begreifen, sondern den Menschen der englischen Aufklärung, so wird auch Emil Ludwig einmal gelesen werden als Zeuge einer bestimmten Auffassung vom Menschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

II

„Cleopatra“ zeigt uns Emil Ludwig auf der Höhe seines dichterischen Schaffens. Hier geht er geradeaus auf das Ziel los, einen Charakter zu gestalten, oder vielmehr mehrere Charaktere, denn derselbe Umstand, der ihm erlaubt, diesmal seiner dichterischen Phantasie unbekümmert die Zügel schießen zu lassen, nämlich der Mangel an unmittelbaren Dokumenten von der Hand seiner Heldin, hat ihn dazu gebracht, auch die Nebenfiguren stärker herauszuarbeiten. So kommt es, daß wir in diesem Buch außer dem Bilde der Liebenden, Königin und Mutter Cleopatra, auch die Gestalten des großen Gebieters und Träumers vom Weltreich Cäsar, des ewigen Jungen Antonius, und des mickrigen, skrupellosen Auch-Kaisers Oktavian Augustus hingestellt bekommen.

Von der ersten Seite des Buches an vergißt man, daß Emil Ludwig Geschichte schreibt und sich hierfür eine eigene Theorie zurecht gelegt hat, nach der eben die Geschichte nur durch das Herz begriffen werden könne, welches das Schicksal und damit alle Tragödien der Geschichte bestimme. Man denkt nicht mehr an „Historie“. Und wenn ich zu Beginn der Lektüre hin und wieder stutzte und aufstehen wollte, um im Drumann oder Mommsen nachzuschlagen, ob die Dinge sich wirklich so zugetragen haben, so geschah das wohl mehr, weil ich gerade vorher die „Kunst der Biographie“ gelesen und ihre gar nicht zu dieser Sache gehörende Argumentation im Kopfe hatte. Als ich das Buch zuschlug, lagen neben mir auf dem Schreibtisch — Plutarch, Shakespeare, Shaw und Puschkin.

Die Gestalt, die Emil Ludwig gezeichnet hat, kann sich neben den Geschöpfen dieser großen Vorgänger sehen lassen. Es ist ein neuer Charakter. Er ist um so viel reicher, wie im Laufe der Jahrhunderte nicht nur unsere Kenntnis vom Menschen tiefer, sondern in uns selbst der Mensch vielfältiger geworden ist.

Die Achse des Charakters der Cleopatra ist bei Emil Ludwig das Erlebnis des Weltherrschers. In Cäsar öffnet sich ihr die Welt, schließen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eins, bekommt das ganze Leben einen

Sinn. Nach einem wahren Herrscher erwacht der Durst schon in dem Kinde, das die Schmach des verkommenen Vaters vor Augen hat. Dann tritt ihr der Herrscher in Gestalt Cäsars entgegen — und ist zugleich die ganze Welt, ist Liebe und Härte, Größe, die in die Tiefe der Vergangenheit zu Alexander zurück, an den Rand der Welthorizonte hinaus und in die Zukunft hineinweist, ist Vater und Geliebter und wird wiedergeboren im Sohn Cäsarion. Alles, die Liebende, die Königin, die Mutter, der ganze vielseitige Mensch Cleopatra, der fähig ist, die gesamte damalige Welt zu umfassen, Griechenland, Asien und Rom, erblüht, entfaltet sich und reift an Cäsar. Der Rest des Lebens nach Cäsars Tod ist nur die unendliche Variation auf dieses Thema. Auch das eine und einzige neue Erlebnis, die bacchantisch entfesselte Erotik des Antonius, mündet in dieses von Cäsar entzündete Wesen: die Bindung, die aus diesem Erlebnis zu entstehen droht, zerreißt im kritischen Moment der Schlacht von Actium, in der um die Weltherrschaft gekämpft wird. Aus der Rückkehr zur Freiheit des von Cäsar bestimmten Lebens erklärt Emil Ludwig die bisher stets rätselhafte Flucht der Königin aus der Schlacht, die Shakespeares redlichen Enobarbus so empört. Diese Rückkehr in die Freiheit des königlichen Schicksals, die auch Antonius mitreißt, besiegelt zugleich das Ende.

Aus diesem Charakter heraus ist die ganze Zeit gesehen. Um ihn ganz auszuzeichnen, müssen die anderen Charaktere leiden: Cäsar wird gar zu sehr idealisiert, Antonius erscheint gar zu ausschließlich als ein unberechenbarer Junge; Oktavian kommt so schlecht weg, daß man immer wieder in Zweifel gerät, ob man sich recht erinnert, daß das der zukünftige Augustus ist, und Cäsarion erstarrt in der Rolle Klein-Cäsars. Aber man ist über diese und ähnliche Verschiebungen im gewohnten Bild jener Geschichtsepoche nicht böse. Die innere, menschliche Wahrheit leidet nicht darunter. Ja, das Bild der geschichtlichen Epoche als Ganzes stellt sich als echt dar. Um die Charaktere, von denen nur ganz wenige Selbstzeugnisse Kunde geben, zu erfassen und darzustellen, muß der Dichter mehr, als er sonst tut, vom äußeren Leben in die Darstellung mit einbeziehen. Er läßt uns einen Blick hinter die Kulissen der römischen Gesellschaft tun, deren Spitzen schmeichelnd, spionierend, intriguerend in der Villa der nach Rom geeilten ägyptischen Königin ein- und ausgehen. Er führt uns mit ihr durch die Handwerkerviertel der Weltstadt Alexandria und erlaubt uns mit Cäsarion den komplizierten Mechanismus der ägyptischen Staatsmonopole zu studieren, aus denen der sagenhafte Schatz der Ptolomäer immer wieder aufgefüllt wird. So entsteht vor unseren Augen ohne jede Überlastung mit naturalistischen Details, die die Schriften eines Ebers so klein machen und selbst ein so großes Werk wie Flauberts Salambo ärgerlich beschweren, das Bild der untergehenden Republik, die von den Interessen der herrschenden, nach Ausbreitung des Marktes strebenden Großkaufleuten, Spekulanten, Geld- und Bodenwucherern innerlich zerrissen und schließlich auf dem Wege der imperialistischen Diktatur gedrängt wird. Schon sind alle Elemente des Kaiserreichs ausgebildet, aber schon läßt sich auch erkennen, daß die Konzentration der Macht nach

dem äußeren Vorbild der östlichen Reiche die unlösbare Krise der untergehenden Sklavengesellschaft nur aufschieben kann. Aufgewachsen unter dem Eindruck des Verfalls eines großen griechisch-orientalischen Reiches, in dem die tausendjährige Vergangenheit der Pharaonen sich mit dem Erbe Athens und Alexanders verschmolzen hatte, erliegt Cleopatra der Illusion der möglichen Wiederaufrichtung eines echten Weltreichs. Der Zusammenbruch ihrer Illusionen ist die Vorwegnahme des Untergangs des römischen Kaiserreichs. Der Cäsar der Cleopatra ist eine Traumgestalt. Die Wirklichkeit heißt Oktavian: physische Minderwertigkeit, Wuchererseele, Feigheit, Hinterlist, erschlichene Macht, Demagogie.

Plutarch war Dichter und Moralist. Emil Ludwig kehrte bisher den Historiker heraus, zeigte den Dichter, versteckte aber den Moralisten. Sollte er am Ende doch einer sein? Sollte „Cleopatra“ mehr enthalten, als die dichterische Vision eines großen Charakters, einer großen Liebenden, Königin und Mutter? Wie dem auch sei: am lautesten spricht hier der Dichter. Dem Dichter wäre es auch zu verdanken, wenn Ludwigs Cleopatra mehr bedeuten sollte, als nur ein Charakterbild aus einer Zeit der Weltwende.

Ein Wunsch drängt sich einem auf, wenn man dieses Buch — die „Kunst der Biographie“ ist schon vergessen — aus der Hand legt: der Wunsch, die nächste Gestalt, an der sich Emil Ludwigs schöpferisches Talent entzündet, möge der Nachwelt ebenso wenige Dokumente aus eigener Hand hinterlassen haben, wie Cleopatra.

Viktor Röbig

DAS LEBEN FRANZ KAFKAS

Max Brod: „Franz Kafka,
Erinnerungen und Dokumente“
Heinrich Mercy Verlag, Prag

Das soziale Problem wie der soziale Dichter ist kein Erzeugnis unserer Tage. Wer wüßte es nicht? Jeder wirklich große Denker und Kunstgestalter der Vergangenheit hatte Momente der Blicksschärfe für das Unrecht und Elend, das die Massen erdrückte. So hat auch die Traum- und Gedankenwelt Franz Kafkas, der die fantastischen Ausmaße der verzweifelten Hilflosigkeit heutiger Weltlage wie kein anderer vorausgeföhlt und symbolisch in den genialen Visionen seiner Angstträume vorausgestaltet hat, einen tiefen, nicht nur in seinem persönlichen Schicksal wurzelnden Zusammenhang mit der sozialen Not seiner Zeit. Die soeben erschienene Darstellung seines Lebens schildert den aufreibenden trostlosen Kampf der eigenartigen Begabung um natürliche Entfaltungsmöglichkeit, das Ringen um innere und äußere Freiheit und Reinheit, eingeklemmt zwischen verhaßtem Beruf, der seinen Fähigkeiten

und Neigungen in keiner Weise entsprach, und übergewaltigem Eingebungs-
gedränge genialen Schaffenswillens, dem er sich verschließen mußte.

Er war Beamter der staatlichen Arbeiterunfallversicherung. Die Zeit und
Arbeitskraft, die die Büropflicht dem zarten Körper übrigließ, war für die
Leidenschaft und Gewissenhaftigkeit seiner gestaltenden Phantasie so unzu-
reichend, daß dies Dilemma allein schon ihn zermürben mußte. Die mehr
oder minder schematische Aktenbearbeitung seines Ressorts umgab ihn stän-
dig und unmittelbar mit dem Arbeiter-Leid,

„das durch Taylor-System und ‚Laufendes Band‘ geradezu ins Phantastische gesteigert
wird. Wie kann es überhaupt ertragen werden? Vielleicht träumen wir alle nur, daß es
ertragen wird, dies kaum vorstellbare Leid, denn in Wirklichkeit übersteigt es ja die
Ausmaße menschlicher Widerstandskraft und (was leider in diesem Falle dasselbe ist)
menschlicher Erniedrigungsmöglichkeit...“

Sein soziales Gefühl wurde mächtig aufgewühlt, wenn er die Verstümme-
lungen sah, die sich Arbeiter infolge mangelhafter Sicherheitsvorkehrungen
zugezogen hatten. „Wie bescheiden diese Menschen sind“, sagte er einmal
zu Brod mit ganz großen Augen. „Sie kommen zu uns bitten. Statt die Anstalt
zu stürmen und alles kurz und klein zu schlagen, kommen sie bitten.“

Franz Kafkas finanzielle Verhältnisse waren ungünstig, falls er die Hilfe
der Eltern (seinem Stolz gemäß) nicht in Anspruch nehmen und seine litera-
rische Begabung nicht vergewaltigen wollte. War eine Gesellschafts- und
Staatsordnung zu denken, zu erträumen, in der ein so eigenartiges Erzähler-
talent nicht dazu verdammt wäre, Akten zu schmieren und bei dem Gedanken
an den erwünschten Eheschluß und die damit zusammenhängende Verant-
wortung gegenüber Frau und Kindern sich vor das Nichts und helle Ver-
zweiflung gestellt zu sehen?

Wenn es Aufgabe der Dichtung ist, Leben mit gewissenhaftester Wahrhaftig-
keit und umfassender Erkenntnis zu geschlossener Bildeinheit zu gestalten,
dann gehört die Darstellung eines schöpferischen Lebens, die Beschreibung
der menschlichen und geistigen Entwicklung eines Genies wohl zur bedeut-
samsten Kategorie der Prosadichtung. Wem würde dies nicht schon bei
fragmentarischen Versuchen der Selbstbiographien, bei Tagebüchern und
Memoiren großer Geister klar? Und diese Biographie, die der vertrauteste
Freund des Dichters — Biographie mit leise anklingender Selbstbiographie
— voll zarter Einfühlung und gewissenhaftem Ringen nach Abstand schrieb,
ist eine solche Dichtung von seltener Geschlossenheit und Kraft des gedank-
lichen Gerüsts. Woran Brod dabei besonders lag, war die Widerlegung der
vielfach entstandenen Meinung, daß Kafka ein schwermütiger, weltabge-
wandter, von unglücklichen Träumen und bizarren Phantasien verzehrter
Mensch gewesen sei. Genau das Gegenteil war der Fall: niemand, der ihn
und seine tragische Seelensituation nicht näher kannte, hätte etwas davon in
seinem wohl oft stillen, aber in der lebensvollen Empfangsfreude immer an-
regenden und angeregten Wesen von unbeschreiblichem Charme geahnt.
Die Grazie des Ausdrucks in der selbstverständlichen Originalität jeder

Nebenbemerkung wie an den ernstesten Stellen der Hauptwerke ließ den Grundton höherer, von jeder Situation unabhängiger Heiterkeit fühlen, die ja auch in der immer durchscheinenden Ironie seiner Phantasmagorien zu spüren ist. Seine Güte und Einfühlungsbereitschaft auch dem unbedeutendsten Menschen seiner Umgebung gegenüber konnte zuweilen — dem Unwürdigen — grausam erscheinen, weil es keine landläufige Gutmütigkeit war, sondern tiefer ging, nicht dem Behagen und Beharren im zufällig gewordenen Leben galt, sondern sittliche und physische Disziplin, wenn nötig, harte Selbstüberwindung — schmerzhaftes Umstellung — nicht etwa forderte oder auch nur empfahl, nur leise, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als sinnvollsten Weg erwog. Er lachte oft und gern, besonders bei Besprechung merkwürdiger Tatsachen oder Menschen, im Vorlesen bei überraschenden Wendungen, auffallenden Abwegigkeiten. Auch anstatt zu tadeln lachte er meist; es war eine Mischung von Verwunderung und weltweisem Wissen allverbreiteter Schwäche, eine ungemaine, wenn auch nicht vorbehaltlose Liebenswürdigkeit, immer zu Rat und Hilfe bereit, sobald sie sich mit seiner strengen Aufrichtigkeit vertrug. Das Glück seines letzten Jahres in Berlin, erfüllte Liebe und Unabhängigkeit, Schaffen und Veröffentlichung, Briefe voll Humor beweisen, daß er der Welt- und Lebensfreude durchaus nicht verschlossen war.

Sehr aufschlußreich ist in der Monographie das Kapitel „Infantilismus“, das dem Werden der genialen Erscheinung mit seherischem Blick in die geheimnisvoll verwickelten zartesten Wurzelfasern nachgeht. Kafkas Verhältnis zu seinem Vater, die verhängnisvolle Dominante seiner Seelenentwicklung, vergleicht Brod in origineller Vertiefung des Problems mit dem Familienkomplex Prousts — diese beiden einander unbekannten Zeitgenossen hatten viele verwandte Züge des Schicksals und Schaffens — und Kleists, den Kafka so sehr bewunderte. Es ist nur ein Ernster- und Tiefernehmen des Kampfes um Selbstbehauptung, wenn ein ungewöhnlich verantwortungsbewußter Geist mit der ersten Vertretung der gegnerischen Kräfte, an die er als Kind gerät, sich sein Leben lang herumschlägt.

Wie eine ergreifende gedankenreiche Dichtung liest sich die Geschichte dieses Lebens. Die Beziehungen zur Welt, zu seinen Freunden, die wechselreichen Stadien der Zweifel an sich selbst, zumal in den fünf Jahren seiner ersten Verlobung, der Durchbruch der künstlerischen Schaffenskraft und die Beziehung seiner Werke zu seinem persönlichen Leben — alles ist ständig in Konfrontation mit Aufzeichnungen der Tagebücher klargelegt, alles auf dem Hintergrund der kompromißlosen Einstellung zu künstlerischen, sittlichen und religiösen Fragen, in welcher letzteren Kafka lange Zeit dem Standpunkt des greisen Tolstoi sehr nahekam.

Das Schicksal der Einsamkeit und das Ringen um Einordnung in die Gemeinschaft durchzieht als das Zentralproblem alle seine Werke, das vergebliche Ringen eines ehrlich und unermüdlich Strebenden, der von der festgefügtten Organisation Gesellschaft als Außenseiter kühl abgelehnt wird, von

einer geheimnisvollen, ihm selbst unbekannten Schuld gezeichnet und verfolgt.

Aber Kafkas Gedankenwelt liegt keine Weltanschauung von auswegloser Verzweiflung zugrunde, wie viele annehmen. Auch in der grausamsten Vision der hoffnungslos verschlungenen Unendlichkeit menschlicher Irrwege, der ewig vergeblichen Suche nach dem richtigen Weg ist doch das Vorhandensein dieses richtigen Wegs unverrückbar gewiß; und die wundersam unheimliche Spannung in diesen Erzählungen besteht zum guten Teil darin, daß es nur eines Blitzes richtiger Einsicht, richtiger Willensanwendung bedürfte, und der Weg läge weit geöffnet da. Man befindet sich ständig „einen Augenblick vor der Wertschöpfung“, wie Brod es ausdrückt — ein bedeutsamer Hinweis.

Oskar Baum

FREUDE UND ENTTÄUSCHUNG

Zwei Bücher eines Autors

Friedrich Alexan:
„Mit uns die Sintflut“
Editions Météore, Paris

Das politische Pamphlet als künstlerisches Genre ist in der deutschen modernen Literatur fast unbekannt. In Frankreich hat es seine ruhmvolle Tradition und deshalb auch seine lebenskräftige Gegenwart. Als einziger moderner deutscher Schriftsteller hat es bisher *Heinrich Mann* (in einigen Kapiteln seines „*Haß*“ vor allem, doch auch in manchen seiner aus Tagesanlaß geschriebenen pamphletistischen Aufsätze) verstanden, den satirischen, ins Pathetische gesteigerten literarischen Angriff in die Sphäre der *Kunst* — und damit zur höchsten Wirksamkeit — zu tragen.

Der *Kunst* — darauf nämlich kommt es an. Sonst hätten wir fast so viele Pamphlete, wie täglich antifaschistische Zeitungen und Zeitschriften erscheinen; denn in jeder ihrer Nummern finden wir Aufrufe, Leitartikel, Anklagen — pathetische mehr als satirische zwar — die *ungestaltet* alle Elemente des Pamphlets in sich bergen. Aber so häufig vielleicht die journalistische Erzählung und das Zeitungsgedicht aus ihrer journalistischen Zweckbestimmung in das ihnen gemäße *Kunst*-Genre hineinwachsen mögen, so selten erleben wir diesen Vorgang beim Pamphlet: sobald Leitartikel, Aufrufe, Anklagen ihre sachliche Argumentation (und damit die hauptsächlich auf Überzeugen abgestellte sachliche, wenig gefühlsbetonte Sprache) verlassen, pflegt das Pathos der abgegriffenen Metaphern hohl oder verkrampft zu klingen, der Witz wird gequält, die Satire plump; anstatt mit dem Florett zu treffen, wird mit Keulen danebengeschlagen.

Das ist kein Zufall. Ein literarisches Genre muß *gepflegt* werden; und das Pamphlet gar kann nur dort immer wieder aus dem Journalismus, sogar aus dem Tages-Journalismus, neu als Kunstform erwachsen, wo — wie etwa in Frankreich — der Journalismus eine große revolutionäre *Tradition* hat. Da diese uns seit dem Dreißigjährigen Krieg eigentlich fehlt, kann uns heute das Pamphlet als Kunstform nicht aus dem Journalismus „erwachsen“, sondern es muß *neu erarbeitet* werden. Erst als neu gewordenes (eng mit den frühen Traditionen verbundenes) literarisches Genre kann es befruchtend auf den Journalismus einwirken; nicht aber umgekehrt.

Der gegenwärtige historische Augenblick verlangt das deutsche Pamphlet — soll man darüber noch Worte verlieren? Es kann auch nur ein *revolutionäres* Pamphlet geben; auch darüber ist wohl kaum zu sprechen, denn das Pathos und die Satire haben eine gemeinsame Eigenschaft: sie enthüllen unbarmherzig jede *Unwahrheit*, ja selbst jede *Halbheit* des Denkens wie des Fühlens.

Der historische Augenblick verlangt das deutsche Pamphlet, sagten wir. Und es ist da. Nein, wir sprechen nicht von Heinrich Manns Werk — das war schon vorher da. Wir sprechen von einem Jungen, einem, der erst in der Emigration zu schreiben begann: *Friedrich Alexan.*

„Mit uns die Sintflut“ nennt er seine „Fibel der Zeit“. Und er schreibt im Vorwort, dem Leser die Fiktion gebend, sein Buch sei im Irrenhaus verfaßt:

„Wir wahrhaft Jungen aber, deren Reich von dieser Welt ist, wissen, daß alles Lamentieren über eine verzauberte oder entzauberte Zeit nur fauler Zauber ist. Mit einem Wort: wir wissen, daß unsere Zeit Kopf steht.

Uns war irrsinnig klar, daß, wer sie richtig erfassen will, sie nachahmen muß. So haben wir kopfstehend versucht, sie aus dieser beschwerlichen, aber interessanten Perspektive zu beobachten.

Manche Überraschung hat es dabei gegeben. Menschen und Dinge, die wir mit beiden Beinen auf der Erde glaubten, haben wir, armen Sündern gleich, hilflos im Winde baumeln sehen. Ein unvergeßlicher Anblick.“

Verständlich, daß der Autor mit dieser — echt satirischen, an Shakespeares Narren erinnernden — Methode die scheinbar vernünftige „Ordnung“ seines imperialistischen Zeitalters spielerisch ad absurdum führen kann. Aber ihm genügt, als leidenschaftlich Beteiligten, das bloß Satirische nicht; deshalb läßt er, wo die Absurdität gar zu blutig und gemein wird, seine Fiktion fallen, ein kämpferisches, anklagendes (oft vom Biblischen gespeistes) Pathos greift Platz:

„Manchmal, wenn uns das Blut zu stark in den Kopf stieg, haben wir uns für kurze Zeit wieder auf die Beine gestellt. Trotz dieser Unfälle befürchten wir keine Mißverständnisse. Wer, gleich uns, Kopf steht, wird mühelos herausfinden, was in aufrechter Haltung geschrieben wurde. Die Anderen werden ebenso leicht feststellen, was kopfstehend verfaßt worden ist.

In diesem Sinne sind unsere Zeilen Erdachtes und Erlebtes mit umgekehrten Vorzeichen, erschaut von einem Kopfstehender für Kopfstehender.

Wir warnen unentwegte Geradestehender, die sich auf dem Boden der Tatsachen glauben...“

Friedrich Alexan ist leidenschaftlicher *Pazifist*. Deshalb nimmt der Kampf gegen den imperialistischen Krieg bei ihm den größten Raum ein, deshalb findet er hier die stärksten künstlerischen Wirkungen, deshalb gelingt es ihm hier, die Satire oft so weit vorzutreiben, daß sie, beim Leser die tiefste Erschütterung auslösend, umschlägt in Kampfaufrufe von außerordentlicher Wirkung. Aus seinem Pazifismus hat der Autor (bei dem häufig stark *religiöse* Elemente aufklingen) die weitestgehende Konsequenz gezogen; so läßt er beispielweise in einem Dialog („Vom Pazifismus“) auf das Argument, daß *nur* die Enteignung der Kriegsgewinnler und die Verstaatlichung der kapitalistischen Rüstungsindustrie den Frieden gewährleisten können, antworten:

„Das nennen Sie *nur*? Begreifen Sie nicht, daß dieses *nur* erst verwirklicht werden kann, wenn die bestehende Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zertrümmert ist? Oder glauben Sie, daß diese gefährlichsten Ungeheuer des Kapitalismus sich durch Worte enteignen lassen werden? Wollen Sie sich erst das Mordgewehr in die Hand drücken lassen, um zu begreifen, daß man heute radikaler Kommunist sein muß, um aktiver Pazifist zu sein.“

An anderer Stelle („Von der Anarchie der Ordnung“) läßt er, wieder in einem Dialog, abschließend sagen:

„Welch verbrecherische Wortverdrehung, von Überproduktion zu sprechen, indes Millionen nicht das Lebensnotwendigste haben! Wenn Sie das Ordnung nennen, dann bin ich für Unordnung und Umsturz, welche diese anarchische Ordnung mit Stumpf und Stiel ausrotten sollen!“

Nicht überall argumentiert der Autor so „auf den Füßen stehend“, manchmal wird ihm der im Vorwort angekündigte „Umfall“ vom Kopfstand zum Stehen auf den Füßen zu einer langsamen Drehung mit offenen Augen, wobei dann seltsame Perspektiven entstehen; doch immer wieder packt den Leser aufs neue die frische Unbekümmertheit, die Aufrichtigkeit, mit der Alexan seine Themen anpackt — selbst dort, wo er, was selten genug geschieht, daneben greift.

So etwa — und das liegt in der dialektischen Natur der Sache — dort, wo er (im Kapitel „Gedanken- und Granatensplitter“) überaus komplizierte gesellschaftliche Vorgänge in allzu simple Gleichungen zwingen will. Obwohl auch diese meist noch durch witzig funkelnde Formulierung blenden:

„*Muffige Kleinbürgerwohnungen*. So oft man sie betritt, hat man das Empfinden, im Grabmal des unbekannten Bürgers zu sein.“

Viel näher, und doch wieder ohne sie ganz zu umgreifen, ist er der gesellschaftlichen Wahrheit, wenn er formuliert:

„*Auch hier irrt Nietzsche*. Die Geschichte der Menschheit ist nicht der Umweg, um zu dreißig oder vierzig großen Männern zu kommen. Die dreißig oder vierzig großen Männer sind der Umweg, auf dem die Menschheit Geschichte macht.“

Nicht verschwiegen werden soll, daß Alexan (gerade in diesem Kapitel) auch einige tief scheinende Banalitäten sagt; nicht verschwiegen soll weiter werden, daß seine gereimten Parodien nicht an seine pamphletistische Prosa heranreichen.

Er schließt sein Buch mit einem vorbehaltlosen Bekenntnis zum Sozialismus, dem, wie er schreibt, die Zukunft gehört. Man wird immer wieder gern zu Alexans Buch greifen und einzelne Kapitel aufs neue lesen — es gehört in die Bibliothek jedes Antifaschisten, einerlei, zu welcher Partei er sich bekennt.

Friedrich Alexan:
„Im Schützengraben der Heimat“
Editions Météore, Paris

Wer Alexans „Mit uns die Sintflut“ kannte, griff mit verständlicher Erwartung zu seinem eben erschienenen „Im Schützengraben der Heimat“, dem ersten Teil der „Geschichte einer Generation“.

Um es vorwegzunehmen: selten wohl erlebte man eine schmerzlichere Enttäuschung. Man glaubt fast, die Bücher zweier grundverschiedener Autoren vor sich zu haben; und hätte man in umgekehrter Reihenfolge zu lesen begonnen, so wäre „Mit uns die Sintflut“ sicher ungelesen geblieben.

Zwar zeigten noch das Vorwort und die „Kurze Nachrede zum Vorwort“ Spuren des großen Talents, das der Autor als Pamphletist und politischer Essayist bewies, wenn auch schon die Sprache (von der die „Weekly Illustrated“ in Tel Awiw sogar behauptet, sie erhöhe sich manchmal zu einer Höhe, die „an Novalis anklingt“ — was wir nicht behaupten) bereits ganz matt und konventionell geworden ist. Aber dann verfällt der Autor, der in einzelnen Kapiteln die Schule, die Familie und das Lehrlingsdasein in der Kriegszeit als persönliches Erlebnis gestalten will, in schlechte Reportage, die mit minutiöser Akribie Wichtiges und Unwichtiges, Bedeutsames und höchst Banales, Erschütterndes und uninteressant Schmutziges ermüdend aufzählt. Das ist um so trauriger, als zwischendurch (vor allem in dem Kapitel „Der Spieß“) ergreifende Einzelheiten dargestellt werden, aus denen allein ein ganzes, starkes Jugendbuch hätte geschaffen werden können.

Nun jedoch verlegt Alexan den Schauplatz definitiv in ein Bordell und gibt das Weitere in Tagebuchform. Haben einen schon vorher die Pubertätsgespräche gelangweilt, so geraten wir jetzt auf ein Niveau, wo es keine ernsthafte Literatur mehr gibt. Wir werden durch die sentimental moralisierende (keineswegs pornographische) Art dieses „Tagebuchs“ peinlich an einen Schmöker erinnert, den unsere Großmütter als junge Mädchen — in dem Glauben, etwas Tatsächliches aus jener Welt zu erfahren, „von der man nicht spricht“ — heimlich lasen und auch schon enttäuscht aus der Hand legten: Margarethe Böhms „Tagebuch einer Verlorenen“.

Hier also hat sich der — wir wiederholen es nochmals: außergewöhnlich talentierte — Autor böse vergriffen, sowohl im Stoff, wie auch in der Methode der Gestaltung. Möge er, das ist unser aufrichtiger Wunsch, bei dem angekündigten zweiten Teil seines Buchs eine glücklichere Hand haben.

Fritz Erpenbeck

FALLADA UNTER DEN WÖLFEN

Hans Fallada:
„Wolf unter Wölfen“
Rowohlt Verlag, Berlin

Von den erfolglosen Flügen ins Märchenland, in dem er nichts als Abstürze erlebte, ist Hans Fallada zurückgekehrt und bemüht sich, Boden unter den Füßen zu gewinnen. Der Versuch liegt vor: ein fast zwölfhundert Seiten starker Roman, der in der deutschen Inflationszeit spielt — in Berlin und auf dem Lande in der Mark Brandenburg, im Oderbruch bei Frankfurt und Küstrin. Fallada scheint zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren, man erinnert sich seines ersten erfolgreichen Romans „Bauern, Bonzen und Bomben“, der zur Annahme berechtigen konnte, Fallada würde sich zu einem ernst zu nehmenden realistischen Schriftsteller entwickeln, der eine umfassende gesellschaftskritische Gestaltung der Vorgänge im Deutschland der Nachkriegszeit schaffen würde. Man erlebte, wie sich Fallada dieser Aufgabe entzog, seine Entwicklung hemmte, Nutznießer von Stimmungen, Strömungen, Erscheinungen der Zeit wurde und sich stets von der scheinbar stärkeren Strömung tragen ließ, es vorzog mitzulaufen, anstatt voranzugehen. Man hatte es mit einer typischen mittelständlerischen Erscheinung zu tun, deren Talent unzweifelhaft nicht gering war.

Nach der Machtüberlassung an Hitler zog es Fallada vor, im Lande zu bleiben, auf jeden Widerstand zu verzichten, seinen Kahn von der stärksten Strömung treiben zu lassen; er berichtete sich auch selbst, indem er sich gegen den „humanen“ Strafvollzug wandte; nach dieser indirekten Anerkennung der Konzentrationslagermethoden erfand Fallada Märchen wie das vom Stadtschreiber, der aufs Land flog. Es war ein schwaches, ärmliches Buch, ihm folgte ein anderer, gleich hilfloser Roman „Altes Herz geht auf die Reise“. Es waren Fluchtversuche eines Menschen, der nicht zum Überläufer werden, sich aber auch nicht als Angehöriger der „inneren Emigration“ empfinden wollte. Der literarische Mißerfolg Falladas war in jeder Beziehung groß, die Verwarlosung besonders im Stilistischen erschreckend. Fallada entschloß sich zu einer Revision. Dieser neue Versuch liegt im Roman „Wolf unter Wölfen“ vor.

Wenn man Bücher mancher Schriftsteller liest, die es im Dritten Reich auszuhalten vermögen und sich dulden lassen, späht man aufmerksam nach irgend einem Zeichen, durch das der Schriftsteller seine Haltung zu maskieren sucht. Manchmal erinnert man sich bei der Lektüre dieser Bücher an alte Seegeschichten, in denen von einem gespenstigen Schiff die Rede ist, das an einem vorüberfährt, ohne daß irgend jemand sich auf dem geheimnisvollen Segler bemerkbar macht. Fährt Fallada heute auf einem solchen Gespensterschiff, dem man nachsagen wird: „Wohin er ging — wer weiß es? Aber gewiß ist, daß er unterging.“

Fallada ist ein schwacher, anpassungsbereiter Charakter, zu Verbeugun-

gen bereit, ein williger Schriftsteller ohne starkes Temperament und ohne ausgeprägtes Weltbild, ohne eigentliche zwangsläufige innere Entwicklung, er ist ein Mensch, der, wenn auch nicht ohne eine gewisse Reserve, auch immer anders kann. Er stellt sich keiner Entscheidung, sondern sucht schon der Möglichkeit auszuweichen, auch wenn er sein schriftstellerisches Können riskiert. Mit diesem mangelnden Selbstbewußtsein ist Fallada der typische Repräsentant der deutschen Mittelklasse.

Fallada pflegt, wie es zuweilen in Perioden der Unzufriedenheit geschah, seinen Romanen der letzten Jahre ein entschuldigendes Vorwort vorauszuschicken, in dem er seine Loyalität beteuert und sich entschuldigt; man kann versichert sein, es ist ihm ernst mit dieser Reverenz, er möchte seine Ruhe haben. Auch im Vorwort zu seinem Inflationsroman beteuert Fallada, der Roman sei

„ein Gebilde der Phantasie... ein Bild jener Zeit, die so nahe und doch so völlig überwunden ist“,

und um auch jeden Verdacht zu ersticken, sein Inflationszeitroman könne zu Vergleichen mit der deutschen Gegenwart herausfordern, in der bestimmte inflationistische Erscheinungen vorhanden sind und die Massen stark beunruhigen, das Wort „Inflation“ vielen stets auf der Zunge schwebt, beteuert Fallada

„es gezieme dem Geretteten, überstandene Gefahren nicht ganz zu vergessen, sondern ihrer gedenkend sich doppelt der glückhaften Rettung zu freuen“.

Lassen wir Fallada in seiner erborgten archaisierenden Sprache reden, die vielleicht ein Alibi für „deutsches Sprachempfinden“ sein soll. Will aber etwa Fallada behaupten, der Nationalsozialismus habe die „glückhafte Rettung“ vollbracht? Nicht nur heute, sondern auch in der Vergangenheit? Wem erzählt Fallada ein solches Märchen? Die Inflation wurde beendet, weil der Generalstreik die Cunoregierung stürzte und die soziale Revolution drohte. Fallada scheint das vergessen zu haben. Und auf wessen Kosten heute „gerettet“ wird, weiß doch Fallada genau.

Er hat in seinem Roman die Aktivität der Arbeiterklasse im Jahre 1923 unterschlagen, Arbeiter treten in diesem Roman überhaupt nicht auf. Fallada begnügt sich vielmehr mit der Schilderung deklassierter, lumpenproletarischer Existenzen, Kupplerinnen, Huren, Zuhälter, Krimineller. Vom Proletariat aber ist nirgends die Rede. Er teilt seine Personen in eine gute und eine schlechte Partei ein, und das Prädikat gut oder schlecht wird den Personen nach ihrer „nationalen Zuverlässigkeit“ verliehen. In den Mittelpunkt dieses breiten, oft sehr geschwätigen Romans wird die küstriner Putschaffäre vom November 1923 geschoben; Fememorde der „Schwarzen Reichswehr“, geheime Waffenlager, Geheimagenten, Provokateure spielen in dem Roman eine Rolle. Fallada will mit seiner Darstellung einer Fülle von geschäftigen, dunklen Personen, die teils als Trottler und Narren, teils als Hysteriker und Fanatiker, teils als Abenteurer und Deklassierte geschildert werden, den Beweis führen, daß diesen unklaren, unsicheren Elementen, diesen „Wölfen unter Wölfen“ noch nicht gelingen

konnte, was eben nur einem, nur Hitler später gelang. Dabei ist Fallada gewitzt genug, vom Nationalsozialismus, von Hitler selbst *nicht* zu sprechen, aber die Art seiner Darstellung ist *eine einzige Reverenz vor Hitler*. Fallada möchte schier das Herz brechen, daß der küstriner Putsch ein so klägliches Ende nahm; aber man kann beruhigt sein — das Herz bricht ihm nicht, Fallada gehört zu den Herzkranken, die viel vertragen und uralt werden.

In seinem ersten Buch sah Fallada die Dinge ganz anders, aber damals brauchte er auch noch nicht die Genehmigung, eine Nummer der Goebbelskammer zu führen. Damals sah Fallada Kräfte und Gegenkräfte — heute kennt er nur eine Seite. Ist es ein Zufall, wenn Falladas Putschisten sich als „Frontkameraden“ präsentieren, sich aber gar nicht durch ihr „Front-erlebnis im eigentlichen Krieg, sondern durch ihre Räubereien im Baltikum und in der Ukraine verbunden fühlen? Mit Nachdruck verweist Fallada auf diese Banditenfreikorps und erweist sich in ihrer Schilderung als gelehriger Schüler Dwingers. Wieder macht sich Fallada Parolen des Tages zunutze, diesmal der „Mein Kampf“-Parole vom „Drang nach dem Osten“. Damit der Westen aber nicht zu kurz komme, darf er in Einlagen, die Fallada unter dem Titel „Zeitungen“ (nach überholtem literarischem Rezept) zwischen die Kapitel einschiebt, an chauvinistischen Ausfällen gegen Frankreich, in der Phraseologie des „Angriff“, nicht fehlen. Da die Notwendigkeit solcher Exkursionen durch nichts zu begründen ist, wird offenbar, daß Fallada *nur seine Loyalität beteuern* wollte. Dieser Übereifer wirkt nicht nur peinlich, sondern macht Fallada zum Dienstboten des Propagandaministeriums.

Fallada meint, sein Buch handle auch von einigen „Aufrechten, Mutigen, Gläubigen“; er hält also einen seiner Banditen aus dem Baltikum und der Ukraine, einen deklassierten Burschen, der sich in Spielhöhlen herumtreibt und als Buchhalter eines bankrotten Junkers die Bücher falsch führt, für ein *Vorbild*; parasitäre Existenzen werden zu Edelmenschen hochgestapelt, als Überwinder der Zeit dargestellt. Aber auf keiner dieser 1200 Seiten wagt sich Fallada auch nur an den Versuch, die Ursachen und Urheber, die Förderer und Nutznießer, die *wahrhaften Wölfe* der Inflation zu schildern, seine Darstellung der Inflation bleibt ganz an der Oberfläche haften, nirgends dringt sie zum Innern vor, nirgends wird der Hebel ergriffen, der diesen unsagbar grauenvollen Wirbel auslöste. Nirgends offenbart sich so kraß, daß Falladas Realismus nur *erborgt*, nur *Tünche* ist. So viel Mühe, so viel Aufwand, so viel Ausputz — und nirgends die Wahrheit!

Auch arbeitet Fallada mit ältesten Tricks der Romanschriftsteller, mit zufälligen Begegnungen und Briefen, mit den Kniffen Sudermanns, mit obskuren Figuren, die geheimnisvoll auftauchen und wieder verschwinden. Der technische Apparat Falladas kracht in allen Fugen und zweifellos bestehen zwischen dieser unbekümmerten Übernahme ältester Kniffe und dem Mißbrauch, den Fallada mit dem Realismus treibt, Zusammenhänge. Die Unechtheit der Konstruktion ergibt sich aus der Unechtheit des Substantiellen.

Es ist nicht möglich zu sagen, wie weit Fallada noch abrutschen wird. Da ihm die Auseinandersetzung mit der Leserschaft, mit der Kritik fehlt, die Selbstkontrolle von ihm selbst bei der Unfreiheit im Lande nicht ausgeführt, sondern unterdrückt wird, scheint Falladas Entwicklung *weiter abwärts* zu gehen. Er versucht der direkten Auseinandersetzung mit aktuellen Stoffen und Erscheinungen durch die Flucht in die Vergangenheit zu entgehen, die Vergangenheit selbst aber zu fälschen. Einiges in diesem Buch verrät auch jetzt noch, daß Fallada sich innerlich gegen den Nationalsozialismus sträubt, anderes zeugt von Falladas Können, von seiner hervorragenden Beobachtungsgabe, seinem ursprünglich vorhandenen Wirklichkeitssinn. Aber Fallada vermag sich nicht zu entwickeln und völlig unbekannt, verschlossen blieb ihm die Kunst, auch unter den Verhältnissen, unter denen er zu leben vorzieht, die Wahrheit zu sagen. Das Zeichen, das man geduldig erwartete, ist nicht nur ausgeblieben, sondern sogar durch ein Signal ersetzt, das keine Kursänderung verkündet, es kann unter solchen Vorzeichen nur eine Fahrt in den Untergang werden. Anders gesagt: unter den Wölfen wird man mithenken oder gefressen werden, wenn man nicht entschlossen ist, sich in irgendeiner Weise zu wehren.

Kurt Kersten

LITERATURBRIEF AUS DEN SUDETEN

WURFWEITE UND SCHICKSALSFUGE

Nachdem er ein ganzes Jahr lang ruhm- und tatenlos dahinvegetiert hatte, empfand der „Bund sudetendeutscher Schriftsteller“ — eine getarnte Agentur des Goebbelsschen „Reichsverbandes“ — plötzlich das dringende Bedürfnis, die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen. Zu diesem Behuf wurde in Karlsbad ein prunkvolles Dichtertreffen veranstaltet, das (wir lassen hier die gleichgeschaltete Presse sprechen) „seinen Glanz durch die Anwesenheit zahlreicher Gäste“ und „seine besondere Weihe durch die Anwesenheit Konrad Henleins“ erhielt.

Der Glanz von jenseits der Grenzen war, bei Wotan, kein überflüssiger Luxus! Hätte man sich nicht bei Onkel Joseph den Schaffner und Brehm, den Springenschmied und Linke ausgeliehen — es wäre nicht viel Staat zu machen gewesen mit der illustren Versammlung Henleinscher Barden, als da sind: Sophie Ryba-Aue, Emil Merker, Robert Lindenbaum, Ernst Frank, Georg Pschierer, Dolf Peschanel, Karl Hüdl, Rudolf Witzany, Franz Höller, Friedrich Czerny usw.

Das sozusagen theoretische Hauptreferat hielt Professor Herbert Cysarz. Soweit man sein Blubodeutsch zu verstehen vermochte, plädierte dieser Urteutone mit dem alttschechischen Namen für eine „sudetendeutsche Literatur, die so Innenpolitik wie Außenpolitik ist“ und für ein „Schrifttum, das

Träger der übergreifenden Werte bleibt“. Dunkle Worte, deren Sinn nicht klarer wird, wenn man erfährt, daß die auslandsdeutschen Schriftsteller dazu berufen sein sollen,

„die Spann- und Wurfweite deutschen Daseins zu steigern... und Fuge zwischen Deutschland und Europa, Schicksalsfuge Europas und nicht nur Europas“

zu sein. Soweit die „Theorie“. Und die Praxis?

Da neben den Gästen nur ein einziger Sudetendeutscher — Karl Franz Leppa — mit eigenen Werken aufwartete, müssen wir uns an diesen einen halten. Er las eine Studie über Stifter. Schon eine kleine Kostprobe genügt zur Charakterisierung der Sprachverluderung und des Gedankenschwundes der „Wurfweitenliteratur“:

„Stifter ist gegenwartsnah, so wenig er das Abbild des Kämpferischen zu sein scheint — was dünkt Euch sonst um den Kampf, den er mit sich selbst gekämpft? — So wie er, Adalbert Stifter, nach Goethe die deutsche Dichtung über Ringende und Scheiternde hinaushob, ehe jüngere Zeitgenossen und späte Nachfahren an ihm und aus ihm weiterschufen, in eigenwilliger Nachfolge, doch unter der Weihe deutscher Kunst, wie sie von Goethe, dem Gewaltigen, und Stifter, dem Großen ausging, so wird immer, wenn der Anbruch tiefer Selbstbesinnung die Herzen der Deutschen wandelt und diese bestürzt und verwirrt von der Größe und Gewalt ihres Glücks, der adligen Weisheit des Maßes und der Beherrschung bedürfen, in ihnen mächtig werden — ihr Genius Adalbert Stifter!“

Romane? Gedichte? Dramen? Das karlsbader „Dichtertreffen“ machte uns mit keinem neuen „Schicksalsfugenwerk“ bekannt.

Was in diesem Herbst an Büchern deutscher Autoren aus der Tschechoslowakei erschien, gehört *nicht* zur Literatur wie sie Cysarz und Henlein fordern und fördern.

SUDETENDEUTSCHES INDUSTRIEDORF

Es ist das Verdienst Josef Hofbauers, das für die deutschen Gebiete Böhmens charakteristische Industriedorf literarisch „erschlossen“ zu haben. Sein bei Eugen Prager, Bratislava, erschienener Roman „Dorf in Scherben“ schildert den tragischen Niedergang eines Glasarbeiterdorfes, das einst zugleich mit seiner Glasfabrik aufblühte und in der Krisenzeit zugleich mit der Fabrik stirbt.

Hofbauer, der als sozialdemokratischer Organisator und Redner die sudetendeutschen Industriegebiete und ihre Bevölkerung genau kennengelernt hat, weiß seine Kenntnisse gut zu verwerten. Was er über die Geschichte der Glasfabrikation, was er über die Verhältnisse in der Fabrik und im Glasmacherdorf, was er über die Glasarbeiter und ihre Gewohnheiten, Gedanken, Gefühle sagt, klingt überzeugend und ist interessant. Allerdings, sowie er den Weg einfacher Erzählung (oft reportageartigen Charakters) verläßt, um sich in poetischere Höhen zu begeben, gleitet er aus. Die Liebeszenen bewegen sich hart am Rande des Kitsches, und so lebendig und echt die Glasarbeiter Hofbauers sind, so gekünstelt und verkrampft erscheint dem Leser die einzige Frauengestalt von Bedeutung.

Schwerer als diese künstlerische Unzulänglichkeit wiegt der (bei einem führenden Funktionär einer Arbeiterpartei doppelt ins Gewicht fallende) Mangel an Zuversicht, das Fehlen jedes Glaubens an künftige Siege. Die Glashütte wird endgültig stillgelegt, die letzten Arbeiter verlieren ihre Arbeit, das ganze Dorf ist zum Untergang verurteilt... und weder im Autor noch in einer seiner Figuren wird auch nur für einen Augenblick der Gedanke wach, daß Krise, Rationalisierung, Arbeitslosigkeit etwas anderes sind als „Schicksal“ und daß es außerhalb des sterbenden, in Scherben liegenden Dorfes noch eine Welt gibt, in der um eine bessere Ordnung gekämpft, ja auch eine Welt, in der diese Ordnung bereits errichtet wird.

SEIT 1918

Für den Romanschreiber scheint die Zeit zu einer Darstellung der zwanzigjährigen tschechoslowakischen Geschichte noch nicht gekommen zu sein (zumindest nicht für den deutschen Romanschreiber; aber auch die tschechische Literatur ist noch sehr arm an solchen Romanwerken). Dagegen haben wir bereits einige Versuche historischer Schriftsteller zu verzeichnen, die Epoche seit 1918 darzustellen. Der neueste Versuch stammt von Harry Klepetář („Seit 1918 — eine Geschichte der Tschechoslowakischen Republik“, Verlag Julius Kittl, Mährisch-Ostrau). Klepetář ist Redakteur am „Prager Tagblatt“, einer einst ebenso gut wie gut-demokratisch geschriebenen Zeitung, die in den letzten Jahren jedoch auf das Niveau des berüchtigten „Neuen Wiener Journal“ hinabgesunken ist, und zwar politisch wie stilistisch und journalistisch. Daß man nicht ungestraft ein Blatt mitredigiert, von dem der eigene Herausgeber sagt „Bitte identifizieren Sie es nicht mit mir, sondern nur mit meiner Vorsicht!“, zeigt sich auch in der außerredaktionellen literarischen Arbeit.

„Seit 1918...“ ist eigentlich nur eine fleißige Kompilation von Parlamentsberichten, Leitartikeln, Ministerlisten und Programmreden führender Koalitionspolitiker. Sehr nützlich als Nachschlagewerk für Journalisten, die erfahren wollen, wann dieser oder jener Staatsvertrag geschlossen, dieses oder jenes Ministerium gebildet, dieses oder jenes wichtige Gesetz angenommen wurde... aber völlig unbrauchbar für jeden, der von der tschechoslowakischen Nachkriegsgeschichte *mehr* zu wissen verlangt. Ganz abgesehen von einigen ebenso groben wie leichtfertigen Fehlern (völlig ungenügende Darstellung der agrarischen Fronde gegen die Wahl Beneš zum Präsidenten, bössartig verfälschtes Bild der kommunistischen Politik in den letzten zwei Jahren; absolute Hilflosigkeit gegenüber den außenpolitischen Vorgängen seit 1933 usw.), gibt dieses Buch immer nur Schilderungen der Oberfläche. Niemals werden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wurzeln innerpolitischer Entwicklungen gezeigt. Niemals wird der Versuch gemacht, den Einzelvorgang in größere Zusammenhänge einzuordnen. Ein strebsamer Chronist notiert, was ihm in den Gesichtskreis kam. Leider nur ist dieser Gesichtskreis äußerst beschränkt.

ABSCHIED

Die bisher besprochenen Werke deutscher Schriftsteller aus der Tschechoslowakei waren — bei aller Verschiedenheit von Genre, Stil und Thema — mit tschechoslowakischer Gegenwart oder Vergangenheit verknüpft. Friedrich Torbergs neuer Roman „Abschied“ (Humanitasverlag, Zürich) ist weder geographisch noch gesellschaftlich fest fixiert. Der Autor kehrt in diesem Werk zu dem Thema seiner ersten Bücher („Der Schüler Gerber hat absolviert“, „Und glauben, es wäre die Liebe“) zurück: Pubertätsfreuden — Pubertätsleiden, Jugendliebe — Jugendenttäuschung.

Torberg verfügt zweifellos über ein sehr beachtliches schriftstellerisches Talent. Er weiß vortrefflich zu beobachten, er versteht sich auf die Komposition eines Romans, er ist ein guter Erzähler. Leider setzt er seine Helden unter eine Art Glasglocke, die sie von den großen Stürmen, Umwälzungen, Erschütterungen unserer Zeit scheidet. Zwar gedeiht das Innenleben der zwei jugendlichen Liebenden Stefan und Renate unter dem Schutz der Glasglocke prächtig, und der Autor macht uns mit liebevollem Sachverständnis auf jede noch so kleine Veränderung im Wachstum und in der Verkümmern einer Jugendliebe aufmerksam... aber auf die Dauer wird uns die ständige Beobachtung durch die Mikroskoplinse zu eintönig, erscheint uns das Seelenleben dieser allzu gutsituierten Jugend der zwanziger Jahre nicht gewichtig genug; wir möchten mehr von der Welt außerhalb der Glasglocke wissen, schon deshalb, weil sie die „Atmosphäre von Dekadenz und Oberflächlichkeit“ geschaffen hat, „in der die große, reine Liebe zwischen Stefan und Renate entsteht und emporblüht“ und weil wir diese Atmosphäre erst dann spüren und begreifen, wenn wir verstehen, wie und warum sie entstand. Schließlich ist Torbergs Buch 1937 erschienen — auch das Erscheinungsjahr, so dünkt uns, verpflichtet.

Dazu kommt noch ein — bei Torberg neues — Sprachkleid. Der Autor bemüht sich um einen eigenen Sprachstil, und diese Bemühung sei voll anerkannt... nur tut er, unserer Meinung nach, des Guten zuviel, wenn er sich unter allen Umständen gewählt und getragen ausdrückt. Er gerät so in die Gefahr des Abrutschens in Schwulst und Schwammigkeit. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und vom gewählten Literaturdeutsch zum gezierten Sonntagsdeutsch oftmals noch weniger. Was Thomas Mann in der Josefslegende sehr wohl ziemt, das erscheint in Torbergs Roman — noch dazu überbetont und gezwungen — unziemlich. Wir meinen Passagen wie diese:

„Ganz einfach als aufdringlich empfand er Schule und Schulbetrieb, und seine Abneigung war ungefähr von jener Art, die Mancher gegen das Reisen in Eisenbahnzügen hegt: weil man sich da für kürzere oder längere Zeit in den gleichen Raum gewiesen findet mit einer größeren oder geringeren, meistens aber größeren Anzahl von Menschen, denen man sich aus freien Stücken wohl niemals beigesellt hätte, und womöglich verlangen sie auch noch, daß man sich mit ihnen beschäftigt.“

Torberg hat seinem Roman als Motto ein Zitat aus Russels „Ehe und Moral“ vorangestellt:

„Ich finde es wichtig, daß eine Gesellschaftsordnung das Liebesglück nicht abschnürt, auch wenn es nur ein Bestandteil des Lebens ist und nicht sein Hauptzweck.“

Wenn der Leser das (ausgelesene) Buch zuklappt, fragt er sich unwillkürlich, ob Torberg nicht . . . die Gesellschaftsordnung von der Liebesgeschichte seiner Helden abgeschnürt und aus dem „Bestandteil“ den „Hauptzweck“ gemacht hat.

SPANISCHE HISTORIE

Der Karlsbader Ernst Sommer hat in den ersten Nachkriegsjahren mit zwei Erzählungen debütiert: „Aufruhr“ und „Der Fall des Bezirksrichters Fröhlich“. Das Debüt legitimierte ihn als begabten Novellisten. Doch auf den Anfang folgte lange keine Fortsetzung. Erst 1934 trat Sommer wieder mit einem Werk an die Öffentlichkeit, diesmal mit einem großen historischen Roman „Der Templer“. Jetzt läßt er einen zweiten Roman des gleichen Genres erscheinen: „Botschaft aus Granada“ (Verlag Julius Kitzl, Mährisch-Ostau).

Wie Hermann Kesten hat auch Ernst Sommer sich das Spanien der „katholischen Könige“, das Spanien Ferdinands und Isabellas, Torquemadas und Colons zum Schauplatz seiner Romanhandlung gewählt. Aber während für Kesten das geschichtliche Ereignis nur ein Vorwand zum Phantasieren, die historische Gestalt nur ein Behälter für eigene Meinungen, Absonderlichkeiten, Illusionen sind, versucht Ernst Sommer, uns den geschichtlichen Ablauf und die historischen Charaktere zu deuten, zu verlebendigen, indem er sie mit den Mitteln des Romanautors darstellt.

Im Mittelpunkt des Werkes steht die Vertreibung der Juden aus Spanien. Ernst Sommer spielt nicht bewußt auf die Gegenwart an, wie es beispielsweise Bruno Frank in seinem Cervantesroman getan hat, und doch wird ein großer Teil der Leser den Vergleich zwischen der Judenvertreibung um 1500 und der Pogromhetze Streichers ziehen . . . und feststellen, daß der Nationalsozialismus auf seinem Marsch in die Barbarei die Grenze zwischen Neuzeit und Mittelalter über-, vielmehr unterschritten hat. Sprachlich wäre an Sommers Roman mancherlei auszusetzen. Allzu oft gleitet der Autor in die Dürre der Zeitungs- oder Chronistensprache ab. Auch unterlaufen ihm des öfteren Schludereien, ja auch ganz gewöhnliche grammatikalische Fehler. Das wäre nicht notwendig. (Was soll man zum Beispiel dazu sagen, daß gleich der erste Satz — ein Nebensatz — mit „trotzdem“ statt mit „obwohl“ anfängt, daß also der Roman mit einem groben Sprachfehler beginnt!) Aber gerade solche Mängel sind verhältnismaßig leicht abzustellen.

Heinrich Werth

ACHT AKROSTICHA

1

Heilrufe läßt er seine Mannen wie-
hern,
Indes er Unheil häuft und Not und
Qual
Turmhoch — und kläglicher als alle
frühern
Lakain im Staube kriecht vorm
Kapital.
Ein „Führer“, jeder Führertugend
bar.
Raubhehler. Henker. Heuchler.
Wicht und Narr.

2

Halunk auch des Halunken „Stell-
vertreter“:
Ein faules Ei gleicht anderm faulen
Ei.
Schuft Trotzki und dergleichen
Attentäter
Sind beider Buben würdige Küm-
panei.

3

Sein „Stürmer“, jenes „Führers“
Lieblingszeitung
Trieft Unflat, dampft Gestank und
dröhnt Gebell,
Rankünen-Dreck in frischer Zuberei-
tung
Entquillt in Strömen seinem Preß-
bordell.
In Nürnberg haust das Scheusal.
(Armer Dürer!)
Cäsarenwahnsinn hat das Schwein
gepackt.
Heut grunzt es noch, gekost von sei-
nem „Führer“:
Es wird erst schweigen, wenns zu Bo-
den sackt:
Revolverschnauzen werden abge-
hackt.

4

Georges Kram schleppt er auf Gun-
dolds Stelzen
Olymphoch stapelt er den faulsten
Quark.
Erst wenn Millionen sich im Blute
wälzen,
Birst er vor Glück vom Klumpfuß bis
ins Mark.
Blubo und andre Schwindelpropa-
ganda,
Ein Dutzend Lügen oder gleich ein
Schock,
Lallt er — bis von des Lügenbaus
Veranda
Stürzt samt dem Dritten Reich auch
dieser Schmock.

5

Geduld! Wir fragen uns: Was alles
ist er?
O Qual der Antwort! Welche Qual
der Wahl!
Erst Reichstagspräsident, dann Luft-
minister,
Reichsfeldwaldwiesenjäger, Gene-
ral
In einem Wust von Orden, Meer von
Morden...
Nehmt alles nur in allem, wies ge-
worden:
Ganz Deutschland ward durch ihn
ein Jammertal.

6

Die Spottgeburt aus „Blut und Bo-
den“ ist er:
Aus Blut, nach dem er wie nach Bo-
den giert.
Rings darbt das Land. Doch unver-
drossen frißt er.
Reichslandwirtschafts-Minister und
-bemister.
Ein fisches Vieh. Vertiert und parfü-
miert.

7

Lohnräuber, der des Volkes Bissen
kaut —:
Es wurde Zeit, daß (trotzdem selbst
dem Laut
Ypsilon) ein Akrostichon dich haut!

8

Brutal und skrupellos hat er zum
Morden
Luft, Land und Wasser emsig präpa-
riert.
Ost, West und Süd versucht er auf-
zunorden:
Muschkoten-Drill wird zackig exer-
ziert,
Begehr ist ihm nur eins: „Gen Ost-
land reiten...“
Er stiege dazu gern schon auf den
Gaul.
Rings aber raunts: „Vorbei sind deine
Zeiten!
Gehts los, schlägt dir das eigne Volk
aufs Maul!“

Franz Leschnitzer

WIE WERDE ICH STAMMUTTER?

Biologischer Ratgeber

Herr Wilhelm Stapel, Herausgeber des „Deutschen Volkstums“, macht seinem Namen keine Ehre: das ist keine Stapelware, was er produziert, das ist individueller Blödsinn, den er selbst „metaphysische Ordnung“ nennt.

Die Sache ist nämlich die. Nach Stapel ist das Dritte Reich ein Männerstaat, in dem sich vorläufig auch noch Frauen aufhalten. Diese Frauen stammen biologisch von Mädchen ab. Aus ihnen werden nach Stapel entweder

- a) Mütter; oder
- b) Beutemädchen.

Im Dritten Reich gibt es nämlich außer den gewöhnlichen Männern Krieger. Hieraus entwickelt sich das Problem des Dritten Reichs. So ein Krieger steht nämlich zwischen Tod und Leben, sagt Stapel, und in dem Wesen seines „Kriegertums“ liegt es, das

„Mädchen als Beute einzuschätzen. Etwaige Liebe ändert an dieser Haltung nichts.“

Auch die Frau steht. Nämlich

„vor der urtümlichen Frage ‚Ehefrau oder Beutemädchen?‘“

Soll sie oder soll sie nicht — das ist die Frage, ob sich aus dem Mädchen eine Ehefrau oder ein Beutemädchen ergibt. Denn:

„In dem Augenblick, da sich ein Mädchen einem Krieger hingibt, wird sie unvermeidlich zum Beutemädchen. Das liegt nun einmal so in dem urtümlichen Wesen allen Kriegertums.“

Sie kann sich aber auch, scheinbar wenigstens, dem Krieger versagen, und was dann geschieht, das ahnt man nicht:

„Schließt sie aber mit einem Gemahl eine Ehe, so treten alle Ahnen, voran die des Mannes, für sie ein, ob sie nun geliebt wird oder nicht.“

Und warum tun das die Ahnen?

„Die subjektive Not der einzelnen treibt zum Verhältnis, die Götter wollen die Ehe.“

Die Götter! Denn

„es handelt sich darum, ob die Ahnen, ich wage auch als Christ zu sagen, ob die Götter des Geschlechts und Volks den Bund heiligen oder nicht.“

Das alles ist gar nicht so kompliziert, wie es klingt. Das Mädchen braucht sich nur nicht einem Krieger hinzugeben, sondern mit einem Gemahl eine Ehe zu schließen, und schon ist die ganze Angelegenheit geheiligt. Wie hat nun das Mädchen in die Ehe einzutreten, auf daß die Ahnen und Götter für es eintreten? Woran hat sich das Mädchen zu hängen? Vor allem mit seiner Ehre:

„Die Ehre des Mädchens hängt nicht am Muttertum, sondern an der Unberührtheit. Worauf soll das Mädchen stolz sein, wenn nicht auf ihre Unberührtheit? Wenn nicht darauf, daß sie sich nicht ohne die Ehe hingibt, daß sie nicht Beute wird?“

Grausam treibt der Herr Stapel die Millionen Heimkrieger des Dritten Reichs in die subjektive Not der einzelnen, treibt sie zum Verhältnis, und, wie die Mädchen nun einmal sind:

„Millionen Mädchen unseres Volks werden Beutemädchen.“

Ohne Götter, ohne Ahnen und ohne Gemahl. Der Erfolg ist auch entsprechend:

„Die Millionen vermehren nur die Masse.“
Herr Stapel hält so etwas nicht
„für Moral, sondern für ein biologisches Gesetz.“

Nur die Masse. Wie kommt man aber zur Rasse? Wie kommt man aber zur deutschen Rasse? Man weiß bereits, daß dazu vor allem Gemahle gehören und keine Krieger. Der Führer, Herr Hitler, braucht überhaupt keine Mädchen. Er vermehrt die Rasse unberührt. Ihm springt sie direkt aus dem Kopf wie die Göttin Pallas Athene. Platz genug muß in seinem Gehirn sein. Aber da diese Beutemädchen nur Masse erzeugen und keine Rasse, so muß etwas geschehen, auf daß die Masse die nötige Führung hat.

„Wenn aber zehn Mädchen die Ehre wahren, so werden diese zehn die Stamm-Mütter unseres Volks sein.“

Jetzt wird alles klar. Die ganze berühmte deutsche Rasse ist noch gar nicht vorhanden. Aber sie wird! Sie wird, wenn zehn Mädchen die Ehre wahren. Also, das Pallas Athene-Prinzip auf das Mädchen übertragen. Die deutsche Rasse springt aus dem Kopf dieser zehn Mädchen. Aber sie nicht nicht da. Herr Stapel findet sie nicht, soweit sein deutsches Volkstum reicht. Und deshalb bleibt die deutsche Rasse ein Traum:

„Vielleicht ist die Unberührtheit nicht mehr möglich, dann stirbt unser Volk an seinen allzu schwachen Mädchen. Da können die Männer nicht helfen.“

Natürlich könnten sie. Und so stirbt die geträumte deutsche Rasse, weil nicht einmal zehn allzu schwache Mädchen unberührte Stamm-Mütter werden wollen. Der Auch-Christ, Herr Stapel, wird mit Göttern und Ahnen wieder glücklich:

„Nonnen weihen die Unberührtheit ihres Leibes der Gottheit, warum sollten sich nicht unberührte Mädchen im Dienst der edlen Rasse alles allzu billigen Liebe versagen?“

Die deutschen Mädchen ziehen es offenbar vor, keine Rassemütter aufzustapeln. Die sich lebend dafür halten, schrecken zu sehr ab.

Aber, Blödsinn beiseite. Es heißt außerdem

„Stellung der Frau im Dritten Reich“!

Nämlich: Freiwild für die Krieger des Herrn Hitler. Nicht einmal zehn Stamm-mütter sind von Herrn Stapel noch aufzutreiben. Deutsche Mädchen und Frauen, wollt ihr noch lange diese Hochstapler sich rühren lassen? Wollt ihr noch lange *nur die Masse* für metaphysische Geisteskranke sein?

H. W-n.

AUFGENORDETER DANTE

In der münchener Monatsschrift „Das Innere Reich“ (Dezember 1937, Seite 1091) gibt ein Otto Freiherr von Taube eine Besprechung der Neuübersetzung der „Göttlichen Komödie“ von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. Nach einer begeisterten Schilderung dieser „grandiosen Kulturtat“ seines Standesgenossen, der ihr angeblich fünfzehn kostbare Jahre seines Lebens opferte, obgleich schon mehr als ein Dutzend Übertragungen des Danteschen Hauptwerks ins Deutsche vorlagen — schließt der Verfasser mit folgender erstaunlicher Feststellung:

„Denn trotz der anderen Sprache, in der Dante gedichtet hat, obwohl auch das heutige Italien ihn mit Fug zu seinen nationalen Vorfahren zählt — Dante ist unser; unser ist der Langobardenabkömmling nicht minder als Walther von der Vogelweide; sie beide Kunder ein und desselben Reiches, sie beide Ausdruck ein und derselben germanisch durchbluteten Welt, die an Herrlichkeit ihresgleichen in der Folgezeit noch nicht hat wiedergefunden.“

Trotz der intimen Waffen- und Kulturgemeinschaft der beiden „dynamischen Staaten“ dürfte die deutsche Annektion des großen italienischen Dichters doch auf den Widerstand der faschistischen Freunde stoßen, die seit Jahren unverdrossen und ungestört von den gegenwärtigen „Bewahrern der deutschen Belange“ damit beschäftigt sind, die deutsche Sprache im Lande des ersten und bedeutendsten deutschen Sprachschöpfers, Walther von der Vogelweide, auszurotten! Auch scheint der Emigrant Dante, der die Willkür der Tyrannen seiner Zeit am eigenen Leibe erlitten und sie in seinem Gedicht in die untersten Kreise der Hölle verbannt hat, wenig als Kunder eines „Reiches“ geeignet, dessen „Herrlichkeit“ darin besteht, die edelsten

Freiheitskämpfer und Kulturträger der Nation zu ermorden, einzukernern oder ins Exil zu jagen, um die „germanische Durchblutung der Welt“ in Ruhe vorberreiten zu können.

Was den unglaublichen Stil anbelangt, von dem die angeführten Sätze ein hinreichendes Beispiel geben, so sucht der Verfasser wohl die italienische Grammatik in die deutsche Sprache einzuführen?

K. A.

DER „GROSSE DICHTER DES MARXISMUS“

Gerhart Hauptmanns fünfundsiebzigster Geburtstag wurde von der offiziellen faschistischen Presse mit Schweigen oder verlegenem Gestammel „gefeiert“. Offenbar fürchtete man den Spott des Auslandes. Man überließ es Blättern wie etwa dem „Prager Tagblatt“, die Seelenverwandtschaft mit dem nur halb erwünschten Hineinkriecher zu dokumentieren. Doch das ist, wenn auch bezeichnend, nicht sehr interessant. Reizvoller zu beobachten sind die Purzelbäume jener wenigen faschistischen „Literaturtheoretiker“, die dazu verurteilt waren, innerhalb des Dritten Reiches etwas über den peinlichen Jubilar auszusagen.

Da bemüht sich beispielsweise ein Richard Litterscheid, in der essener „National-Zeitung“ nachzuweisen, daß „Meister Gerhart“ eigentlich „ein Dichter zwischen den Zeiten“ gewesen und geblieben sei. Warum zwischen den Zeiten? Nach brauner Logik höchst einfach: weil sein Schaffen zu eng an die Zeit gebunden gewesen wäre:

„So wendet sich sein Werk an eine Zufallsgemeinde, nicht an eine Gemeinschaft. Nur dort, wo er seine enge Zeitgebundenheit aufgibt, wie etwa im Märchen ‚Und Pippa tanzt‘, und in allen freieren, also dichterischen Entladungen, die über das Einzelne in das Ganze weisen, zeigt es bleibendere Werte. In ihnen suchen und finden wir den wirklichen Dichter Hauptmann, nicht aber in seinen Elendsschilderungen, durch die er von der überlebten Systemzeit sogar als der große Dichter des Marxismus gefeiert werden konnte.“

Halten wir uns nicht damit auf, daß das einzige Wertvolle — wenn auch nicht gerade dramatisch Wertvolle — in Haupt-

manns Stücken, nämlich die naturalistische Elendsschilderung, ebenso wie der Inhalt der „Weber“ (im Gegensatz zu dem des „Florian Geyer“) keine Gnade in der faschistischen „Werkbetrachtung“ findet — kontrollieren wir lieber, bevor wir uns mit den „freieren, also dichterischen Entladungen“ kurz beschäftigen, einmal die — nicht nur in faschistischen Kreisen verbreitete — Auffassung, Gerhart Hauptmann sei früher als „der große Dichter des Marxismus“ gefeiert worden. Das ist, wie alle Nazitheorie, historische Zweckklüge.

Schon im Februar 1893 (!) schrieb Franz Mehring in der „Neuen Zeit“, anläßlich der Uraufführung der „Weber“, die er (wie auch den „Biberpelz“) mit Vorbehalten anerkennt:

„Fragen wir schließlich: wird die eine Schwalbe den Sommer machen? Wird auch nur Gerhart Hauptmann sich auf der Höhe halten, die er mit den ‚Webern‘ erreicht hat, so ist die Antwort ein Achselzucken... Aber freuen wir uns über die Schwalbe nicht weniger, weil sie wohl keinen Sommer machen wird.“

Und später? Von Stück zu Stück, von Aufführung zu Aufführung — Ablehnung! Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie damals „der Marxismus Gerhart Hauptmann gefeiert“ hat, lese man bloß den Einleitungssatz einer der letzten Rezensionen Mehrings über „den großen Dichter“ (in der „Neuen Zeit“, 29. Jahrgang, 1911):

„Den peinigend-qualvollen Untergang von Gerhart Hauptmanns Talent im einzelnen zu verfolgen, hatten wir aufgegeben, aber wir sind doch noch einmal das Opfer der lärmenden Reklametrommel geworden, die für sein neuestes Stück ‚Ratten‘ gerührt wurde...“

Nein — wirkliche Marxisten haben niemals, auch später nicht, Gerhart Hauptmann als einen der Ihren in Anspruch genommen oder gar gefeiert. Das taten ganz andere Kreise. Und damit sind wir bei den von dem faschistischen „Literaturkritiker“ Litterscheid so sehr gepriesenen „freieren, also dichterischen Entladungen“ angekommen. Es ist recht amüsant und ganz lehrreich, die Mehringschen Rezensionen auch nach dieser Richtung zu durchstöbern; etwa den 1893 in der „Neuen

Zeit“ geschriebenen Einleitungssatz zu einer „Hannele“-Besprechung zu lesen:

„Es tut uns sehr leid um Gerhart Hauptmann, aber wenn er unter die Räuber der bürgerlichen Kritik gefallen ist, wenn die Börsenpresse ihm jubelnd bescheinigt, er biege endlich in das ‚Tor der echten und wahren Dichtkunst‘ ein, so hat er dieses Schicksal reichlich verdient mit seinem ‚Hannele‘, einem ‚Traumstück in zwei Teilen‘, das gestern zum ersten Male auf der Bühne des königlich preußischen Schauspielhauses aufgeführt wurde.“

Noch begreiflicher wird die Vorliebe der heutigen braunen „Literaturtheoretiker“ für „Hannele“, „Pippa“, „Versunkene Glocke“ und andere „dichterische Entladungen“ wenn man einen weiteren Satz aus der eben zitierten Rezension wiederholt:

„Man braucht gar kein Poet, man braucht nur ein denkender und fühlender Mensch zu sein, man braucht nur ein wenig Sympathie mit den arbeitenden Klassen und ein wenig Verständnis für ihre soziale Lage zu haben, um sich von Hanneles Todesphantasien unendlich ergreifendere und erschütternde Vorstellungen zu machen, als durch den Klimbim des königlich preußischen Schauspielhauses gestern in den weinerlichsten Mannesseelen der Börse geweckt werden konnten. Dieser Klimbim ist nicht Poesie, nicht Wirklichkeit, auch nicht einmal Mystizismus in dem naiven und sozusagen mittelalterlichen Sinne des Wortes. Er ist höchstens verheuchelter Mystizismus zu Ehren der ausbeutenden und unterdrückenden Klassen.“

Oder man lese, was Mehring 1896, mit dem damaligen Rezensenten der „Vossischen Zeitung“, Paul Schlenther, polemisch, über eine andere „dichterische Entladung“ Hauptmanns schrieb:

„Somit soll die ‚Versunkene Glocke‘ das Gegenstück zu den ‚Webern‘ sein; vor dem Elend, das der Kapitalismus schafft, soll nun bei den elbischen Wesen über- oder unterirdischer Art, beileibe aber nicht auf dieser Erde Rettung sein. In diesem Sinne faßte denn auch der untrügliche Klasseninstinkt des geldprotzigen Premierenpublikums das Märchendrama auf: es hatte einen Bombenerfolg, von dem nur ein Teil, und vielleicht selbst nur der kleinere Teil,

auf die Rechnung einer ausgezeichnet organisierten Claque zu setzen ist.“

So weit der seinerzeit repräsentative marxistische Kritiker über den angeblichen „großen Dichter des Marxismus“. Das ist die eine Seite. Und die andere: daß heute einer aus der ausgezeichnet organisierten Claque des Herrn Göring genau wieder jenen Teil von Hauptmanns Werk lobt, der dem „untrüglichen Klasseninstinkt des geldprotzigen Premierenpublikums“, den „weinerlichsten Mannesseelen der Börse“ genehm ist. Und das ist natürlich kein Zufall, sondern zutiefst im Wesen des Faschismus, in seinem Zuhälter-Verhältnis zum Großkapital, begründet. Gerhart Hauptmann aber steht also immer noch da, wo er immer stand: nicht „zwischen den Zeiten“, sondern mit dem Wunsch, Geld, recht viel Geld und „Ehre“ zu verdienen, zwischen den Ruinen seines, wenn auch bescheidenen, Talents.

Fr. Lambert

DER BESCHRÄNKTE UNTERTANEN- VERSTAND

Die Sache hatte ihren Ausgang genommen von einer Aufhebung der Verfassung durch den Willkürakt des Königs von Hannover; es handelt sich um jene Affäre, an die man im vergangenen Jahre erinnerte, weil der berühmte Protest der „Göttinger Sieben“ sich gegen diesen Verfassungsbruch richtete. Das war 1837. Aber die Folgen zogen sich noch ins nächste Jahr hinein. In Elbing taten sich einige Demokraten zusammen und beglückwünschten die Göttinger Professoren zu ihrer mutigen Haltung. Einer jener Fürstendiener, die sich von solchen Taten ein gutes Ansehen bei ihrer Regierung versprochen, sandte eine ihm zugänglich gewordene Abschrift dieser Adresse an den preußischen Innenminister. Er machte sich dadurch nicht nur Liebkind in Berlin, sondern er wurde auch zum Geburtshelfer bei einer höchst bezeichnenden Redensart.

Friedrich Wilhelm III., gegen seinen Willen vom Volke in die Befreiungskämpfe getrieben, dachte von Anfang an nicht daran, die versprochenen und erhofften Freiheiten wirklich Tat werden zu lassen. Kaum, daß er wieder fest auf seinem Throne saß, begannen die Demagogenverfolgungen im verstärkten Maße und erst 1834

war er froh, den richtigen Mann für sein Innenministerium gefunden zu haben: den Herrn Gustav Adolf Rochow von Rochow, einen Konservativen reaktionärster Färbung, der sogleich auf der ganzen Linie aufzuräumen begann. Der Rochow ist erstaunlicherweise noch nicht als verehrungswürdiger Vorläufer des Nationalsozialismus ausgegraben worden: er verdiente es zweifellos. Die Stein-Hardenbergischen Reformen wurden auf den Mithaufen der Geschichte geworfen. Rochow ließ durch den Staatsrechtslehrer von Rönne erklären „daß das Bürgerrecht an Bedingungen, welche den Unbemittelten davon ausschließen, geknüpft und die Wahlfähigkeit beschränkt werde, um die ärmere ungebildete Klasse der Bürger in der Regel aus dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung zu entfernen“.

Franz Mehring („Neue Zeit“, 1912) erwähnt im Zusammenhang damit die offen volksfeindliche Haltung dieses Rochow. Der hielt es auch in anderen Beziehungen mit dem Verwirklicher seiner Ideologien, der erst 100 Jahre später sich austoben sollte; er brach einen großen Kirchenkrach vom Zaune und scheute sich nicht, gleich zwei Erzbischöfe einsperren zu lassen. Und eines Tages, es mag Ende 1837 gewesen sein, kam der Brief aus Elbing mit der Nachricht von der Fronde der dortigen Demokraten.

Ein junger Regierungsassessor, den aus dem Dunkel der ministeriellen Personalisten auszugraben, eine Aufgabe für die hitlerischen Archivräte wäre, bekam den Auftrag, eine geharnischte Antwort zu verfassen, die sich zur Veröffentlichung als Erlaß eigne. Am 15. Januar 1838 stand sie im Regierungsanzeiger und enthielt folgende klassischen Sätze:

„Es ziemt dem Untertanen, seinem Könige und Landesherren schuldigen Gehorsam zu leisten..., aber es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünnkelhaftem Übermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen...“

Der Minister Rochow, der also verkündet hatte, daß ein Untertan in jedem Falle nur über einen beschränkten Verstand verfüge, kannte das ältere, dem Oxenstjerna

zugeschriebene Wort offenbar noch nicht, das sich über den Verstand der Regierenden recht skeptisch äußerte. Aber er hat damit den „beschränkten Untertanenverstand“ sprichwörtlich gemacht, der erst in Hitlers Lebens- und Lehrbuch zur eigentlichen Staatsräson werden sollte. Der Rochow schließlich war nur ein Minister seines Königs, und wenn auch sein Erlaß nicht vergessen worden ist, so ist doch darüber allsogleich kräftig und auch öffentlich gelacht worden. Herwegh hat ein paar Jahre drauf der Katze die Schelle umgehängt und dafür gesorgt, daß der 1842 scheidende Minister seinen gebührenden Nachruf bekam. Zur traurigen, furchbaren Wirklichkeit sollte die Maxime des Rochow erst in unseren Tagen werden, wo die „ebenso denkfaule wie manchmal anmaßende Masse“ (Hitler „Mein Kampf“) danach behandelt wird. Die Übereinstimmung selbst der Formulierungen verblüfft. Schon dem Rochow war es Anmaßung, wenn das Volk sich ein Urteil erlaubte. Nach Hitler sei

„die Masse nicht in der Lage, zu unterscheiden, wo das fremde Unrecht endet und das eigene beginnt“,

denn:

„Die Aufnahmefähigkeit der großen Masse ist nur sehr beschränkt, das Verständnis klein, dafür jedoch die Vergeßlichkeit groß.“

Darum richte sich, so verkündet er, die nationalsozialistische Propaganda

„nach der Aufnahmefähigkeit der Beschränktesten unter denen, an die sie sich zu richten gedenkt. Darum wird ihre rein geistige Höhe um so tiefer (!) zu stellen sein, je größer die zu erfassende Masse der Menschen sein soll...“

Denn nur dann...

„wenn die Propaganda ein ganzes Volk... erfüllt hat, kann die Organisation mit einer Handvoll Menschen die Konsequenz ziehen“.

So ruht die Herrschaft der Handvoll Hitlerkreaturen auf jener Einschätzung des Volkes, die vor hundert Jahren der Minister Rochow durch seinen Erlaß populär gemacht hat. Daß das kein solides Fundament ist, wird die Zeit lehren.

DORFSCHULE IM DRITTEN REICH

Kleines Kulturbild

Der Park mit den Göttern, die Perücken tragen wie Duodezfürsten, geht über in einen richtigen deutschen Märchenwald mit riesigen Eichen, samnten Moosbänken und rotgescheckten, giftigen Pilzen. Am jenseitigen Saum des Waldes gibt es ein paar Dörfer, ganz einsam, ganz abgeschieden. Und doch ist die Großstadt ganz nahe: Wohlhabende flitzen an Sonntagnachmittagen in ihren Autos nach St. Nur der Märchenwald trennt sie von den Dörfern.

„Im Winter, wenn es schneit und taut, sind wir vollkommen abgeschnitten von der übrigen Welt. Die Wege ertrinken im Schlamm. Hier werden keine Straßen gebaut, obgleich unsere Bauern sie bitter nötig hätten. Sie sind verpflichtet, mir im Winter acht Fuhren zu stellen, damit ich nach St. komme. Sie weigern sich oft, mich zu fahren. Ihre Pferde schaffen es nicht.“ Der Lehrer spricht so. Ich kenne ihn seit Jahren. Schon früher einmal hatte ich ihn in seiner Schule aufgesucht.

Die Luft in der Klasse ist die gleiche geblieben. Die beizende, stickige „Landluft“ der Dorfschulen. Die Bauern, denen es schwer fällt, Heizmaterial zu liefern, ärgern sich, wenn der Lehrer auch nur für einen Augenblick das Fenster öffnet.

Zwischen Bildertafeln *Zahnpflege*, *Der Mensch*, *Insekten*, *Säugetiere*, haben sich neue geschoben: *Arier und Juden*, *Dinarische*, *fälische*, *ostische* Rassetypen.

Zweiundfünfzig Kinder sitzen in dem niedrigen Raum, Kinder zwischen 6 und 15 Jahren. Der Lehrer erlaubt mir, Fragen an sie zu richten. Ich zeige auf die Tafel *Zahnpflege*: „Wer von euch hat eine Zahnbürste?“ Die Kinder lachen.

„Solchen Luxus kennt man hier nur von Bildern“, erklärt mir der Lehrer leise.

„Früher tauchte hie und da einmal ein Schularzt auf, aus St. Die Kosten wurden später eingespарт. Die Kinder werden nur bei Schulaufnahme ärztlich untersucht. Ein Zahnarzt kümmert sich um sie überhaupt nicht.“ Aber ich solle nur weiter fragen.

„Wer von euch Kindern hat ein eigenes Bett?“

Nur etwa ein Drittel der Klasse steht auf. „Wir beide schlafen bei der Großmutter im Bett“, sagt ein kleiner Junge und zeigt auf seine Schwester, die auf der anderen Seite der Schulklasse sitzt.

„Ich glaube, mancher ist nur aufgestanden, weil er sich so einen Wunschtraum erfüllt“, sagt der Lehrer. „Es ist selten hier in den Dörfern, daß die Kinder eine eigene Bettstelle haben.“

„Na erzählt mal, was Ihr gestern zu Mittag gegessen habt?“ frage ich. Gestern war Sonntag.

„Kartoffelsuppe.“

„Wir haben Kartoffelsuppe gegessen.“

„Kartoffelsuppe“ — ertönt es von allen Seiten. Nur eine triumphierende Knabenstimme übertönt den Chor der Kartoffelsuppenesser: „Bei uns gabs gestern Entenbraten.“

„Hattet Ihr eine Familienfeier?“

„Nein, unsere Ente ist erstickt.“

Es wohnen fast nur Kleinbauern in dem Ort. Vieh haben sie kaum. Nur die wenigen größeren Bauern verfügen über ein, zwei Pferde. Schon 1934 verkauften verschiedene, wegen der großen Dürre, ihre Kühe zu niedrigstem Preis. Die meisten können sich seitdem keine neue Kuh mehr anschaffen. Auch Kleinvieh können sie sich weniger halten als früher. Die Futterpreise sind zu hoch. Auf ihren Äckern wachsen nur Kartoffeln und Roggen. Diese armen Dörfer bei St. waren früher Hochburgen der Nazis. Im März 1933 wählten von 214 Wahlberechtigten 143 Nationalsozialisten. Um jene Zeit gab es große nationalsozialistische Versammlungen in diesen Dörfern, die sonst immer ganz abseits lagen von jeder Politik. In der großen Wirtsstube, deren rauchgeschwärzte Wände mit alpenglühenden Gletschern und enzianbetupften Alpen bemalt sind, saßen die Bauern und hörten gläubig, was die Nationalsozialisten ihnen alles versprachen. Der Bauer sollte nicht länger Not leiden.

Heute? Es gibt Bauern, die ihren Kindern nicht einmal Milch geben können — den Kindern, die schwer arbeiten; sie müssen auf dem Hof helfen und auch draußen auf dem Feld. Für die Schule bleibt kaum Zeit und Kraft.

Die Kinder schreiben unbeholfen, sie lesen stockend, sie rechnen schlecht. Aber das ist ja auch nicht die Hauptsache: sie

müssen über die Rasse Bescheid wissen und über den Luftschutz. An den Luftschutz muß der Lehrer die Kinder jeden Tag erinnern. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP nimmt tätigen Einfluß auf den Unterricht.

„Warum brauchen wir Luftschutz?“

„Unser Luftfahrtminister Göring sagt: Jede deutsche Stadt und jedes deutsche Dorf ist für Bombenflieger erreichbar, der Luftschutz ist daher eine Lebensfrage für unser Volk“ leiert ein Junge.

„Wie weit kann ein neuzeitliches Bombenflugzeug fliegen?“

Eine kleine Blondzopfige weiß es: „Fünfhundert Kilometer weit.“

„Welche Bombenlast vermag ein solches Bombenflugzeug zu tragen?“

„1500 Kilogramm Bombenlast.“

Kinder am Rande des Märchenwaldes...

Maria L.

BRIEF AUS DEM DRITTEN REICH

Ernst Wiechert ist einer jener Schriftsteller im Dritten Reiche, die, weit entfernt davon, Sozialisten zu sein oder auch nur mit sozialistischen Gedankengängen zu sympathisieren, genährt und gestützt von religiösen Gedankengängen und durchsättigt von dem Erbgut eines wahrhaften Humanismus, dem Regime der braunen Barbarei mannhaften Widerstand leisten.¹

Wenn wir auch den Mut solcher Männer hoch achten, so erhebt sich doch — menschlich und politisch — die Frage nach der Zweckmäßigkeit dieser Art von modernem Märtyrertum, zumal dieses oft genug in Verkenennung der braunen Realität eingesetzt wird und deshalb nicht ganz den außerordentlichen Einsatz lohnt. So leitete Ernst Wiechert am Freitag, den 19. November 1937, eine Vorlesung in der „Literarischen Gesellschaft“ damit ein, daß er einen, anläßlich seines 50. Geburtstages, von Hermann Hesse geschriebenen Brief verlas, in dem dieser ihn seinen „lieben Freund“ nennt und das Bibelwort zitiert: „Eine Mauer um uns baue“. Wiechert knüpfte daran, in seiner religiös

betonten Art, einige Betrachtungen, so etwa: die Liebe und Dankbarkeit seiner großen Lesergemeinde sei eine solche Mauer, die „ihn umhiegend beschirme vor den Gefahren des Lebens und den Feinden“.

Vielleicht haben ihn nicht einmal allzu viele Hörer verstanden, vielleicht auch wollte der Dichter diesen Worten gar nicht jene tiefere Bedeutung unterlegen, die man heraushören konnte — jedenfalls aber, und das ist gut so, kommentierte der „Westdeutsche Beobachter“ vier Tage später die Ausführungen des Dichters:

„Jeder von uns weiß, daß es Hermann Hesse war, der nach der nationalsozialistischen Machtübernahme ins Ausland ging, sich dort plötzlich, seine deutsche Abstammung und Nationalität verleugnend, als Schweizer bezeichnete und erklärte, die eigentliche deutsche Literatur lebe heute außerhalb der deutschen Grenzen. Es ist hier nicht notwendig, auf das alte Sprichwort hinzuweisen, das da lautet: Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist, denn die Fortsetzung des Briefes deutet es ziemlich eindeutig an, wie verwandt sich dieser Dichter mit jenem Hermann Hesse innerlich fühlt.“

Und mit hinterhältiger Drohung fragt der Berichterstatter, ein gewisser Otto Klein, auf das Legendenwort von der umhiegenden Mauer eingehend:

„Vor welchen Gefahren und welchen Feinden aber soll ihn diese Mauer beschützen? Hat Wiechert heute etwas zu fürchten? Soll es nicht zugleich eine Mauer sein, hinter der man selbst den Angreifer spielen kann, ohne entdeckt zu werden? Auf diese Deutung muß man kommen, wenn man die weiteren Darbietungen Wiecherts am Freitagabend in die nähere Betrachtung mit einbezieht.“

Und nun werden vor allem zwei Novellen, die Wiechert in der „Literarischen Gesellschaft“ vorlas, „in die nähere Betrachtung mit einbezogen“; und das ist sehr interessant, besonders für unsere Freunde im Auslande, zeigt es doch, mit welcher Hellhörigkeit hier selbst vage Andeutungen einer (vielleicht nicht einmal beabsichtigten) Opposition aufgenommen und interpretiert werden. Gleichzeitig aber wird erschreckend klar, wie eingeeengt das Dichtertum im Reiche der Gestapo ist.

¹ „Das Wort“ konnte in seiner Nr. 4/5, Jahrgang 1937, eine Rede Wiecherts veröffentlichen, die dieser vor Studenten gehalten und ihn für kurze Zeit ins Konzentrationslager gebracht hat.

Die erste Novelle handelt von einem jungen Bauernburschen, der in einer Saalschlacht drei Schüsse abgibt, Gewissensbisse bekommt, er könne jemanden getötet haben, zu seiner Großmutter, einer energischen frommen Alten, flieht, die ihn zwingt, sich der Polizei zu stellen. Diese „Sühne“ einer — aus naheliegenden Gründen — nur angedeuteten Schuld wird von Wiechert religiös akzentuiert. Der Beauftragte der Literaturgestapo im „Westdeutschen Beobachter“ stellt die Frage natürlich politisch, kann aber dem Dichter nicht beikommen, weil sich dieser selbstverständlich gehütet hat, zu sagen, sein Bauernbursche Tobias sei ein mißleiteter SA-Mann; wie der Dichter, ebenso selbstverständlich, auch nicht angibt, wo und in welcher Zeit die Erzählung spielt. Und wenn der faschistische „Kritiker“ nun dem Autor ästhetisierend vorwirft, er verschanze sich hinter „einem Halbdunkel mysteriöser Gefühle“, so hat er sachlich zwar recht, vergißt aber hinzuzufügen, daß heute jedes nur halbwegs klare Wort, jedes offen geäußerte menschliche Gefühl den deutschen Dichter geradenwegs ins Konzentrationslager führen würde!

Die zweite Novelle Wiecherts, welche auch auf uns Hörer den stärkeren Eindruck machte, ist fast noch interessanter, wenn auch unklarer. Soldaten des Königs nehmen einem Bauern seinen Büffel fort. Vasudewa, ein ehemaliger Räuber und späterer Heiliger, fordert den König auf, dem Bauer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Unterwegs aber hat sich Vasudewa geweigert, einem Standbild des Königs die vorgeschriebene Ehrenbezeugung zu erweisen, das sei „Götzendienst“, erklärt er. (Und Herr Otto Klein „übersetzt“ es in seinem Denunziantenbericht in „*Vergötzung des Staates*“ — was Wiechert nicht geschrieben und noch weniger gelesen hat.) Vasudewa soll hingerichtet werden, es sei denn, er verzichte auf seine Forderung nach Gerechtigkeit für den beraubten Bauer. Er verzichtet nicht. Nun wird auch seine Mutter verhaftet: auch sie weigerte dem Standbild den Gruß. Der König läßt sie verbrennen; sie singt, während die Flammen sie umlohen. Dann wird — immer noch nicht gebeugt — auch Vasudewa hingerichtet. Jetzt erst sieht der König sein Unrecht ein; sterbend aber erblickt er seinen Sohn und Nachfolger auf dem We-

ge zu dem Bauern, dem er zweihundert weiße Büffel bringt...

Man sieht: auch das ist ganz mystisch. Aber die Grundtendenz dringt überall durch: der Ruf nach *Gerechtigkeit*, die täglich und stündlich im Dritten Reiche geschändet wird; dann der *Gewissenskonflikt*, in dem sich viele Geistige vom Schlage eines Ernst Wiechert befinden: die immer aufs neue verlangte Demütigung vor einem „Hoheitsabzeichen“, daß sie, ihrer ganzen Wesensart nach, zutiefst verachten müssen.¹ Und sollte nicht auch die als *Geisel* verhaftete Mutter bei uns Hörern aus dem Mystischen ins Reale treten? Sodann mag schließlich mancher, der die Agrarpolitik des Herrn Darré kennt, sich seine eigenen Gedanken über den seines Viehs beraubten Bauer und den *Nachfolger* des „Königs“ gemacht haben. Das deutsche Volk ist, großenteils ganz abseits von jeder Mystik, recht empfänglich für biblische Bilder und Vergleiche geworden.

Das weiß natürlich der Herr Klein des „Westdeutschen Beobachters“, denn er schimpft:

„Auch diese Geschichte zeichnet sich durch eine unklare innere Haltung aus, die so und so gedeutet werden kann, und eine Art theologischer Vernebelung ihrer wirklichen Hintergründe benutzt.“

Das ist zwar kein Deutsch, aber wenn er mit dem Vorwurf schließt:

„Die Sprache Wiecherts ist daher schwulstig und im Tonfall von zelebrierender Feierlichkeit“ —

so ist das dennoch richtig, nur hat er hier wiederum die Hauptsache „vergessen“: daß in einem Lande, in dem, wie in unserem, die Freiheit des Worts unterdrückt ist, das Wort notwendig verkrüppeln und verderben muß — der Dichter Ernst Wiechert ist eines der tragischsten Beispiele dafür. Es ist tatsächlich so, wie dieser Otto Klein, am Anfang seines Spitzelberichts, Hermann Hesse sagen läßt:

„Die eigentliche deutsche Literatur lebt heute außerhalb der deutschen Grenzen.“

Doch wir sind sicher, daß sie in nicht allzu langer Zeit auch wieder innerhalb der

¹ Auch in Hans Carossas Roman „Geheimnisse des reifen Lebens“ klingt dieses Motiv stark an.

Grenzen eines befreiten Deutschland aufblühen und reiche Frucht tragen wird!

x. y.

BRIEF AUS PARIS

Die Buchausstellung des „Schutzverbandes deutscher Schriftsteller“ („Das deutsche Buch in Paris 1837—1937“) war durch eine größere Kundgebung, die im Zeichen der Einheit und Freiheit stand, abgeschlossen worden. Sechs Monate lang, vom 25. Juni bis 20. November, war am Ausstellungslokal im belebten lateinischen Viertel von Paris auf großen Plakaten in deutsch und französisch die Ankündigung zu sehen gewesen: „Die deutsche Literatur in Paris“. Romain Rolland und der bekannte französische Dramatiker Lenormand hatten das Protektorat über die Ausstellung übernommen. Tagtäglich fanden sich zahlreiche Besucher fast aller Nationalitäten ein; Reichsdeutsche hielten sich stundenlang in dem mit den neuen Büchern der antifaschistischen deutschen Schriftsteller angefüllten Raum der Ausstellung auf, setzten sich still in eine Ecke, lasen und lasen, was sie sonst nicht lesen dürfen. Die Abschlussskundgebung endete mit einer Bücherverlosung aus dem Bestand der Ausstellung, bei der 1000 Preise in Büchern und Broschüren — der Hauptgewinn waren die bisher erschienenen Bände der großen Marx-Engels-Gesamtausgabe — zur Verteilung gelangten.

Endlich war also die Ausstellung geschlossen, die die pariser Naziagenten monatelang beunruhigte. Nun wollten sie ihren Freunden eine „Ausstellung des deutschen Buches“ zeigen. Sie versandten also eine gedruckte Einladung in höflichem Französisch auf feinstem Luxuspapier:

„Monsieur Gustav Mack, Président de la Deutsche Gemeinschaft, vous prie de lui faire l'honneur de visiter l'exposition du livre allemand.“

Um die Bedeutung der Ausstellung hervorzuheben, war auf der Einladung gesagt, daß die Ausstellung unter dem *„Haut Patronage de Son Excellence Monsieur l'Ambassadeur de l'Allemagne, Comte de Welsbeck“* stünde.

Man mußte sich jedoch sehr beeilen, wenn man Herrn Gustav Mack und seiner gräflichen Exzellenz, dem Botschafter der braunen Volksgemeinschaft die „Ehre er-

weisen“ wollte, denn die Ausstellung war nicht etwa auch für sechs Monate, sondern nur für vier Nachmittage vorgesehen, obwohl sie in dem der „Deutschen Gemeinschaft“ gehörigen „Braunen Haus“ stattfand.

Außerdem war es nicht leicht, diese großartige Ausstellung, oder vielmehr die Ausstellung der großartigen Einladung zu finden. Vergeblich suchte man nach einem Schild „Deutsche Gemeinschaft“. Erst wenn man den Toreingang betreten und alle vorhandenen Aufgänge angeschaut hatte, gewährte man durch die Glasscheibe einer Türe ein Schild in deutscher Sprache, auf dem zwar nicht „Buchausstellung“ oder „Deutsche Gemeinschaft“ stand, aber etwas, was nicht weniger bedeutungsvoll ist, nämlich: *„Für Herren“*. Und am Treppensatz unter diesem Schild, lagen auf, unter und neben einem Tisch packweise Prospekte: „Deutschland im Deutschen Buch“. Sie schienen gelangweilt auf Abnehmer zu warten, die sich nicht einstellen wollten.

Ein großer stattlicher Raum diente als Buchausstellung, daß heißt, auf einem großen Tisch in der Mitte des Raumes und auf kleineren Tischen an den Wänden hatte man einige Bücher verteilt, ungefähr 500 bis 600 Stück; der Dekorateur, den man mit ihrer Aufstellung betraut hatte, konnte es nicht schwer gehabt haben. Man hatte den Eindruck, in eine Auktion von Restbeständen einer Buchhandlung hineinzukommen, denn selbst eine kleine französische Buchhandlung würde sich schämen, nur eine so geringe Anzahl von Büchern vorweisen zu können.

Kein Wunder, daß man Mühe hatte, sich vorzustellen, daß dies angeblich die Buchausstellung eines Landes sein sollte, wo einmal ein Goethe gelebt hat. Aber richtige Nationalsozialisten sind eben bescheidener in ihren Ansprüchen: wenn ein Hitlerbild und eine Hitlerbüste vorhanden sind, dann ist eben für sie die Ausstellung vollständig.

Nichtsdestoweniger konnte auch ein anderer etwas aus der „Ausstellung“ erfahren. Der große Tisch in der Mitte des Raumes, also im Mittelpunkt der Ausstellung, diente zur Hälfte dem „Auslandsdeutschtum“ und Kolonialschrifttum, zur Hälfte dem nationalsozialistischen Geschichts- und Wehrschrifttum. Diese Literatur bildete

nicht nur den Mittelpunkt der „deutschen Buchausstellung“, sie war auch entsprechend der ihr zugedachten Bedeutung mit den umfangreichsten Werken vertreten. Da machte sich ein dicker Band „Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg“, von Regierungsrat Dr. v. Schnee, ehemaligem Gouverneur, in den deutschen Kolonien, breit. Daneben standen 2 Bände: „Kolonien im 3. Reich“ von H. W. Bauer, dann folgten die ganzen Schriften der deutschen Kolonialforschungsgesellschaft. Das „auslandsdeutsche“ Schrifttum bezeugte vor allen Dingen seine Anteilnahme an den Sudetendeutschen, denn die „Vorgänge in Böhmen sind symbolhaft für das gesamte Auslandsdeutschtum“, ist in dem bereits erwähnten Katalog zu lesen. Diese „symbolhaften“ Sudetendeutschen wurden also in der Ausstellung vertreten durch einen Bildbericht von Karl Hermann Franck, „Sudetendeutschtum in Kampf und Not“, durch „Kampf in Böhmen“ von Hans Krebs, und noch etlichen anderen umfangreichen Schmökern.

Geschichte gab es nur „auf rassischer Grundlage“ und unter dem Motto „Aufbau des Reichs“, darunter 2 Bände „Aufstieg des Reiches“ von Erich Marks, „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage“ von W. Erbt, „Die deutschen Freikorps 1918–1923“ von F. W. Oertzen. Aber auch Bismarck und Freiherrn von Stein hatte man die Ehre gegeben, mit ihren gesammelten Werken als Zeugen für den „Aufbau des Reiches“ aufzutreten, obwohl sich beide, lebten sie noch, der eine mehr der andere weniger, weigern würden, etwas mit dieser Gesellschaft zu tun zu haben.

An „Wehrpolitischem Schrifttum“ hatte man aus Gründen der Zweckmäßigkeit nur einige Broschüren hingelegt, einige „Jahrbücher der Wehrmacht“, das Buch von Stellrecht, die „Wehrerziehung der deutschen Jugend“, von Walter Kayser „Die nationalpolitische Bedeutung der Wehrmacht“.

Das Hitlerbild wachte über die sogenannten „Standard-Werke der nationalsozialistischen Literatur“, die auf einem die Wand unter diesem Bild ausfüllenden Tisch aufgebaut waren. Auf einem Zettel stand „Nationalsozialistischer Aufbau“, und unter diesem „bescheidenen“ Titel wurden geboten: „Mein Kampf“ von Adolf Hitler, in prachtvollem Ledereinband, „Mythus

des 20. Jahrhunderts“ von A. Rosenberg und einige andere Schmöcker nationalsozialistischer Bonzen.

Die geringere Bedeutung der übrigen Literaturgattungen, namentlich der schönen Literatur, veranlaßte die Aussteller, ihnen nur einige kleine Tische zur Verfügung zu stellen, die scheinbar einem Kinderzimmer entnommen waren. Teils geschah dies wohl auch deswegen, weil man wirklich nicht mehr Platz für die vorhandenen Bücher benötigte. Auf drei kleine Tische verteilt lagen insgesamt 136 Werke der schönen Literatur aus. Es roch hier stark nach Wald und Wiese, nach Zufriedenheit und bescheidenen Lebensglück, nach Bauernadel, nach Reich der Kindheit, nach Reiseabenteuern und schließlich nach Antibolschewismus.

In dieser Abteilung durfte sich die in Deutschland verbliebene, gleichgeschaltete Mittelmäßigkeit mit Mittelmäßigem breit machen, da es noch immer, wie Goebbels auf der Tagung der Reichskulturkammer festgestellt hat, an künstlerischen Qualitäten mangle, die die Ideen des Nationalsozialismus gestalten. Also mußte man sich mit Will Vesper („Das harte Geschlecht“), mit J. Ponten („Volk auf dem Wege), mit „Hu Lu“ von Schmidthonn, mit „Die Pioniere von Eilenburg“ von Lersch begnügen. Was die „Gefeierten“, die Träger des „Nationalpreises“ geschrieben haben, ist herzlich wenig, und die Zöberlein, Möller, Bethge, Schumann, Zillich konnten sich daher kaum bemerkbar machen.

Hesse und Leo Weismantel mußten dazu dienen, die Lücken mit älteren Werken oder Neuauflagen ein wenig auszufüllen. Alfred Karrasch war nur mit seiner 1932 erschienenen Fischergeschichte „Winke, bunter Wimpel“ vertreten.

Ein anderer Tisch zeigte die Aufschriften „Literaturgeschichte“, „Sprache“ und „Schrift“. Doch die vier Bände Naders Literaturgeschichte wurden 1929 verlegt, Angelus Silesius und Hölderlins Werke war alles, was man an literarischem Erbe bieten konnte, Brockhaus' Konversationslexikon war mit der letzten nationalsozialistisch verfälschten Ausgabe vertreten, Gerhart Hauptmann durfte seine „Epischen Werke“ ausstellen. Die allerneusten Er rungenschaften auf diesem Tisch waren Broschüren: „Das Bauerntum in der deut-

schen Dichtung unserer Zeit“ von Arno Mulet, und ähnliches.

Es folgte noch ein Tisch mit Landschafts-, Tier- und Waldbüchern, wie H. Löns, „Was da kreucht und fleucht“ (1922), P. Eipper, „Dein Wald“, „Die schönsten deutschen Städte“, usw. Damit war der Rundgang durch die Ausstellung der im Dritten Reich noch zugelassenen Restbestände einer einst weltberühmten deutschen Literatur und des an ihrer Stelle getretenen Ersatzes beendet.

Diese Ausstellung hat ihre Aufgabe vortrefflich erfüllt — gab sie doch ein Bild der durch den Nationalsozialismus auf dem Gebiete der Literatur angerichteten *Verwüstung und Vernichtung*, nachdem vorher sechs Monate lang die Buch-Ausstellung des *SDS* den Weltausstellungsbesuchern für den *Aufbau* einer neuen deutschen Literatur im Sinne der besten freihheitlichen Traditionen des deutschen Schrifttums gezeigt hatte.

Kobmann

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

Tschechoslowakei

Die Verleihung des deutschen Staatspreises an Robert Michel hat in der tschechischen fortschrittlichen Presse, besonders in den Literaturzeitingen, ein sehr ungünstiges Echo hervorgerufen. Der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei“ benutzte eine Vorsprache beim Unterrichtsminister, um auch in der Staatspreisfrage eine Regelung im Sinne der Forderungen der fortschrittlichen Schriftsteller zu verlangen. Der Verband erhielt die Zusicherung, daß künftighin bei der Zusammenstellung der Staatspreis-Jury seine Vorschläge berücksichtigt werden sollen. Bei der gleichen Vorsprache wurde dem Unterrichtsminister das Projekt einer großzügigen Förderung der demokratischen sudetendeutschen Literatur vorgelegt. Dieses Projekt sieht unter anderem die Schaffung eines Literaturfonds für Reise- und Studienstipendien vor. Der Minister sagte eine positive Erledigung der verschiedenen Forderungen zu und stellte dem Schutzverband 5 000 Kronen für den Herder-Preis 1938 zur Verfügung.

Gleichzeitig mit der — vorher viel umkämpften — Schaffung eines deutschen Senders wurde die Umwandlung der „Deutschen Gesellschaft für Wissenschaften und Künste“ in eine „Deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste in der Tschechoslowakei“ beschlossen. Damit sind zwei bedeutsame Forderungen der deutschen demokratischen Öffentlichkeit in der Tschechoslowakei erfüllt worden. Abzuwarten bleibt allerdings, ob Sender und Akademie auch im demokratischen Sinne arbeiten werden. Die Henlein-Partei und ihre tschechischen Protektoren sind schon am Werk, um ihren Vertrauensmännern Einfluß in den beiden Institutionen zu sichern.

Eine große Anzahl proletarischer und demokratischer Organisationen von Gablonz veranstalteten eine „Kundgebung für freie deutsche Kultur“.

Die Krise in der Leitung des großen prager Volksbildungsvereins „Urania“ (über die wir in unserer letzten Chronik berichteten) konnte bisher noch nicht beseitigt werden. Die aktivistischen Parteien — Deutsche Sozialdemokraten, Bund der Landwirte, Demokraten und Christlich-soziale — hatten als ihren Kandidaten für den Direktorposten den Mitherausgeber des sozialdemokratischen „Kampf“ und Redakteur des „Sozialdemokrat“, Dr. Emil Franzl, vorgeschlagen. Seine Wahl schien gesichert, da platzte eine Skandalaffäre mitten in diese Kombinationen hinein: Franzl nahm an dem Begräbnis von Henleins Freund und Berater Rutha teil. Rutha, der wegen Unzucht mit Minderjährigen angeklagt war, hatte im Gefängnis Selbstmord begangen. Durch die demonstrative Beteiligung an Ruthas Begräbnis wurden Franzls freundschaftliche Beziehungen zu führenden Kreisen der Henlein-Partei in der breiten Öffentlichkeit bekannt. Er mußte seine Redakteursstellen niederlegen und aus der Sozialdemokratischen Partei austreten. In unserer letzten „Chronik“ hatten wir uns bereits mit Franzl beschäftigt und dabei auf seine Rolle als Protektor Otto Strassers, Trotzkis, Willi Schlamms und anderer, als Mitarbeiter einer sozialdemokratischen Zeitschrift recht seltsam anmutender Figuren hingewiesen.

Der „Kulturausschuß der Liga für Menschenrechte“ veranstaltete eine Reihe gelungener Abende. Rudolf Fuchs sprach über Petr Bezruč, Werner Ilberg berichtete über neue deutsche Romane. Hanns Eisler behandelte das Thema „Moderne Musik“. Ernst Bloch las unter der Devise „Ein vergessener Klassiker“ aus Niebergalls „Datterich“; im Anschluß daran gab er ein lebendiges Bild des zu Unrecht in Vergessenheit geratenen hessischen Dichters.

Im Heim der deutschen Emigration (Prag-Strašnice) fand ein Fest „Künstler laden ein“ statt. Eine große Anzahl bekannter Maler und Zeichner, Deutscher und Tschechen, hatten Werke zur Verfügung gestellt, die zu Gunsten der Emigrantenhilfe versteigert wurden. Vor Weihnachten fand, ebenfalls im Emigrantenheim, eine zweite Veranstaltung „Schriftsteller laden ein“ statt. Eine Buchausstellung zeigte das Schaffen der freien deutschen Schriftsteller. Emigrierte Schriftsteller und Vertreter der deutschen Literatur in der Tschechoslowakei lasen aus eigenen Werken und aus den Büchern ihrer in Spanien kämpfenden Kameraden.

Die in Prag lebenden fortschrittlichen deutschen Schriftsteller organisierten vor Weihnachten eine Liebesgaben-Aktion für die deutschen Schriftsteller in Spanien. Es wurden Pakete an Gustav Regler, E. E. Kisch, Bodo Uhse, Kurt Stern, Peter Kast, Theodor Balk, Willi Bredel, Alfred Kantorowicz, Erich Weinert, Hans Marchwitza, Walter Keller und andere gesandt.

Der Verlag Mercy, Prag, brachte eine Kafka-Biographie von Max Brod heraus. Bei Eugen Prager, Bratislava erschien ein Masaryk-Buch Josef Hofbauers. Im Verlag Julius Kittl, Mährisch-Ostau erschien das Reisebuch „Die große Mauer“ von Josef Wechsberg.

Von deutschen Büchern wurden ins Tschechische übersetzt: Bruno Franks „Der Reisespaß“, Max Zimmerings „Das gelobte Land“ und eine Auswahl von Mathias Claudius' Gedichten.

H. W-h

ZUM ERSTENMAL: HERDERPREIS

In der Nr. 1, 1936, dieser Zeitschrift wurde berichtet, daß der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei“ einen Literaturpreis schaffen wolle, der den Namen Herders tragen werde. „Der Herderpreis“, so hieß es,

„wird von Schriftstellern an Schriftsteller vergeben; Kameraden sollen in kameradschaftlicher Weise fördern und helfen: indem Vertreter des Schrifttums das Werk eines der Ihren auszeichnen, ehren sie sowohl die Literatur wie sich selbst. Schon das verpflichtet zu ernster und unparteilicher Prüfung und selbstloser Entscheidung. Die Satzung, an die sich die Preisrichter zu halten haben, ist weit genug, um jede Benachteiligung eines literarischen Genres, eines Stils, einer literarischen Tendenz auszuschalten. Nichts anderes wird von Werk und Autor, die ausgezeichnet werden sollen, verlangt, als daß sie der Wahrheit dienen und der großen Tradition der deutschen Literatur würdig seien... Um den Preisrichtern die Möglichkeit zu geben, mehr als nur einen Schriftsteller auszuzeichnen, wurde die Institution der Herderpreis-Ehrungen geschaffen... Preisträger kann jeder Schriftsteller werden, dessen Arbeit den Herderschen Postulaten: Wahrheit, Menschlichkeit, Kulturfortschritt und Freiheit nicht zuwiderläuft.“

Am 18. Dezember 1937 (dem Todestag Herders und dem Tag des Amtsantritts Dr. Eduard Benešs, Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik, der die Summe von 5000 Kronen für die erste Preisverteilung gespendet hatte) wurde erstmalig die Entscheidung der Herderpreisjury bekanntgegeben. Dies und der Umstand, daß der tschechoslowakische Staatspreis für deutsche Literatur in den letzten zwei Jahren an höchst mittelmäßige und betont undemokratische Schriftsteller vergeben worden war, bewirkten, daß dem Urteil der Herderpreisjury mit besonderem Interesse entgegengegangen wurde. Hat sie sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt? Sie ist zu dem Entschluß gekommen, den Preis zu teilen. Rudolf Fuchs und Josef Mühlberger sind die Preisträger. Die drei Ehrungen wurden Thomas Mann, F. C. Weiskopf und Heinrich Fischer zuerkannt.

Die Jury ist in ihrem Wunsch nach größter Objektivität und Unparteilichkeit vielleicht etwas zu weit gegangen, indem sie neben dem betonten Demokraten Fuchs auch den noch immer in reichsdeutschen Verlagen publizierenden, von Gerhart Hauptmann schwärmenden, am liberalen „Prager Tagblatt“ ebenso wie an der Hensleinschen „Zeit“ mitarbeitenden Josef Mühlberger mit dem Preis bedachte. Aber diese Weitherzigkeit gegenüber dem in allzuvielen Sätteln sitzenden Mühlberger wird aufgewogen durch die Ehrung von Thomas Mann, Rudolf Fuchs und F. C. Weiskopf. Durch die Auszeichnung dieser drei Schriftsteller, deren Bekenntnis zur freien, antifaschistischen deutschen Literatur bekannt ist, hat die Herderpreisjury tatsächlich sich selbst und die Literatur geehrt, hat sie ihre Entscheidung in Herderschem Sinne getroffen.

a. wg.

DEMANTEN UND KOHLDUNKEL

Wir haben in diesen Blättern verschiedentlich Proben von den Folterhandlungen gegeben, die die Nationalsozialisten an der deutschen Sprache vornehmen. Wir wollen nicht ungerecht sein. Gefoltert wird die deutsche Sprache nicht nur innerhalb der Grenzen des III. Reichs.

Als Material zu einem noch zu schreibenden Aufsatz über die Entwicklungswege der modernen deutschen Kunstsprache seien im folgenden Beispiele aus einem soeben außerhalb Deutschlands erschienenen Roman angeführt. Gewiß erscheinen ständig in der ganzen Welt Bücher, in denen die deutsche Sprache mißhandelt wird. Es lohnt sich nicht, diesen Erzeugnissen nachzugehen, soweit es sich um Durchschnitts- und Unterdurchschnittsprodukte von Unterhaltungsschriftstellern handelt. Aber hier geht die Rede von dem Buch eines Mannes, der sich seit je als einen der Hüter der gepflegten Kunstsprache bezeichnet hat, um Rudolf Borchardt und sein im vorletzten Heft dieser Blätter besprochenes Buch „Vereinigung durch den Feind hindurch“. Es scheint uns auch deshalb notwendig, diese Sprachgreuel niedriger zu hängen, weil ein Herr Bettex im „Kleinen Bund“ (Bern) anläßlich des neuesten Borchardt von einer „vor lauter Streben nach Kleistischer

Strenge (!) fast (!) überformten Sprache“ spricht. Also:

„Ysi, von seinem Koffer her trotz halben Verdrusses lachend, sah die kleine Gräfin blitzschnell einen scharlachroten Schlafrock aus einem anderen gegriffen, und mit einem Katzensprunge auf einem Schemel, dort oben mit steinschwarzen Drohaugen einen Goltstock wirbeln, unter dem eingebilddete Köpfe fielen“ (S. 40).

„Hatten diese schweisgsamen dunkelblauen Augen mit dem wie eine Hand zufassenden Blick sich voll aufgeschlagen, so nahm Frau Zierls Werbung ihre Linie rasch auf die schlechten Zeiten zurück und entzog sich dem Drucke“ (S. 86).

„Das große Mädchen, den edlen Kopf um den Hauch geneigt, der ein verbindliches Anhören, wie gegen ein Verse aufsagendes Kind, bezeichnet, blickte nachsichtig auf den verstörten kleinen Mann mit der zusammengefallenen Allüre“ (S. 94).

„Sie suchte in sich nach ihrem Stolze und fand ihn nicht, es beleidigte sie, nun da die Gegenstände ihr taghell ins Gesicht blickten, ihre Hoffnung, soeben von einem Manne getäuscht der im Gehen war, an einen Mann der im Kommen war zu hängen, nach Art unterwürfiger Weiber, und sie trank sich, während sie das herrliche Haar wusch und ausdrückte, an der keuschen Bitterkeit des Gedankens satt und kühl“ (S. 165).

„Auch dunkle Stiefgeburten des Seins passieren am Bogen ihrer Geschichte durch den gewitternden Punkt, an dem er die Gattung schneidet, und entstehen zu einer unglaublichen Farbe oder einer unerhörten Klage...“ (S. 305).

„Während die kleine Frau mit trockenen, glühenden Augen in ihren Pelz schlüpfte und die Handschuhe knöpfte, saß Jene, wieder ganz ruhig und gleichmütig geworden vor ihr, so schlicht, wie sie sich jetzt immer trug, im dunklen Rock und weißen Batist, der Arm ordnete hinten in dem ungebärdigen Haare, das sie nie geschnitten hatte, sondern trotz seiner Fülle zu verstecken wußte. Frau Ziel war gekommen und gegangen, die beiden Kontraste sahen sich aus demanten in kohldunkle Augensterne“ (S. 111).

Ja wirklich: Demanten und Kohldunkel! Aber vielleicht muß man solche Worte

and solche Sätze schreiben, wenn man sein Buch „zum Dank für fürstliche und menschliche Freundschaft“ jemandem widmet, der den immerhin imposanten Namen trägt: „Marion - Baronin - Franchetti - Geborene - Frein - von - Hornstein - Hohenstoffeln - Schöpferin - und - Herrin - von - Bellosguardo“?

Noblesse oblige — auch wenn man nur bei ihr zu Gaste ist!

B. Z.

„GUERNICA“ VON PABLO PICASSO

Die ersten revolutionären Vorstöße der frühen „Bundschuh“ und „Armen Konrad“ hatten die Felder Süddeutschlands mit Bauernknochen besät. Weder Sieg noch Niederlage waren entschieden. In dieser Zeit entstand das erhabenste, zugleich das fürchterlichste Kunstwerk der Malerei: am Altar von Isenheim hing der gefolterte Mensch, aus dem schwarzen Hintergrund herausstinkend vor Eiter und Verwesung. Neben ihm schlug Grünewald seine These — seine einzige — an, und ein mächtiger bäuerischer Johannes streckt seine Hand zu ihr empor, zu dieser These: *illum oportet crescere!* Jener muß wachsen!

Als Otto Dix, der uns im Stich gelassen hat, seine gefolterten Soldaten, eitrig und verwest aus dem Schützengraben herausstinken ließ, waren die Felder Europas mit den Knochen der Armen besät und die ersten revolutionären Vorstöße der Modernen standen zwischen Sieg und Niederlage. Man hat dieses furchtbare und heilsame Bild sehr oft mit Grünewald verglichen. Die vollendete Abschachtung des Menschlichen, die Transponierung über die Grenze der Fäulnis ist auch hier bis zu den Fingernägeln durchgeführt. Dennoch fehlt etwas, das wesentlicher fast ist als alles Gemeinsame: kein Glaube steigt mehr aus diesem Bodenschlamm, kein wiedertäuferischer Bauer spreizt seine Hand zu einem Manifest hin. So spürt man auch: diese Toten sind keine Opfer, sie sind Verunglückte des Krieges — kein Menschensohn ist hingerichtet worden, sondern politischer Staub sank zu Staub.

Picassos großes Werk, die Bombardierung Guernicas, bleibt, was die Kraßheit anlangt, dem Dixschen Schützengraben nichts schuldig. (Wer hätte übrigens den unrealen Formen solch realistisch greifbares Grauen je vorausgesagt!) Es mögen sich andere und an anderer Stelle mit dem Wert des Bildes für die Kunst befassen. Was mich packte, und sofort — und gleich im Sinne dessen, was vom Defaitisten Dix zum kämpferischen Wiedertäufer Grünewald die Brücken schlägt — das ist der Stier, der sich aus der Katastrophe erhebt: unerschüttert harrt er inmitten der Hölle. keine Muskel denkt an Flucht in dieser allgemeinen Flucht. Mit bösen, scharfen Hörnern sucht er, nervös peitscht sein Schwanz — er sieht nur den Gegner noch nicht, auf den er sich augenblicks stürzen wird.

Auch dieses Werk ist zwischen den noch nicht gefallen Würfeln entstanden — gleicht so selbst durch die Stunde der Geburt den beiden andern Werken — von beiden wieder mehr noch dem ersten durch seinen Geist des Widerstandes dort, wo alles rings zur Hölle niederfährt. Dix hob in der Aula der dresdner Akademie die Hand zum Hitlergruß. Grünewalds Herz gehörte Thomas Münzer und Knipperdolling, Picasso kämpft für Spaniens Freiheit.

Johannes Wüsten

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Drei Gedichte von Johannes R. Becher sind seinem, im Vegaar-Verlag, Moskau, erscheinenden Gedichtband „Der Glücksucher und die sieben Lasten“ entnommen.

Februar von Barlud ist ein Ausschnitt aus einem gleichnamigen Roman des jungen Autors.

Der Ochse Amor ist ein Teil aus dem zweiten Band der „Erinnerungen“ von Martin Andersen-Nexö.

Hans Tombrock, ein deutscher Maler-Vagabund von Gregor Gog ist aus einer Biographie entnommen, die bereits in schwedischer Sprache erschienen ist. Die deutsche Ausgabe ist in Vorbereitung.

November 1937

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir um Unterstützung unserer Mitarbeiter und aller Leser.

KULTURKRITIK

- Ernst Bloch. Der Expressionismus. NW 45
M. Georg. Der Intellektuelle in der Volksfront. NW 46

ERBE UND GESCHICHTE

- Ernst Bloch. Das Jubiläum der Re-negaten. NW 46
Alfred Einstein. Glück. NZ 15. XI.
H. Linde. Jean Froissart. PT 14. XI.
Über die „Göttinger Sieben“. NZ 14. XI.
(Raoul Auernheimer), Soz. 18. XI. (Li-ven), Boh. 21. XI. (Kurt Kersten)

THEATER UND FILM

- Ilse Berend-Groa. Das deutsche Kollekti-Theater in Odessa. DZZ 20. XI.
Manfred Georg. Der Zola-film. PT. 5. XI.; Peter I. NW 46
Hugo Huppert. „Erde“ (Tragödie von N. Wirta) DZZ 21. XI.
Operator. Neue Filme („Wiegenlied“, „Die Recken der Heimat“, „Für die Sowjeth Heimat“, „Karo“) DZZ 11. XI.
„Pugatschow“, DZZ 17. XI.;
„Die Tochter der Heimat“ DZZ 20. XI.; über „Die Tochter der Heimat“ auch RF 27. XI.
Carl Misch. Peter I. PT 5. XII.
Maximilian Scheer. Der neue Brecht. NW 45
Über Leonhard Frank: Der Außen-seiter. NZZ 8. XI.

LITERATURKRITIK

- Über Willi Bredel: „Dein unbekann-ter Bruder“ NZtg 7. XI. (F. R. A.) Le Reveil Ouvrier 17. XI. (Gabriel Gobron)
Über Ilja Ehrenburg: No Pasaran. Le Reveil Ouvrier. 17. XI. (Gabriel Gobron)

- Über Ilja Ehrenburg: Ohne Atem-pause. ZiB 25. XI.
Über Oskar Maria Graf: PT 26. XI. (Kurt Kersten); Le Reveil Ouvrier 17. XI. (Gabriel Gobron); ABC 40 (I.M.) besprochen wurden die Romane „Bol-wiser“ und „Sitting“
Über Rudolf Fuchs: Bezruč. PrT 7. XI.
Über Hans Habe: Drei über die Grenze. NFP 21. XII.
Über Oedeon v. Horvath: Jugend ohne Gott. DWa 20. XI.; NZ 28. XI.
Über H. W. Katz: Die Fischmanns. Boh 18. XI.; NV 14. XI.
Über Alfred Wolfenstein: Die gefährlicher Engel. NZ 8. X. (Hrt.)
Über Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. NZ 7. XI.; NZZ 11. XI.; PrPr 17. XI. PT 19. XI (M. A.)
Über Anna Seghers: Die Rettung. RF 28. XI. (Leni Sachs)
Über Anna Siemsen: Spanisches Bil-derbuch. PT 19. XI. (Maria Arnold)
Über Upton Sinclair: Drei Freiwil-lige. ZiB 18. XI.
Über Friedrich Torberg: Ab-schied. DWa 20. XI.
Über Wilhelm Uhde: Vom Bismarck bis Picasso. PT 12. XI. (P. W.)
Über Jacob Wassermann: Olivia. PT 26. XI.
Über Paul Stefan: Don Giovanni. PT 26. XI. (E. Levi)
Über Ludwig Winder: Der Thronfol-ger. Boh 19. XI.; DWa 20. XI.
Über F. C. Weiskopf: Dar Herz — ein Schild. „Frauenrecht“ (Aarau) Nov.; Volk und Arbeit (Prag-Reichen-berg) Nr. 10. „Deutsch-Kanadische Volkszeitung“ 16. X. (Hugo Huppert)
Über Christa Windsloe: Passagiere. PT 19. XI.
Über Hedda Zinner: Unter den Dä-chern. PT 12. XI.

- Über Arnold Zweig: Lion Feuchtwanger in NW 45; Soz. 11.XI. (W.V.); PT 7. 10., 13. XI. (Tony Brook)
- Oskar Seidlin. Otto Brahm. NZ 26.XI.
- F. C. Weiskopf. Unterhaltungsliteratur (über Vicki Baum, Erich Falkner, Carl Zuckmayer) NW 46
- Anton Willimek. Die Gestalt des Tschechen in der sudetendeutschen Literatur (mit besonderer Wertung des Romans „Slawenlied“ von F. C. Weiskopf) in „Volk und Arbeit“ (Prag-Reichenberg) Nr. 10
- B. Václavěk behandelt in einem großen Artikel folgende Autoren: Fritz Erpenbeck („Aber ich wollte nicht feige sein“); Oskar Maria Graf („Abgrund“); Hans Marchwitza („Kumjats“); E. E. Noth („Einzelgänger“); Alfred Polgar („Sekundenzeiger“); Gustav Regler („Die Saat“); F. C. Weiskopf („Versuchung“); das Sammelwerk „Deutsche Frauenschicksale“; die Zeitschriften DW; IL; und MuW. Der Artikel erschien in „Moravsky-Vecernik“ 24.XI.
- E. S. Thomas Mann über den Ring des Nibelungen“ NZ 18.XI.
- Kriegsbriefe R. M. Rilkes. NZ 28. XI.
- DW 11 war eine Sondernummer „Zwanzig Jahre Sowjetunion“; VI 3.XI. war gleichfalls eine Sondernummer „Zwanzig Jahre Sowjetunion“.
- IL 10 brachte unter dem Titel „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ eine „Kleine Anthologie“, in der Johannes R. Becher, Klara Blum, Bertolt Brecht, Fritz Brügel, Rudolf Fuchs, Hugo Huppert, Rudolf Kramer, Max Herrmann-Neiße, Erich Weinert und Hedda Zinner mit Arbeiten vertreten waren. Das gleiche Heft brachte Auszüge aus Reden, die auf dem II. Internationalen Schriftstellerkongreß gehalten wurden (Kolzow, Bergamin, Malraux, Chamson, Benda, A. Tolstoi, Ehrenburg, Stawski, Wischniewski, P. C. Tunon, C. Valejo, N. Guillen, V. Saez)
- DA S DRITTE REICH
- G. Forster. Die akademische Jugend. DVZ 21.XI.
- Die Geheimnisse einer Milchfrau. DW 11.

- Alfons Goldschmidt. Für den Hauptmann der Universität Freiburg. IL 10
- Kurt Kersten. Romane der „deutschen Unruhe“. DW 11
- Max Strauß. Der gereinigte Knaur. PT 5.XI.
- Hermann Steinhausen. Oswald Spenglers Reden und Aufsätze. NZ24. XI.
- Paul Westheim. Kartonierte Säulen. NW 46
- Über Gerhart Hauptmann: NZ 25. XI. (M.M.); ABC 11.XI. (ef.) NV 21. X.
- Bartels über Hauptmann. PT 19.XI.
- Kunst im III. Reich. PrT 7.XI.
- Über die Buchwoche im III. Reich. PrPr 3.XI.
- vgl. auch Glossenteile in IL 10 und DW 11

VERSCHIEDENES

- W. Jurjew. Das Schaffen der Völker der Sowjetunion. DZZ 28.XI.
- Paul Westheim. Erinnerungen eines Kunsthändlers PT 19.XI.
- Pariser Ausstellungen. PT 16.XI.
- Ein basler Gelehrter und... Moskau I. I. Bachofen) Freiheit 1.XII.
- DZZ 5.XI. brachte zum XX. Jahrestag der Oktoberrevolution Äußerungen von Heinrich Mann, Romain Rolland, Becher, Kisch, Graf, Seghers, Huppert, Weiskopf, Lukacs, Gergely.
- * Die Buchausstellung (1837—1937) in Paris PT 24.XI.

ABKÜRZUNGEN

Boh — Bohemia, DVI — Deutsche Volks-Illustrierte, DVZ — Deutsche Volkszeitung, DW — Das Wort, DZZ — Deutsche Zentral-Zeitung, IL — Internationale Literatur, NW — Neue Weltbühne, MuW — Maß und Wert, NZ — Nationalzeitung, (Basel), NZZ — Neue Zürcher Zeitung, Pr — Prag, PrPr — Prager Presse. PrT — Prager Tagblatt, PT — Pariser Tageszeitung, RF — Rote Fahne (Prag), Soz — Sozialdemokrat (Prag), WfP — Wirtschaftskorrespondenz für Polen.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzkiy Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12.)

FRANKREICH — Messageries Hachette, Service Abonnements, 111, Rue Réaumur, Paris 2e.

BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique OBLA, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.

Č. S. R. — Melantrich, akc. spol. Knihupectví — odd. slovanských knih, Praha II., Václavské nám. (Účet, pošt. spoř. 20208).

SCHWEIZ — Administration du Journal „Le Travail“, 39, Rue de Lausanne, Genève.

NORD & SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York N. Y. U.S.A.

ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St., London, W. C. 2.

LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleja, 46, Kaunas.

„Spaudos Fondas“. Laisves al. 62, Kaunas.

SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones“. Diputacion 260. Barcelona.

LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga.

ESTLAND — Töökool V. Pärnu mnt. 28 Tallinn.

RUMÄNIEN — Biroul Central de Presa „Luvru“, Strada Oituz 14, București I.

PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P.O.B. 223 Haifa.

AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty Ltd., 124 Oxford Street, Sydney.

UdSSR — Jourgaz-Verlag, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 112 Textseiten.

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Frankreich . . . Frs. fr.	11.25	22.50	45.—	4.50
USA \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Schweiz schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Tschechoslowakei . . Kč	17.50	35.—	70.—	7.—
Belgien b. Frs.	12.00	20.—	40.—	4.—
England £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Rumänien Lei	70.—	125.—	240.—	25.—
Estland est. Kr.	1.75	3.50	7.—	0.70
Norwegen n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Dänemark d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
Schweden schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
UdSSR Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

Zuschriften an die Redaktion sind zu richten an.

Redaktion „Das Wort“ Jourgaz-Verlag, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion des „Wort“ in Moskau. Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.